



BRAUNSCHWEIGISCHES  
LANDESMUSEUM

# ARCHÄOLOGISCHE BEITRÄGE ZUR ERFORSCHUNG DER GESCHICHTE DES BRAUNSCHWEIGER LANDES – ZUM GEDENKEN AN HARTMUT RÖTTING (1932-2015)

*Dietmar Brandes, Michael Geschwinde,*

*Heike Pöppelmann und Henning Steinführer (Hrsg.)*

Forschungen und Berichte des  
Braunschweigischen Landesmuseums  
– Neue Folge – Band 3







Archäologische Beiträge zur Erforschung der Geschichte des Braunschweiger Landes –  
Zum Gedenken an Hartmut Rötting (1932-2015)



BRAUNSCHWEIGISCHES  
LANDESMUSEUM

Forschungen und Berichte des  
Braunschweigischen Landesmuseums  
– Neue Folge – Band 3

Zugleich  
Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig  
Band 6



**Braunschweig**  
Stadtarchiv

Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://www.dnb.ddb.de> abrufbar.

# ARCHÄOLOGISCHE BEITRÄGE ZUR ERFORSCHUNG DER GESCHICHTE DES BRAUNSCHWEIGER LANDES – ZUM GEDENKEN AN HARTMUT RÖTTING (1932-2015)

 *Dietmar Brandes, Michael Geschwinde,*

*Heike Pöppelmann und Henning Steinführer (Hrsg.)*

## Impressum

Herausgeber:  
Braunschweigisches Landesmuseum  
Burgplatz 1  
38100 Braunschweig  
e-mail: [info.blm@3landesmuseen.de](mailto:info.blm@3landesmuseen.de)  
[www.3landesmuseen.de](http://www.3landesmuseen.de)

Redaktion:  
Michael Geschwinde,  
Henning Steinführer,  
Heike Pöppelmann

Layout:  
Britta Freise

Gesamtherstellung:  
oeding print GmbH, Braunschweig

Verlag Uwe Krebs, 38176 Wendeburg, 2021  
ISBN 978-3-932030-94-9

Mit Unterstützung der Braunschweigischen Stiftung



**Braunschweig**  
Stadtarchiv

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b> .....	<b>007</b>
— Cord Meckseper	
<b>Erinnerungen an Hartmut Rötting</b> .....	<b>009</b>
— Heiko Steuer	
<b>Stadtarchäologie in Braunschweig – Eine kritische Bestandsaufnahme</b> .....	<b>013</b>
— Michael Geschwinde	
<b>Die Königspfalz Werla im Vexierbild der Ausgrabungen</b> .....	<b>033</b>
— Karsten Kablitz	
<b>Die Befestigungen im Nordwesten der Stadt Braunschweig im 12. und 13. Jahrhundert im Licht archäologischer Befunde</b> .....	<b>045</b>
— Dirk Rieger	
<b>Das „norddeutsche Doppelhaus“ nach Hartmut Rötting. Eine städtische Bauform des hohen Mittelalters</b> .....	<b>061</b>
— Christine Kellner-Depner	
<b>Von der Ausgrabung in die Ausstellung: Der mittelalterliche Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen</b> .....	<b>071</b>
— Heike Pöppelmann	
<b>Das Abtgrab 5 aus St. Aegidien, Braunschweig</b> .....	<b>093</b>
— Michael Heinrich Schormann	
<b>Die Grablege der Herren v. Weferling zu Watzum im Landkreis Wolfenbüttel</b> .....	<b>111</b>
— Wolfgang Meibeyer	
<b>Urlandschaft und mittelalterliche Gewässer im engeren Stadtgebiet von Braunschweig</b> .....	<b>135</b>
— zusammengestellt von Michael Heinrich Schormann und Henning Steinführer	
<b>Schriftenverzeichnis Hartmut Rötting</b> .....	<b>145</b>
<b>Verzeichnis der Autorinnen und Autoren</b> .....	<b>151</b>



# Vorwort



Am 16. und 17. Februar 2016 fand im Neuen Senatssaal der Technischen Universität Braunschweig ein wissenschaftliches Kolloquium zum Gedenken an den langjährigen Braunschweiger Bezirksarchäologen Hartmut Rötting statt. Die Initiative für diese Veranstaltung war vom damaligen Präsidenten der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, Herrn Prof. Dr. Dietmar Brandes, ausgegangen. Als Kooperationspartner konnte das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege (Bezirksarchäologie Braunschweig) gewonnen werden. Das Anliegen des Kolloquiums war es, das wissenschaftliche Lebenswerk von Hartmut Rötting zu würdigen. Von seinen zahlreichen und thematisch weit gefächerten Arbeiten sind wichtige Impulse für die Archäologie in Niedersachsen ausgegangen, die sich in den Beiträgen des vorliegenden, aus den auf dem Kolloquium gehaltenen Referaten hervorgegangenen, Sammelband widerspiegeln.

Hartmut Rötting wurde 1932 im thüringischen Neustadt an der Orla geboren. Noch in den 1930er Jahren verzog die Familie nach Gotha, wo Rötting seine Schulausbildung absolvierte und das Abitur ablegte. Als ihm der angestrebte Studienplatz für Forstwissenschaft verwehrt wurde, verließ Hartmut Rötting die DDR und studierte zunächst in Marburg und Innsbruck Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Anschließend war er in Wien als freiberuflicher Regisseur und Dramaturg tätig. 1962 ging er nach (West-)Berlin, wo er 1966 ein Studium der Ur- und Frühgeschichte an der Freien

Universität begann. Seine 1973 entstandene Magisterarbeit beschäftigte sich mit dem Gräberfeld von Cleverns. Anschließend war er an Ausgrabungen in Ostfriesland und Lübeck beteiligt. 1976 wurde er zunächst Dezernent für archäologische Denkmalpflege und später bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1997 Bezirksarchäologe in Braunschweig, wo er sich insbesondere Fragen der Braunschweiger Stadtarchäologie zuwandte. Seit 1980 hatte Hartmut Rötting einen Lehrauftrag für Ur- und Frühgeschichte an der Technischen Universität Braunschweig. 1991 wurde er zum Honorarprofessor ernannt. Im Jahr 1994 wählte ihn die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft zu ihrem ordentlichen Mitglied.

Die Drucklegung dieses Bandes hat sich aus verschiedenen Gründen erheblich verzögert. Die Herausgeber danken den Autoren und Autorinnen daher nicht nur für ihre bereitwillige Ausarbeitung ihrer Beiträge, sondern auch für ihre Geduld in der langen Entstehungsphase dieses Buches. Die Drucklegung dieses Bandes wurde unterstützt durch das Stadtarchiv Braunschweig. Daher erscheint der Band parallel als Band 3 der Forschungen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseums sowie als Band 6 der Reihe Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig

Die Herausgeber und die Herausgeberin  
Braunschweig, im Dezember 2020





# Erinnerungen an Hartmut Rötting

**Cord Meckseper**

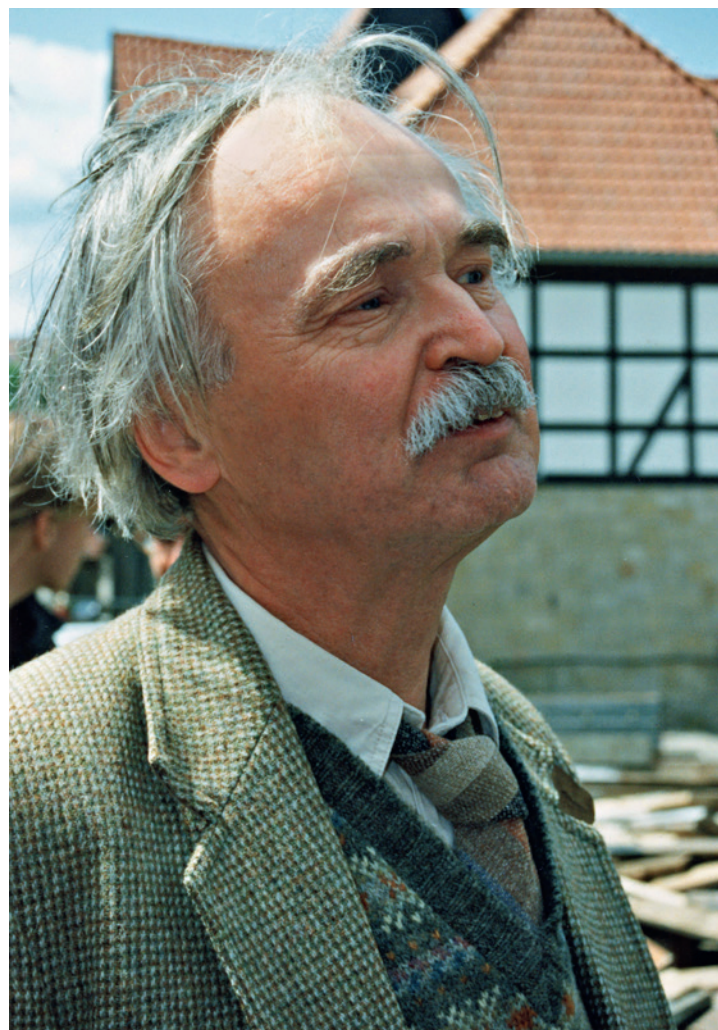
Gefragt, ob ich bereit wäre, einige persönliche Erinnerungen an Hartmut Rötting zu formulieren, hatte ich zunächst gezögert. Sicher – ich habe ihn gekannt, wir hatten immer wieder einmal Kontakt. Am Ende trennten uns allerdings rund 150 Jahre, also anderthalb Jahrhunderte. Was jedoch vernünftiges gemeinsames Essen beim Italiener nicht ausschloss. Wie es dazu kam, sei hier knapp berichtet.

Meine erste Begegnung mit Rötting fand anlässlich eines Abendessens im Haus des damals noch in Braunschweig lehrenden Mediävisten Joachim Ehlers statt. Ich verfügte längst über ein bestimmtes Bild von Archäologen und wurde nun von Rötting überrascht. Zum einen von scheinbar äußeren Dingen: Seine Haltung, seine Gestik, sein ebenso sicheres wie charmanter Auftreten; dann sein im Gespräch zutage tretender, literarischer Bildungshorizont. Die Art und Weise auch seiner Formulierungen: Wie ernst meinte er so manches, was er sagte – versteckte sich dahinter bisweilen gewisse Ironie? Andererseits seine von dezidierten Überzeugungen getragene, fachliche Begeisterungsfähigkeit. Dass die archäologische Aktivität Röttings erst mit dem fast Vierzigjährigen begonnen hatte, sich davor ein Teilstudium der Theaterwissenschaft verbarg und zunächst von einer beruflich einschlägigen, offenbar in Wien bis heute wirksam gebliebenen Praxis gefolgt wurde, erfuhr ich erst später.

Erstmals dienstlich hatte ich mit Rötting zu tun, nachdem mir 1979 der Vorsitz für die inhaltliche Konzeption der Niedersächsischen Landesausstellung „Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650“ (Braunschweig 1985) übertragen worden war. Hartmut Rötting hatte Interessantes ans Licht gebracht und war für einschlägige Beiträge im vierbändigen Katalog zu gewinnen. Von den Göttinger Universitätskollegen im Arbeitsausschuss wurde ich allerdings gewarnt: „Der publiziert nicht!“ War es akademischer Hochmut gegenüber dem nur mit dem Titel eines Magisters ausgestatteten? Ich erinnere mich an dichte, genaue Texte, an keine Probleme mit Ablieferungsterminen oder gar ausgefallenen Druckwünschen. Mit solchen konfrontierten mich ganz andere Autoren.

Anlässlich der Publikation des 1993 vom niedersächsischen Ministerium für Wirtschaft, Technologie und Verkehr (Referat Tourismus) herausgegebenen Reisehandbuchs „Wege in die Romanik“ hatte ich mich mit Hartmut Rötting innerhalb eines größeren Stabs von Fachautoren auf die Bearbeiter einzelner Bauwerke zu einigen. Er schlug für ein bestimmtes Bauwerk gewisser Grabungsergebnisse wegen einen Archäologen vor, ich plädierte aber aus Gründen architektonischer Qualität und Aussagekraft für einen Bau- oder Kunsthistoriker. Hier

gerieten nun jene fachdisziplinären Sichtweisen aneinander, die ich einmal auf den Punkt zu bringen versucht hatte, indem ich formulierte: *„Den geistigen Horizont des Archäologen bildet die Humusschicht über seiner Grabung, wogegen der Bau- und Kunsthistoriker reine Interpretationslyrik betreibt.“* Rötting löste unseren Dissens: Ein überströmend charmanter Telefonanruf unternahm es, mir zu verdeutlichen, es wäre der hohe Rang der in dem Bauwerk durchgeführten Grabung, deren Darstellung zwingend eine archäologische Autorschaft erfordere. Ich kannte die Grabungsergebnisse, fand sie so hochbedeutend nicht, gab mich aber von Rötting geschlagen.



**Abb. 1** Hartmut Rötting in Halberstadt 1990  
Foto privat





**Abb. 2** Hartmut Rötting bei archäologischen Ausgrabungen, 1980er Jahre  
Foto privat

Für mich gehörte er dennoch zu jenen Angehörigen seiner Disziplin, die ein Gespür für architektonische Fragestellungen besitzen. Bemerkenswert schien mir beispielsweise sein Ansatz, Fachkollegen des Bauingenieurwesens der Bodenpressung steinerne Kemenaten nachgehen zu lassen, um Indizien für eine denkbare Mehrgeschossigkeit zu gewinnen. „Zusammenarbeit mit naturwissenschaftlichen und technischen Fächern“ war im Nachruf auf ihn hervorgehoben worden. Und eine in diesem



**Abb. 3** Karikatur auf Hartmut Rötting, Wolfgang Hau, 20.12.1991  
Privatbesitz

Sinn „archäometrische“ Sektion war Teil eines Symposiums, das die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft zusammen mit dem damals noch existenten Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte im Dezember 2002 in Goslar unter Beteiligung des Braunschweigischen Landesmuseums und der Technischen Universität Braunschweig durchführte. Es war dieses Symposium, auf dem sich die eingangs genannte Trennung von rund anderthalb Jahrhunderten zwischen Rötting und mir auftrat.

Es ging um den möglichen Ort der ersten Goslarer Pfalzgründung: Liebfrauenberg oder Georgenberg, das war die Frage. Veranstaltet wurde das Symposium vor dem Hintergrund der Arbeit am Stichwort „Goslar“ des vom Max-Planck-Institut getragenen Repertoriums der deutschen Königspalzen, hier des Bandes „Niedersachsen“. Zur Diskussion standen vor allem die Ergebnisse der von Hartmut Rötting seit 1977 durchgeführten Bodenuntersuchungen südlich der Schmalseite des Goslarer Kaiserhauses. Dies vor dem Hintergrund der schon älteren These, die Anfänge der Pfalz könnten nicht am Liebfrauenberg, sondern auf dem Georgenberg gelegen haben. Beflügelt worden war die These durch eine erneute Grabung des Bauhistorikers Günther Borchers innerhalb der Grundmauern der namengebenden Stiftskirche St. Georg, deren eindeutig salische Gründungszeit er durch eine erste Saalkapelle bereits ottonischer Zeit ergänzte. Deren Datierung beruhte auf einer im Fundamentmauerwerk des salischen Baus gefundenen Kanntülle, die der Archäologe Hermann Hinz seinerzeit mündlich als „nicht älter als ottonisch“ eingestuft hatte, woraus in der Folge eine „abgesicherte“ Datierung „ottonisch“ entstand und eine anfängliche Gründung der Königspfalz auf dem Georgenberg denkbar wurde.

Nebenbei: Auf der Goslarer Tagung erstaunte mich, dass sie nur wenige hundert Meter entfernt von den noch sichtbaren Überresten der Georgenkirche stattfand, ohne dass sie während der Tagung einmal aufgesucht wurden. In meinem Tagebuch notierte ich seinerzeit ironisch: „Die Realität liegt vor dem Haus, ist aber uninteressant!“ Eine Ironie, die Rötting auf dem Symposium mit mir teilte! Sicher, die Tage Anfang Dezember waren kalt, in Goslar lag erster Schnee ...

Gleichsam erlösend zur Georgenbergfrage wurde Röttings 1993 auch in den Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft vorgestellte Interpretation seiner am Liebfrauenberg durchgeführten Bodenuntersuchungen empfunden. Kurz gefasst: Vor der südlichen Seite des Kaiserhauses zeichnete sich ihm ein aufgrund einer <sup>14</sup>C-Analyse in das erste Viertel des 11. Jahrhunderts, also in den Zeitraum Heinrichs II. datierender „königlicher Wohnturm“ ab. Innerhalb dieses Turms fand sich ein ihm noch vorausgehender, von Rötting gleichfalls als „Turm“ angesprochener und dem Fundmaterial nach in das 10. Jahrhundert datierender Bau. Womit für Rötting, wie dann auch auf dem Goslarer Symposium vorgetragen, ein herrschaftlicher Siedlungsbeginn am Liebfrauenberg schon vor dem letzten Ottonen Heinrich II. archäologisch gesichert schien.

All dem folgte ich mit Interesse, musste jedoch ein Urteil grabungserfahrenen Kollegen überlassen. Der Spalt von rund 150 Jahren zwischen Rötting und mir öffnete sich zu einem anderen Punkt. Röttings Bodenuntersuchungen hatten ihm eine

ottonische Schicht erbracht, die in direktem Kontext mit der mächtigen Fundamentplatte der südlich des Kaiserhauses gelegenen St. Ulrichs-Kapelle stand, mit ihr also gleichzeitig sein musste. Dies stand für mich in entschiedenem Widerspruch zur stilistischen Datierung der Kapelle. Völlig unstrittig ist diese erst im Laufe des 12. Jahrhunderts begonnen worden. Ihr Gliederungssystem – ein mehrfach gestuft profilierter Sockel, flache senkrechte Wandvorlagen (Lisenen) und ein abschließender Rundbogenfries – ist im (alt)sächsischen Raum frühestens um 1100 mit dem Neubau der unter Kaiser Lothar III. geweihten Damenstiftskirche in Quedlinburg zu fassen. Gab es in Goslar also eine Fundamentplatte, die erst anderthalb Jahrhunderte später eine Kapelle aufgesetzt erhielt? Für einen denkbaren Vorgängerbau sind bislang keine Spuren nachgewiesen.

Wiederum nur nebenbei: Zu Kaiser Lothar sei hier an die anlässlich der Öffnung seines Grabs in Königslutter von Rötting sogleich gebildete, fachübergreifende Arbeitsgruppe unter Einbeziehung naturwissenschaftlicher Disziplinen erinnert.

Seitens des Göttinger Max-Planck-Instituts war vorgesehen, die Goslarer Tagungsreferate im Rahmen der Reihe „Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung“ zu publizieren. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Die Gründe lagen letztlich auch bei Rötting. Auf dem Symposium stand er unter dezidiertem Verhör z. B. durch den erfahrenen Uwe Lobbedey. Mit mir hatte er sich schon zuvor ausgetauscht. Auf meine schon längst formulierte Skepsis gegenüber seiner Fundamentplattendatierung hin hatte er mich in die Wolfenbütteler Außenstelle des Braunschweiger Landesmuseums eingeladen. Ausführlich und eindringlich

versuchte er, mir seine Goslarer Liebfrauenbergfunde zu erläutern, ebenso machte er mich mit den restauratorischen Bearbeitern der Funde bekannt. Wir aßen dann in der Stadt – im Bibliotheksquartier beim „Italiener“(!) – zu Mittag und setzten unser fachliches Gespräch bis in den frühen Nachmittag fort, bewegten uns aber mehr und mehr im Kreis. Meinen Datierungsargumenten zur Ulrichskapelle folgte er mit seinem mir nicht unvertrauten, sibyllinischen Lächeln. Insgesamt machte er allerdings erstmals deutlicher einen etwas angeschlagenen Eindruck – der in der Folge auch von einigen Teilnehmern des Goslarer Symposiums geteilt wurde.

Hartmut Rötting war es nicht mehr vergönnt, seine Untersuchungen am Liebfrauenberg in Goslar aufgearbeitet zu publizieren. Inzwischen in der Literatur greifbare Skepsis gegenüber seinen Interpretationen vermag ohne Vorlage der vollständig dokumentierten Fund- und Befundrealität nicht konkretisiert zu werden. Hier hat Hartmut Rötting uns eine Verpflichtung hinterlassen: Der wissenschaftlichen Diskussion das von ihm und seinen Mitarbeitern erarbeitete Material bereitzustellen.

Hartmut Rötting wird auch mir als eine Persönlichkeit „charismatischen Charakters“ (wie es Michael Geschwinde einmal formuliert hat) in Erinnerung bleiben. Wir wissen, dass ihm nicht zuletzt seine Mitarbeiter ein Anliegen waren, er ihrer Selbstständigkeit vertraute, sie ihn ihrerseits Argumenten zugänglich und diskussionsbereit erlebten – sich von ihm angenommen fühlten.

Ich erinnere mich fachlich und menschlich gerne an ihn!



# Stadtarchäologie in Braunschweig – Eine kritische Bestandsaufnahme

 Heiko Steuer

## 1. Vorbemerkung<sup>001</sup>

Mit der Frage nach dem Geschichtsbewusstsein der Braunschweiger beginne ich. Das 1841 nach Plänen von Theodor Ottmer fertiggestellte Schloss an der Stelle des Vorgängerbaus aus dem 18. Jahrhundert wurde erst 1960 – zwar im Krieg beschädigt, aber ohne zwingende Notwendigkeit – abgerissen, und nun schließlich doch als historisierende Fassade zwischen 2005 und 2007 wiederaufgebaut. In ähnlicher Weise wie es jetzt auch mit dem Berliner Stadtschloss geschieht. War bzw. ist das ein Wandel oder gar eine Steigerung des Geschichtsbewusstseins, der Identifizierung mit der eigenen Stadt? Es gibt Parallelen zwischen diesen Schlossbauprojekten und der Stadtarchäologie, auch diese brauchte eine längere Zeit, um in der allgemeinen Öffentlichkeit die notwendige Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erfahren. Archäologische Forschung, auch die in einer Stadt, ist nicht *l'art pour l'art*, sondern hilft durchaus für eine breitere Bevölkerungsgruppe auch einen Identitätsbeitrag zu leisten. Denn immerhin fließen beträchtliche öffentliche Mittel in die archäologische Tätigkeit, sowohl durch Landesdenkmalamt und die Bezirksarchäologie als auch durch die Kommune selbst.

Was wird von mir als Außenstehendem erwartet? Da ich mich seit Jahrzehnten mit früher Stadtgeschichte und -archäologie beschäftigt habe, hat man mich wohl gefragt. Ich gehe davon aus, dass man hier in Braunschweig über den Forschungsstand zur Frühzeit der Stadt eigentlich gut Bescheid weiß. Es geht also wohl eher darum zu skizzieren, welche Leistung die Archäologie in Braunschweig erbracht hat und wie diese Kenntnisse im Vergleich zu anderen norddeutschen Stadtarchäologien zu werten sind (STEUER 1993; STEUER 1995 a; STEUER 2004; 2013).

Im Rahmen eines wissenschaftlichen Kolloquiums über „Archäologische Beiträge zur Erforschung der Geschichte des Braunschweiger Landes“, zum Gedenken an Hartmut Rötting, einen öffentlichen Vortrag zu halten, ist für mich durchaus eine schwierige Aufgabe; denn das Thema hat eine zweifach doppelte Aufforderung, nämlich einerseits Überlegungen zu Bestandsaufnahme und Wertung der „Stadtarchäologischen Tätigkeit in Braunschweig“ und andererseits Überlegungen und Kritik zur frühen Geschichte der Stadt Braunschweig selbst im Vergleich zu anderen Städten.

Warum hat man also überhaupt mich ausgewählt, anlässlich der Ehrung für Hartmut Rötting hier zu sprechen? Es liegt sicherlich nicht daran, dass ich in Braunschweig geboren und in den ersten Lebensjahren hier aufgewachsen bin. Natürlich war ich mit Hartmut Rötting (11. August 1932 – 4. Januar 2015) seit langem bekannt und befreundet, sofern man das sagen kann, wegen der großen räumlichen Entfernung zwischen Braunschweig und Freiburg, wo ich seit 1984 lebe. Als Außenstehender berichte ich über das, was ich über die archäologische Forschung in Braunschweig zusammengelesen habe und was man vergleichen muss – nicht nur mit der Archäologie in anderen Städten –, sondern mit der Entwicklung der anderen Städte in Mitteleuropa. Was ist besonders an der Geschichte Braunschweigs, und was ist zu parallelisieren mit den vergleichbaren Ausbauphasen in anderen Städten?

Wir haben schon die Laudatio von Cord Meckseper gehört, der seit den frühen Jahren Wegbegleiter von Hartmut Rötting war, z. B. als maßgeblicher Gestalter der Landesausstellung Niedersachsen 1985 „Stadt im Wandel“ (MECKSEPER 1985).

Außerdem folgen die Vorträge von den Ausgräbern in Braunschweig selbst, so von Karsten Kablitz zu der „Befestigung im Norden der Braunschweiger Altstadt im 12. und 13. Jahrhundert“ und von Dirk Rieger zum „Norddeutschen Doppelhaus – eine städtische Bauform des hohen Mittelalters“, früh erkannt von Hartmut Rötting gerade hier in Braunschweig, und schließlich auch von Heike Pöppelmann zum Abtgrab Nr. 5 in St. Aegidien in Braunschweig sowie von Wolfgang Meibeyer zu „Urlandschaft und mittelalterlichen Gewässern im engeren Stadtgebiet von Braunschweig“. So kann es sein, dass einiges in meinem Text schon überholt ist, wenn die anderen Beiträge in diesem Band gedruckt erscheinen.

Eigentlich hat Dirk Rieger 2009 in einem Aufsatz in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte“ gewissermaßen das Thema schon behandelt: „Zum Forschungsstand der Mittelalterarchäologie in Braunschweig“ (RIEGER 2009 b), und zwar mit dem ausgezeichneten Hintergrundwissen seiner langjährigen Tätigkeit in der Stadt. In knappen Worten hat Rieger die Forschung der Geschichtswissenschaft geschildert und den erreichten archäologischen Forschungsstand skizziert.



## 2. Forschungsgang der Stadtarchäologie

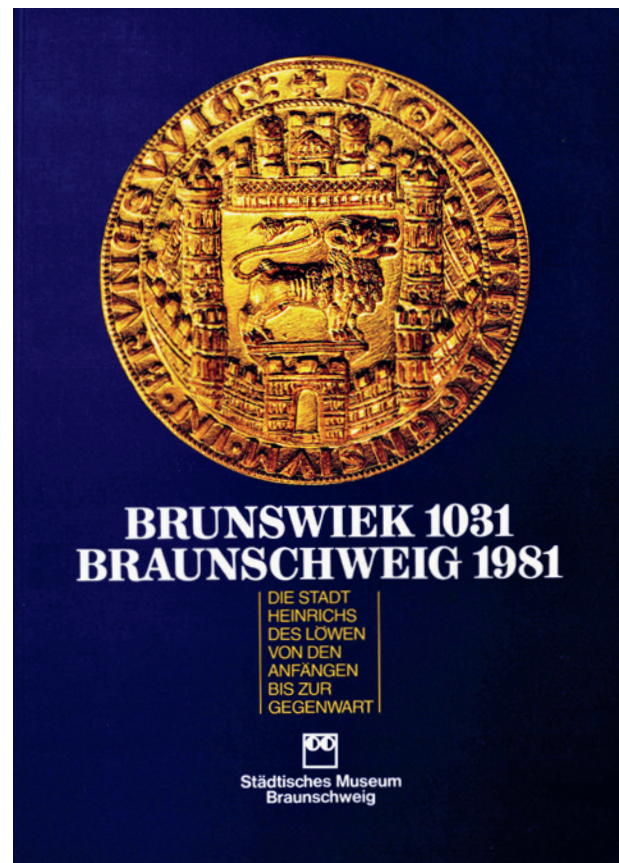
Stadtkernforschung in Braunschweig gibt es schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Reihe der Archäologen beginnt wohl mit Alfred Tode 1948 und Franz Niquet und dann mit Ralf Busch, ehe Hartmut Rötting die entscheidenden Arbeiten voranbrachte mit mehr als 100 Grabungsstellen in der Innenstadt. Vieles basierte auf der materialreichen ersten Veröffentlichung der Grabungsergebnisse aus den Jahren 1976 bis 1984, die Hartmut Rötting in einem umfangreichen Band 1985 vorgelegt hat: „Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht“ (RÖTTING 1985 a) (**Abb. 1**). Darin gibt es einen Beitrag von Ralf Busch, der zeitweilig für die Forschungen in der Stadt zuständig war, zu den Altstadtgrabungen 1948 bis 1975 (BUSCH 1985; 1981; 2000). Auf einem Plan „Braunschweig um 1400“ sind 111 Fundstellen, darunter auch Kemenaten, eingetragen, die im Wesentlichen nach der Zerstörung 1944 beim beginnenden Wiederaufbau beobachtet worden sind. Es gibt aber auch schon Registrierungen aus dem 19. Jahrhundert. Diese älteren Aufnahmen und solche bis in seine Zeit wurden von Alfred Tode 1954 und 1965 veröffentlicht, z. B. die Freilegung des Grundrisses der St. Nikolai-Kirche 1948 in der Alten Wiek, die erstmals 1178 erwähnt wurde und die später, vor 1700, abgebrochen worden ist. Erwähnt werden

sollte auch Franz Niquet, der ebenfalls in Braunschweig gearbeitet und darüber veröffentlicht hat. Im Jahr 1997 erschien dann konsequent „Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1992“ als erweiterte Neuauflage des Bandes von 1985 mit einem Forschungsbericht bis 1997 (RÖTTING 1997).

Die Forschungen in Braunschweig beruhen auf der Arbeit von Hartmut Rötting als Bezirksarchäologe von 1976 bis 1993. Er publizierte aber noch Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst weiter. Im Jahr 1979 war das Institut für Denkmalpflege, das spätere Landesamt für Denkmalpflege gegründet worden, an dem 1980 eine Außenstelle bei der Bezirksregierung Braunschweig eingerichtet wurde. Die Arbeit in Braunschweig wurde unter der Leitung von Hartmut Rötting von 1979 bis 1993 intensiviert. Damals wurden die Stadtgrabungen 18–116 durchgeführt. Seit 1993 ist Michael Geschwinde Bezirksarchäologe am Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege, mit Stützpunkt Braunschweig. Zu den Mitarbeitern zählten Götz Alper, Karsten Kablitz bis 2005 (Wechsel nach Hamburg) und Dirk Rieger bis 2009 (Wechsel nach Lübeck). Das zeigt, wie vernetzt die Stadtarchäologie in den mittelalterlichen Städten heute ist; denn Braunschweig,



**Abb. 1** Buchcover: Hartmut RÖTTING, Stadtarchäologie in Braunschweig, 1985/1997.



**Abb. 2** Buchcover: Katalog Brunswick 1031 – Braunschweig 1981.



Hamburg, Lübeck sollte man gemeinsam betrachten, um eine übergreifende Vorstellung von der Stadtkernforschung zu bekommen. Von Anfang an war auch Cord Meckseper dabei, der u. a. die Katalogbände zur großen Landesausstellung „Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650“ im Jahr 1985 herausgegeben hat. Entscheidende Arbeiten wurden auch von Wolfgang Meibeyer v. a. zu den naturräumlichen Verhältnissen und der Entstehung des Hagen vorgelegt.

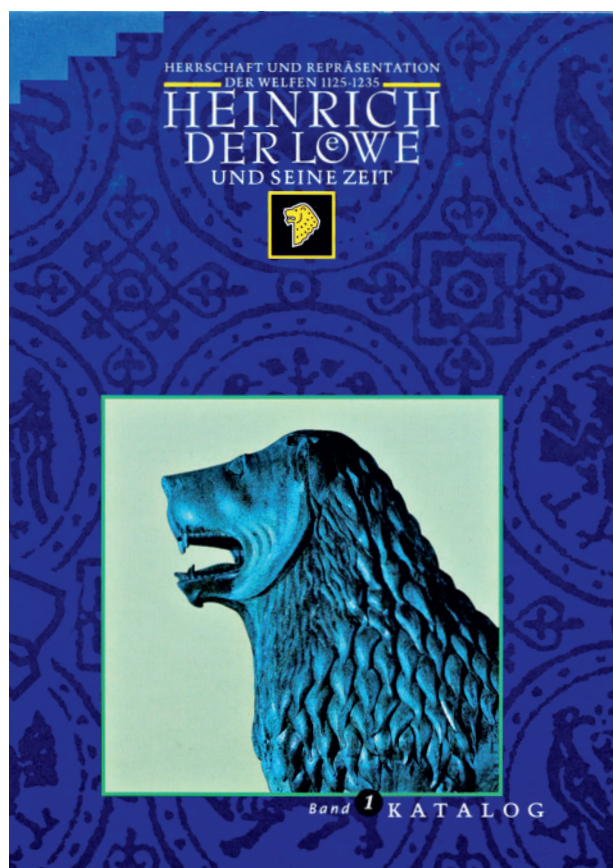
Meckseper beginnt sein Vorwort zum Ausstellungskatalog „Stadt im Wandel“ mit dem Satz: „Diese Ausstellung handelt vom Bürger und seiner Stadt“. Betont wird also der Bürger als Bewohner der Stadt, der für ihre Gestaltung und ihren Ausbau verantwortlich war (MECKSEPER 1985, 27). Die Ausstellung wurde hier in Braunschweig gezeigt, im Vieweg-Haus und in der Burg Dankwarderode. Es wurde zuerst die frühe Entwicklung der Städte im norddeutschen Raum vorgestellt, dann eine Reihe ausgewählter Einzelstädte (Braunschweig, Emden, Göttingen, Goslar, Hildesheim, Lüneburg und Osnabrück) behandelt, wobei Braunschweig den Mittelpunkt der Darstellung bildete. Interessant ist, dass Martin Last in seinem Beitrag über „Niedersächsische Städte bis zum frühen 13. Jahrhundert“ (LAST 1985, 83) Braunschweig mit den Weichbildern Altstadt, Hagen und Neustadt als drei Städte unter 26 Städten im niedersächsischen Raum bis 1235 rechnet.

Schon im Jahr 1981 zeigte das Städtische Museum Braunschweig eine große Ausstellung verbunden mit der Herausgabe

der wissenschaftlich gewichtigen Festschrift „Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981. Die Stadt Heinrichs des Löwen von den Anfängen bis zur Gegenwart“, aus Anlass des 950jährigen Jubiläums (SPIES/PUHLE 1981) (**Abb. 2**). Diese Festschrift galt dem ersten historisch überlieferten Datum für Braunschweig, der Weihe der Kirche St. Magni 1031. Im Jahr unseres Gedenkkolloquiums 2016 begehen wir also das 985. Jubiläum der Ersterwähnung. An dieser Ausstellung hat Hartmut Rötting über das Institut für Denkmalpflege mitgearbeitet. Die Ausstellung war interdisziplinär ausgerichtet, neben der Teilnahme von Historikern, Kunst- und Rechtshistorikern waren schließlich auch Archäologen beteiligt, auch wenn die Stadtarchäologie noch nicht im Vordergrund stand. Hartmut Rötting steuerte einen Beitrag bei zum Thema: „Archäologische Befunde zu prae-städtischen Siedlungsformen Braunschweigs vor Heinrich dem Löwen“ (RÖTTING 1981, 695–714), wodurch er interdisziplinär arbeitend die topographisch-geographischen Verhältnisse mit einbezog.

Der Ausstellung „Stadt im Wandel 1985“ folgte ein Jahrzehnt später das nächste große Ausstellungsprojekt in Braunschweig: „Heinrich der Löwe und seine Zeit“. Die aufwändige Exposition wurde 1995 vom Herzog Anton Ulrich-Museum veranstaltet und von der Herausgabe eines mehrbändigen Ausstellungskatalogs begleitet (LUCKHARDT/NIEHOFF 1995) (**Abb. 3**). Neben zahlreichen, überwiegend historischen Beiträgen wurde ebenfalls ein archäologischer Aufsatz von Hartmut Rötting unter dem Titel „Die Braunschweiger Kemetate im hohen Mittelalter“ aufgenommen (RÖTTING 1995 b, Bd. 2, 395–400). (**Abb. 4**) Die Heinrich-Ausstellung räumte der Stadtarchäologie schon einen größeren Raum ein.<sup>001</sup> Ein deutliches Zeichen für den gestiegenen Stellenwert der archäologischen Erforschung des Braunschweiger Stadtkerns.

Die 72. Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung vom 16. bis 20. September 1997 (Das Braunschweiger Land 1997) brachte Hartmut Rötting und mich zusammen. In der Vortragssektion II ging es um „Archäologische Beiträge zur frühen Stadtentstehung im südsächsisch-ostfälischen Raum um 1200“. Die Ergebnisse wurden erst 2002 publiziert, und zwar mit dem Titel „Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe“ (STEUER, BIEGEL [HRSG.] 2002). Ich zitiere aus dem von Gerd Biegel und mir verfassten Vorwort des Bandes: „Damit sollte dem hohen Stand der in den letzten Jahrzehnten intensiv betriebenen Stadtkernforschung in Braunschweig Referenz erwiesen werden, insbesondere aber dem langjährigen Motor und Spiritus rector Prof. Hartmut Rötting“. Zwischen 1976 und 1993 hatte Rötting auf über 100 Fundstellen der Braunschweiger Altstadt nahezu 30 % der historisch relevanten Siedlungsfläche der mittelalterlichen Gruppenstadt ausgegraben und damit einen auch überregional zu würdigenden Untersuchungsstand erreicht. Es galt damals, die 1,5 Millionen Fundstücke sowie 14.000 Bau-, Schicht- und Grabbefunde auszuwerten. In diesem Band hat Hartmut



**Abb. 3** Buchcover: Katalog Heinrich der Löwe und seine Zeit 1995.

**001** Vgl. die Abschnitte F „Welfische Städtepolitik in Sachsen“ und G „Kunst und Kultur in Sachsen“; dort insbesondere die Katalognummern F 16 „Modell Braunschweig-Altstadt, Quartier St Jakobi-Turnierstraße um 1230“ und F 17 „Braunschweiger Bodenfunde zu Altstadt und Repräsentation der frühstädtischen Kaufleute und Handwerker“ (RÖTTING 1995, Katalog 392 F 16, 394–425 F 17 etc.).

Rötting den Forschungsstand übersichtlich zusammengefasst, wieder – das ist zu betonen – seinem interdisziplinären Ansatz folgend: „Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse“ (RÖTTING 2002, 125–167). Übrigens sei besonders auch darauf hingewiesen, dass Hartmut Rötting als Archäologe schon 1985 den Begriff „Kulturwissenschaft“ eingeführt hat, der an den Universitäten heute die neuen interdisziplinären Fragestellungen und Einrichtungen bezeichnet.

Um die „Forschungsgeschichte“ fortzusetzen, bereits 1997 hatte Rötting eine erweiterte Neuauflage seines Buches von 1985 vorgelegt (RÖTTING 1997), in dem er die neuen Forschungsergebnisse bis in die 1990er Jahre hinein in komprimierter Form präsentierte. Eine grundsätzliche Problematik hatte sich seit 1985 nicht verändert: „Die schwierigen Kernfragen historischer Stadtforschung nach Stadtentstehung und Stadtausbau lassen sich auch in Braunschweig auf der Basis der überlieferten Schriftquellen nur sehr umrisshaft in Ansätzen [...] beantworten“ (RÖTTING 1985, 11; 1997, 11). Ohne Archäologie geht es nicht befriedigend weiter. „Historische Vorgänge, wenn sie archäologisch wieder erschlossen werden sollen, müssen sich während der Entstehung mit ihren Realien förmlich in den Boden eingeschrieben haben“. Im Forschungsbericht 1997 formulierte Rötting: „Die wesentlichen Hauptfragen zielten auf Ergebnisse zur Rekonstruktion der Altlandschaftsstruktur, zu Siedlungsbeginn und den Vor- und Frühformen städtischer

Entwicklung, zu Hausbau und Grundstücksbebauung sowie zur Sachgutforschung“ (RÖTTING 1997, 314).

Schon 1997 war die Abfolge der Gründungen zur mehrteiligen Gruppenstadt relativ gut erforscht, auch was die Landgewinnungsmaßnahmen, zuerst im Hagen, dann auch für die Neustadt und den Sack betrifft. Die Kartierungen belegen das überzeugend (RIEGER 2009 b) (**Abb. 5 bis 7**). In der vorstädtischen Phase gab es „agrарische Ansiedlungen“ im 9./10. Jahrhundert westlich der Oker im Bereich der späteren Altstadt beim Kohlmarkt und dem Quartier St. Jakobi/Turnierstraße und östlich der Oker im Raum Altwiek.

In der Phase der brunonischen Gründungen entstanden die Niederungsburg mit St. Peter und Paul (um 1030), später der Dom St. Blasii und weitere frühe Kirchen, im Westen St. Ulrichs (um 1037) auf dem späteren Kohlmarkt und St. Jakobi (um 1065) und im Osten St. Magni (mit der überlieferten Weihe 1031) sowie St. Nicolai (vor 1100), also Stifts-, Kloster-, Pfarr- und Kaufmannskirchen. Um St. Jakobi entwickelte sich die Kaufleutesiedlung als frühe Stadt BRVNESIVVIC ab um 1065 unter den brunonischen Grafen Ekbert I. (1038–1068) und Ekbert II. (1068–1090). Der Name *Brunesvic* war vom östlichen Ufer der Oker auf den westlichen Bereich zur Altstadt hin übertragen worden.

Die dritte Phase sah die welfische Doppelstadt Bruneswich mit Altstadt und Hagen unter Heinrich dem Löwen (Herzog von Sachsen 1142–1180) nach den Landgewinnungsmaßnahmen in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die nächste Phase gehörte der welfischen Gruppenstadt BRVN(SVIC) mit Altstadt, Hagen und Neustadt, nach den Landgewinnungsmaßnahmen unter Kaiser Otto IV. (1202–1218) auch hier. Kurz nach 1200 ist die Gruppenstadt befestigt. Die Weichbilde Altwiek und Sack werden in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in die Gesamtstadt einbezogen.

Wir haben also die vorstädtische, eher ländliche Siedlungsphase am Okerübergang im 9. und 10. Jahrhundert, dann die frühe Stadt unter den Brunonen im 11. Jahrhundert, nachfolgend die Gruppenstadt unter Heinrich dem Löwen im 12. Jahrhundert und schließlich die ausgebaut befestigte Gesamtstadt unter Kaiser Otto IV. im frühen 13. Jahrhundert. Es wäre hier eigentlich notwendig, den „Begriff Stadt“ zu diskutieren, was sind Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, was ist die Stadt im sogenannten Rechtssinne und wie ist der archäologische Befund mit der Handwerker- und Händlerkonzentration an der Wegekreuzung bei der Okerfurt zu werten (STEUER 2005).

#### HARTMUT RÖTTING

#### Die Braunschweiger Kemenate im hohen Mittelalter

Grundzüge ihrer Baugeschichte nach archäologisch-rechtshistorischer Quellenlage

Günter P. Feiring gewidmet

#### Grundform

Die systematischen, archäologisch-interdisziplinären Untersuchungen<sup>1</sup> seit 1976 galten auch in Braunschweig – einer mehrkernigen hochmittelalterlichen Gruppenstadt auf rund 1 Quadratkilometer Siedlungsfläche beiderseits der Oker – dem strategischen Konzept archäologisch-historischer Stadtforschung zu Altlandschaftsstruktur und genetischer Siedlungstopographie einschließlich Haus- und Städtebau, zu Entwicklung von Handwerk, Handel und städtischer Infrastruktur wie zu den Fragen der sozialdifferenzierten Alltagskultur. In einer Gruppenstadt, die aus fünf Städten (Weichbilden) – nämlich Altstadt, Neustadt, Hagen, Alte Wiek und Sack – gebildet wurde sowie aus den Sonderbereichen der Burg Dankwarderode, des Benediktinerklosters St. Aegidien und des externen älteren Stifts St. Cyriacus, ist den konzeptionellen Aufgaben entsprechend mehrfach nachzugehen. Die Fragen sind vergleichend zu beantworten.<sup>2</sup>

Für die zeitliche Beurteilung der Markort- und Stadtentwicklung im Raum der Altstadt mit der Aufsiedlung einer Kaufmanns- und Handwerkersiedlung seit etwa 1065 im westlichen Vorfeld von St. Jakobi ist auf parzellengebundene Erst- und Folgenreihen dendrochronologischer Brunendatierungen zurückzugreifen, die das Siedlungsgeschehen absolut-chronologisch strukturieren können. Für die Abläufe im Zeitraum vor 1065 ist nur relativ-chronologisch mit Hilfe archäologischer Methoden der Stratigraphie, der Typologie und der Ableitung zu gliedern.

Die hochmittelalterliche Hausentwicklung in Braunschweig<sup>3</sup> basiert auf mehrfacher funktioneller Siedlungswandel von ländlicher Ansiedlung im Raum A Kohlmarkt, zu nachfolgender brunonischer Gründung eines Herrensitzes auf der Halbinsel B in der Okeriederung mit Markortausprägung im Raum A am Okerufer und der frühstädtischen Kaufmanns- und Handwerkersiedlung im Raum CD auf der Niederterrasse landeinwärts (Abb. 268).

Nach dem bis 1992 erarbeiteten Stadtgrabungsstand ändert sich mit der unmittelbar westlich vor der St.-Jakobi-Kirche im Raum CD liegenden, über 30 Jahre andauernden Aufsiedlung von 8 Parzellen – einem Quartier der ergrabenen Teilflächenausdehnung zur Kaufmanns- und Handwerkersiedlung – grundsätzlich das Befundbild im

Hausbau. Dies gilt für den Siedlungsablauf auf der westlichen Niederterrasse. Auf der östlichen Terrasse im Raum G der Alten Wiek liegen bislang keine vergleichbaren Hausbefunde vor.

Der Hausbau des Markortes wird nicht mehr ausnahmslos von Grubenhäusern bestimmt wie zur Zeit der agrарischen Ansiedlung. In der Aufsiedlungsphase im Quartier St. Jakobi prägt einerseits ein teilunterkellertes quadratisches, wohl dreigeschossiges, turmartiges Pfosten-Schwellriegel-Bautyp auf ca. 50 Quadratmeter Grundfläche das Erscheinungsbild (Abb. 276, Parzelle Turnierstr. 1, Ass. 636 Süd, Baubefund 3), andererseits eine Doppelhausform<sup>4</sup> mit rückwärtigem Steinspeicher und straßenseitigem Pfosten-Schwellriegel-Hallenhaus (Abb. 276, Turnierstr. 1, Baubefund 7 und 6), die bereits kurz nach 1100 dominiert.

Sowohl für den hölzernen, alleinstehenden und teilunterkellerten Pfosten-Schwellriegelbau als auch für den vollunterkellerten Steinspeicher, der über eine laterale Keller-rampe an das nicht unterkellerte hölzerne Hallenhaus angeschoben ist, sind sehr flach vorgenommene Kellereinfaltungen bemerkenswert. Eine Begebarkeit des Keller-raums ist offensichtlich wie bei den an gleicher Funktionsstelle nachfolgenden sogenannten Kemenaten des 13. Jahrhunderts über eine entsprechend hohe Aufsockelung des Kellermauerwerks über OK Oberfläche für das darüberliegende Erdgeschoß ermöglicht worden.

Aufgrund der archäologischen und bauhistorischen relevanten Vergleichsbefunde hochmittelalterlicher Speicher bzw. Kemenaten ergeben sich in Braunschweig einerseits Eintiefungsmaße zwischen ca. 0,90 m und ca. 1,20 m bzw. ca. 1,50 m mit zunehmend steigender Tendenz, andererseits Höhenmaße für das Erdgeschoßniveau über OK Oberfläche zwischen ca. mindestens 0,60 und 0,80 m (Abb. 272).<sup>5</sup>

Als dritter charakteristischer Baubefund der Grundform hat der lateral angesetzte Kellerhals zu gelten, dessen Zugangsrampe mit durchschnittlich 15° Neigung auf etwa 2,50 m Länge bei einer Breite um 1,10 m von außen bzw. wenig später direkt vom Vorderhaus her in den Keller führte – wie das anfangs wohl in Holzbauweise aufgesetzte Obergeschoß von außen her betreten werden konnte (Abb. 269, 270, 273).



### 3. Heutiger Forschungsstand

Nun komme ich zum jetzigen Forschungsstand, den wie gesagt Dirk Rieger in knappen Worten 2009 zusammengefasst hat (vgl. dazu **Abb. 5 bis 7**) (RIEGER 2009 b). Die Grabungen gingen und gehen bis heute natürlich weiter: Grabungen 1997-99 Weberstraße/Langestraße (Karsten Kablitz), Grabungen 2003/2004 Echternstraße Parzellenbebauung mit der Entwicklung in Phasen, Grabungen 2004/2005 Güldenstraße (Götz Alper), Grabungen 2007 Altewiek (Dirk Rieger). Neben vielen einzelnen Aufsätzen sind in den letzten etwa zehn Jahren die Monographien zu den jüngeren Ausgrabungen zu nennen, in denen zumeist am Anfang eines Bandes der Überblick über die frühe Geschichte Braunschweigs aus dem Blickwinkel des Archäologen zusammengefasst wird: Götz Alper berichtete in mehreren Aufsätzen über die Großgrabung 2004/2005 an der Güldenstraße; Karsten Kablitz veröffentlichte 2005 in einem zweibändigen Werk „Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“ (KABLITZ 2005) (**Abb. 8**). Um einen Siedlungskern bei der späteren St. Andreaskirche im Abstand von 400 m zueinander scheinen schon handwerkliche Betriebe existiert zu haben, ehe dann auf Initiative von Kaiser Otto IV. und der Bürger auf der Altstädter Seite bald nach 1200 eine Abrundung der Gesamtstadt samt ihrer Befestigung angestrebt wurde. Ein Blick auf die Gewerbestruktur bringt die Beckenwerker bzw. Beckenschläger und die Wollweber, die Knochenhauer und das Brauwesen ins Spiel (KABLITZ 2005, 279).

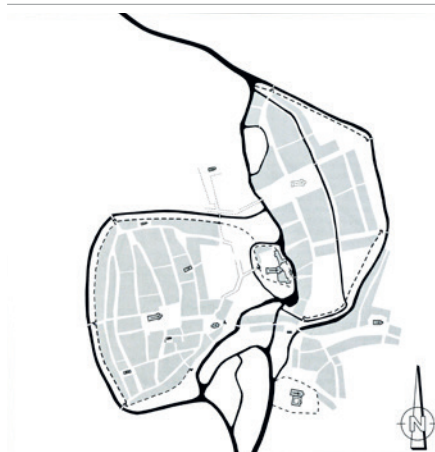
Im zweiten Teilband beschreibt Wolfgang Meibeyer die Entwicklung des späteren Stadtareals vom natürlichen Flussbett über die Phase um 1150 mit Altstadt, Altewiek (und Kloster Aegidien) und bis zur Gründung des Hagen vor 1200 mit den umfangreichen Aufschüttungsmaßnahmen. Die Altstadt war nach Norden befestigt, diese Befestigung wurde um 1200 aufgelassen und später überbaut, als die Neustadt besiedelt und hier auch über Landaufschüttungen entsprechendes Siedlungsareal hinzugewonnen werden konnte; denn die westliche Hälfte des Gebietes der Neustadt lag in der Okerniederung, wo fast auf der „Terrassenkante“ die Andreas-Kirche errichtet wurde.

Dirk Rieger legte 2007 den Forschungsstand zur Alten Wiek vor (RIEGER 2007) (**Abb. 9**). Die Magnikirche mit ihrer Weihe von 1031 war bekannt, aber dass bei Grabungen 2004 im Zuge des Schlossbauprojektes sowohl Spuren einer Ansiedlung des ausgehenden 10. und frühen 11. Jahrhunderts sowie eine straßenorientierte Bebauung zwischen Magni-Kirche und Nicolai-Kirche schon aus dem 11. Jahrhundert entdeckt werden konnte, erlaubte eine neue Bewertung dieser Siedlung im Zuge der Stadtentstehung. In einer späteren Phase um 1200 wurde das Siedlungsgefüge wieder aufgelassen und das Areal zu einer Gartenlandschaft umgestaltet, weil nachfolgend im Zuge der Befestigung der Gesamtstadt hier ein Graben ausgehoben wurde. Die Grabungen zeigen, dass das Siedlungsgebiet der Alten Wiek im Hochmittelalter „wesentlich größer als bisher vermutet“ war und somit „der Gesamtstruktur Braunschweigs als frühe Stadt eine hohe Bedeutung zugesprochen“ werden kann, und „das giebelständig orientierte Siedlungsgefüge an der Friesenstraße, einem Teilstück der von Halberstadt nach Bardowick reichenden Handelsstraße, unterstreicht den frühstädtischen Charakter Braunschweigs im 11. Jahrhundert“ (RIEGER 2007, 75).

Als jüngste Monographie ist eine zweite umfangreiche Publikation von Dirk Rieger aus dem Jahr 2010 zu nennen „platea finalis. Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter“ (RIEGER 2010 a) (**Abb. 10**). Sie gilt wiederum neuen Ausgrabungen – die zumeist von Götz Alper geleitet wurden – in den Jahren 2003 bis 2004 am Rande der Altstadt nahe der Befestigung, an der ersten Straße innen an der Stadtmauer, weshalb dort die Echternstraße auch *platea finalis*, zuerst 1304 so überliefert, genannt wurde, dort wo „ein Fenster in die Stadtentwicklung eines Randbereichs der Braunschweiger Altstadt vom 12. bis ins 20. Jahrhundert geöffnet werden“ konnte



**Abb. 5** Plan der Stadt Braunschweig um 1100 (nach Rieger 2009, 177 Abb. 1).



**Abb. 6** Plan der Stadt Braunschweig um 1200 (nach Rieger 2009, 179 Abb. 2).



**Abb. 7** Plan der Stadt Braunschweig um 1300 (nach Rieger 2009, 180 Abb. 3).

(RIEGER 2010 a, im Vorwort von Betty Arndt und Michael Geschwinde). Der Inhalt des Buches bringt die Parzellenstruktur und ihre Entwicklung an der Echternstraße, aber darüber hinaus die Geschichte des Braunschweiger Bürgerhauses mit den zugehörigen Buden und Steinwerken und den zuzuordnenden Hinweisen auf Handwerk und Handel, außerdem die Befestigung der Altstadt.

Im Grabungsareal Echternstraße war es beispielsweise möglich, die Entwicklung der Parzellen- und Bebauungsstrukturen über Jahrhunderte zu verfolgen, mit dem generationsweisen Wandel der Bebauung auf der Parzelle sowie der Teilung und Zusammenfassung von ursprünglichen Parzellen. Für die Altwiek ist zu 1031 die hypothetische Parzellengliederung ebenfalls wiedergegeben. Es gelang, die Befestigungsabfolge (zwei sich ablösende Gräben und eine Mauer) vom späten 12. Jahrhundert bis zu den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg aufzudecken. „Als eine der bedeutendsten mittelalterlichen Städte in Norddeutschland“ (RIEGER 2010 a, 272) musste diese auch früh befestigt werden; zuerst mit einer Wall-Grabenanlage aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, vielleicht aufgrund der Stadtrechtsverleihung (?) unter Kaiser Lothar III. Unter Heinrich dem Löwen wurde der Wall ausgebaut, nämlich mit steinernen Türmen verstärkt. Um 1200 als Folge der Belagerung unter Heinrichs Sohn Otto IV. erfolgte ein völliger Neubau sämtlicher Verteidigungsanlagen mit einem nun umlaufenden Mauerbering um die gesamte Gruppenstadt mit größerem Graben. Seit dem 14. Jahrhundert wurde dann auf

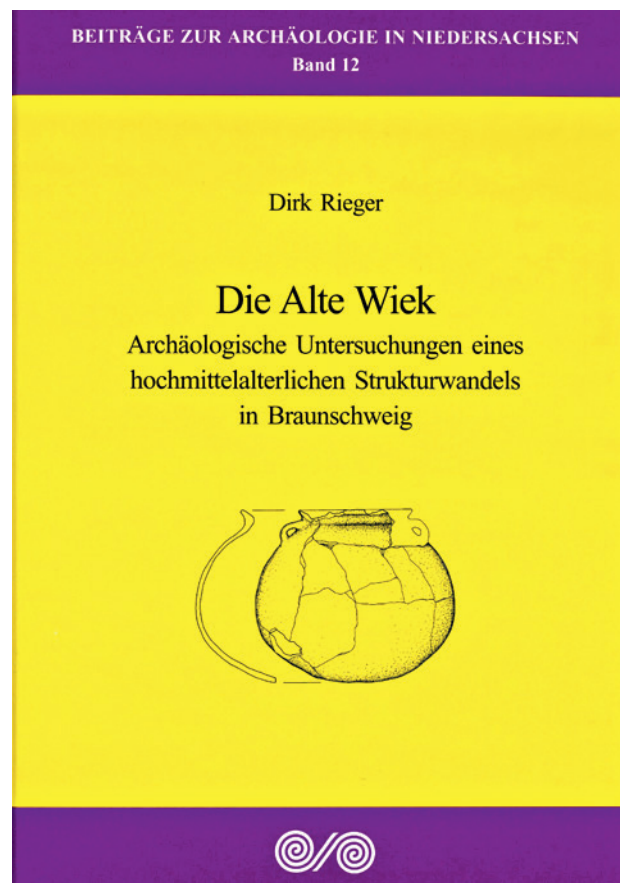
Veranlassung des Stadtrats vor der Befestigung eine zweite Verteidigungslinie ausgebaut, mit einem weiteren hohen Wall und breitem Grabensystem, die später im 17. Jahrhundert mit Bastionen für Kanonen ergänzt wurde.

Die Typologie der Brunnen und Kloaken, deren Erarbeitung von Hartmut Rötting begonnen worden war, wird anhand der neuen Ausgrabungen weiter ausgebaut. Anhand der Konstruktionen aus Holz konnten zahlreiche Dendrodaten gewonnen werden. Die frühe Datierung aller Kirchen als Siedlungszentren mit den Pfarrbezirken ist parallel dazu zusammengestellt. Im Jahr 2010 konnte Dirk Rieger resümierend formulieren: „Die Frage nach der Genese der Braunschweiger Altstadt ist nur durch interdisziplinäre Forschung zu beantworten. In den historischen Quellen findet sich kein formeller Gründungsakt der Altstadt. So sind es in erster Linie archäologische Quellen, die eine zentrale Erstbesiedlung im Bereich zwischen Kohlmarkt und dem Quartier St. Jakobi/Turnierstraße belegen“ (RIEGER 2010 a, 273).

Die Bearbeitung der Sachgüter, so die Auswertung der Keramik, bietet grundlegendes Vergleichsmaterial für alle Grabungsareale in und um Braunschweig und damit – über die Angaben der Dendrochronologie hinaus – auch Datierungshilfe. Zu den Metallfunden gehören auch die Bruchstücke einer zusammenklappbaren Waage sowie weitere Waagenteile (auf dem Titel des Buches), mit denen ich mich immer wieder befasst habe (STEUER 1997). Messerscheidenbeschläge des 12./13. Jahrhunderts und andere derartige Sachgüter sind typisch für



**Abb. 8** Buchcover: Karsten KABLITZ, Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und frühen Neuzeit 2005.



**Abb. 9** Buchcover: Dirk RIEGER, Die Alte Wiek, 2007.



Norddeutschland oder gar Mitteleuropa und reihen Braunschweig damit in die allgemeine Welt der Städte ein.

Nach dieser jüngsten großen Publikation aus dem Jahr 2010 ging die Ausgrabungstätigkeit natürlich weiter. Regelmäßig wurde und wird darüber im Jahrbuch „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte“ sowie in den Beiheften dazu berichtet, ebenso in der Reihe „Archäologie in Niedersachsen“ 2004 (ALPER 2004, 115–118), 2008 (GESCHWINDE/RIEGER 2008 a, 88–91) und 2015 (RIEGER 2015, 55–58; ARNDT/GESCHWINDE 2015, 64–67), und im Braunschweigischen Jahrbuch (für Landesgeschichte) (MEIBEYER 2013; GESCHWINDE/MEIBEYER 2010). Im Jahr 2014 steuerte Michael Geschwinde einen Beitrag in der Festschrift für Manfred Gläser (Lübeck) über die archäologischen Befunde zur Befestigung Braunschweigs bei (GESCHWINDE 2014, 311–318). Außerdem wurden weitere Aufsätze und Berichte zu archäologischen Befunden in Braunschweig im Rahmen von Tagungen veröffentlicht: 2006 zu den Steinwerken als Bautyp des Mittelalters (ARNHOLD/ALPER 2008, 179–216) und noch einmal vertieft 2009 (ARNHOLD 2009). In den „Lübecker Kolloquien zur Stadtarchäologie im Hanseraum“ erschienen immer wieder auch Beiträge zur Archäologie in Braunschweig (zuletzt GESCHWINDE 2016), ebenso in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“ in den Jahrgängen 2009 (RIEGER 2009 a, 143–152) und 2010 (RIEGER 2010b, 117–123). Die 2013/14 im Rahmen des Deutschen Historischen Städteatlas erschienene Atlasmappe Braunschweig enthält

auch eine von Michael Geschwinde bearbeitete Tafel, auf der die bis 2011 durchgeführten Grabungen kartographisch dargestellt sind (GESCHWINDE 2013).

Was könnte man sich gegenwärtig noch wünschen? Eine Synchronisation der Bebauungsbefunde aus den fünf Weichbildern, wie das für den Ausbau und die Abfolge der Befestigungslinien geschehen ist. Auch die Struktur und Position der Handwerksarten ist spannend (ALPER 2006, 157–182): In der Alten Wiek saßen die Gerber, von deren Arbeit 30 Gerberbotte nachgewiesen sind, die auf die Lederverarbeitung im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit hinweisen. Wo saßen sie vorher? Im Areal Echternstraße, *platea finalis*, im Westen der Altstadt sind mehrere Buntmetallschmelzöfen sowie Gusstiegel und Gussformen ausgegraben worden (ALPER 2005, 70–74), Belege für Goldschmiede- und Feinschmiedehandwerker im Hochmittelalter und der frühen Neuzeit (RIEGER 2009, 183). Wo saßen sie zu anderer Zeit? Immerhin gibt es eine Kartierung zur Verteilung des Handwerks und der Schmiedeöfen. Die Namen der Weber- und der Beckenwerkerstraße in der Neustadt weisen ebenfalls auf entsprechendes Handwerk hin, hier sind Relikte des Buntmetallhandwerks sowie der Textilerstellung, u. a. ein Webstuhl in einem Keller, für das 13. und 14. Jahrhundert gefunden worden. Hier in der Neustadt haben auch Schuhmacher gesessen.

Bei der Größe der Stadtbereiche werden aber, wie in manch anderer Stadt nachgewiesen, in verschiedenen Gebieten die unterschiedlichsten weiteren Handwerker tätig gewesen sein, wie das anhand der Knochenabfälle in Braunschweig wenigstens für die Knochenschnitzer nachgewiesen zu sein scheint. Bäckereien und Brauereien waren überall in den Stadtteilen ansässig. Da für viele Parzellen die kontinuierliche Geschichte vom Mittelalter bis in die jüngste Neuzeit auch anhand der Archivalien beschreibbar zu sein scheint, sollte über die Verteilung des Handwerks noch einiges in Erfahrung zu bringen sein.

Der Aufwand bei den mehrteiligen Häusern, den Steinwerken mit Kemenaten, wird den Weg weisen können, um die Wohnareale der Angehörigen der Geschlechter – wie man in Braunschweig die Mitglieder des städtischen Patriziats nannte – sowohl mit Hilfe der archivalischen Überlieferung als auch aus archäologischer Sicht zu umschreiben (RIEGER 2009 b nennt FLESCHE 1949; ARNHOLD 2009). Im Umfeld der Echternstraße werden Patrizierwohnsitze postuliert. Sogar Gold- und Feinschmiede in diesem Areal gehörten zum Patriziat, zu den angesehensten und wohlhabendsten Bürgern, wie die schriftliche Überlieferung nahelegt. Goldschmiede der Altstadt erhielten 1231 das älteste überlieferte Gildeprivileg in Braunschweig. In der Folge gehörte ihre Gilde wie die der Wechsler oder der Gewandschneider zu den sogenannten patrizischen Gilden, die die Politik des Rates bestimmten. Namen von Goldschmieden sind aber erst seit Beginn des 14. Jahrhunderts überliefert, zu einer Zeit, als die Goldschmiede anscheinend das Gebiet an der Echternstraße verlassen hatten (ALPER 2005, 183). Rötting hat sich 2004 zur Infrastruktur der fünf Städte geäußert (RÖTTING 2004, 249–262). Die unterschiedliche Qualität der gefundenen Sachgüter spiegeln Lebensstil, Luxus und zivilisatorischen Ausstattung, z. B. Warmluftheizungen und Kemenaten der gehobenen Lebensverhältnisse (GESCHWINDE/RIEGER 2008b,

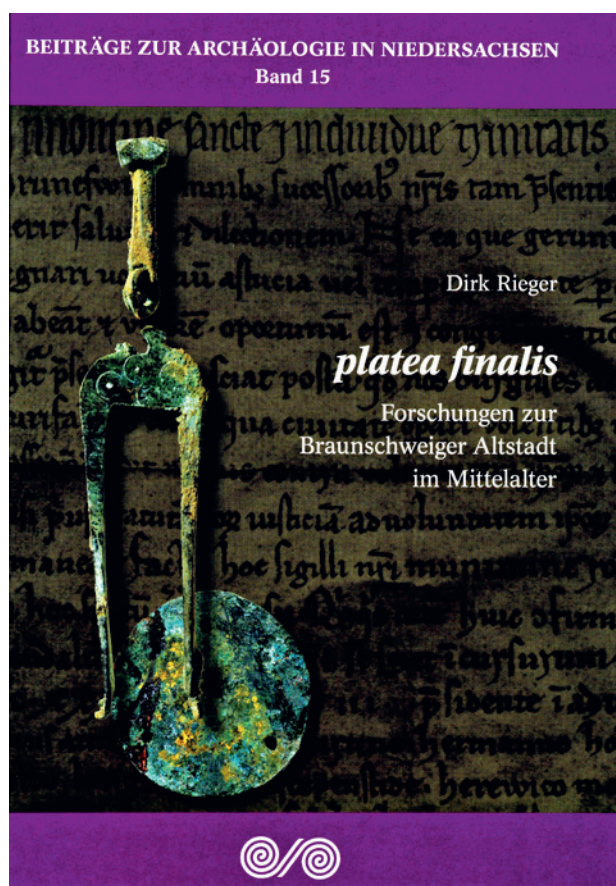


Abb. 10 Buchcover: Dirk RIEGER, *platea finalis*, Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter, 2010 a.

241–263). Von den Steinwerken sind seit langem in Braunschweig immerhin 160 Bauten nachgewiesen (ARNHOLD 2009; ARNHOLD 2018).

Was die Straßennamen angeht, gilt es zu unterscheiden: Manche Namen, wie der Bohlweg oder die Lange-Damm-Straße weisen in Braunschweig wie in manch anderer Stadt auf die Realität hin, nämlich Ausbau als Knüppel- und Bohlenwege, was dann archäologisch auch belegt werden konnte. Straßennamen von Handwerken wie Weberstraße oder Beckenwerker dürfen aber nicht so gedeutet werden, dass hier Handwerksarten konzentriert worden waren. Zumindest im Mittelalter ist das nämlich nicht der Fall, sondern die verschiedenen Handwerke waren über die ganze Stadt verteilt (STEUER 1993). Das ist bei den meisten Städten der Fall; allein die Gerber sind natürlich – da auf Wasser angewiesen – an Bächen konzentriert

und meist am Rande der Siedlungen positioniert, nicht zuletzt wegen des Geruchs.

Dirk Rieger aus dem Jahr 2009 sei zitiert: Er schreibt, „dass durch die gezielten Forschungen gerade der letzten 10 Jahre ein hervorragendes wissenschaftliches Fundament geschaffen wurde, auf dem weitere Forschungen aufgebaut und ausgewertet werden können. Über die Entwicklung von Parzellen und Hausbefunden sowie die der infrastrukturellen Einrichtungen der mittelalterlichen Stadt sind neue Erkenntnisse gewonnen worden, die durch die Arbeiten zu bestimmten Fundgattungen komplettiert werden und sich somit ein vielseitigeres Bild vom mittelalterlichen Leben abzeichnet, als es bisher für Braunschweig bekannt war“ (RIEGER 2009 b, 183). Diese von D. Rieger formulierten Ziele gilt es zu verfolgen, und zwar mit dem Blick auf die Entwicklung der Städte in Mitteleuropa insgesamt und auf den Forschungsstand der Archäologie in diesen Städten.

## 4. Vergleich mit anderen Städten

Ein besonderes Problem in Braunschweig ergibt sich daraus, dass von der mittelalterlichen Substanz nicht mehr viel oberflächlich erhalten ist. Während in vielen Städten von Köln bis Göttingen und Freiburg immerhin von der Stadtbefestigung noch manches bis heute aufrecht steht, mussten in Braunschweig mühsam die Befestigung, Gräben, Wälle und Mauerverläufe erst durch Ausgrabungen erschlossen werden, was nach der Schriftüberlieferung ungefähr bekannt, aber nicht genau datiert war. Über die Dendrochronologie ist da Entscheidendes beigetragen worden. Andererseits waren trotz der Kriegszerstörung von den mittelalterlichen Steinwerken, den Kemenaten, noch viele im Baubestand erhalten geblieben und mussten nur erkannt werden.

Stadtarchäologie, als Folge des Zweiten Weltkrieges und des nach 1945 einsetzenden Wiederaufbaus, war zugleich auch eine der entscheidenden Wurzeln der neu entstehenden Mittelalter-Archäologie überall in Deutschland (FEHRING 1996). Deren Ziel war u. a. nach den oft flächendeckenden Bombenzerstörungen die Erforschung der mittelalterlichen Städte, vor allem ihrer Anfänge. Von Nord nach Süd nenne ich da Lübeck, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Hannover, Braunschweig, Hildesheim, Halberstadt oder Göttingen. Man könnte und müsste die Liste nach Süden fortsetzen mit Köln, Mainz und Regensburg als alte Römerstädte.

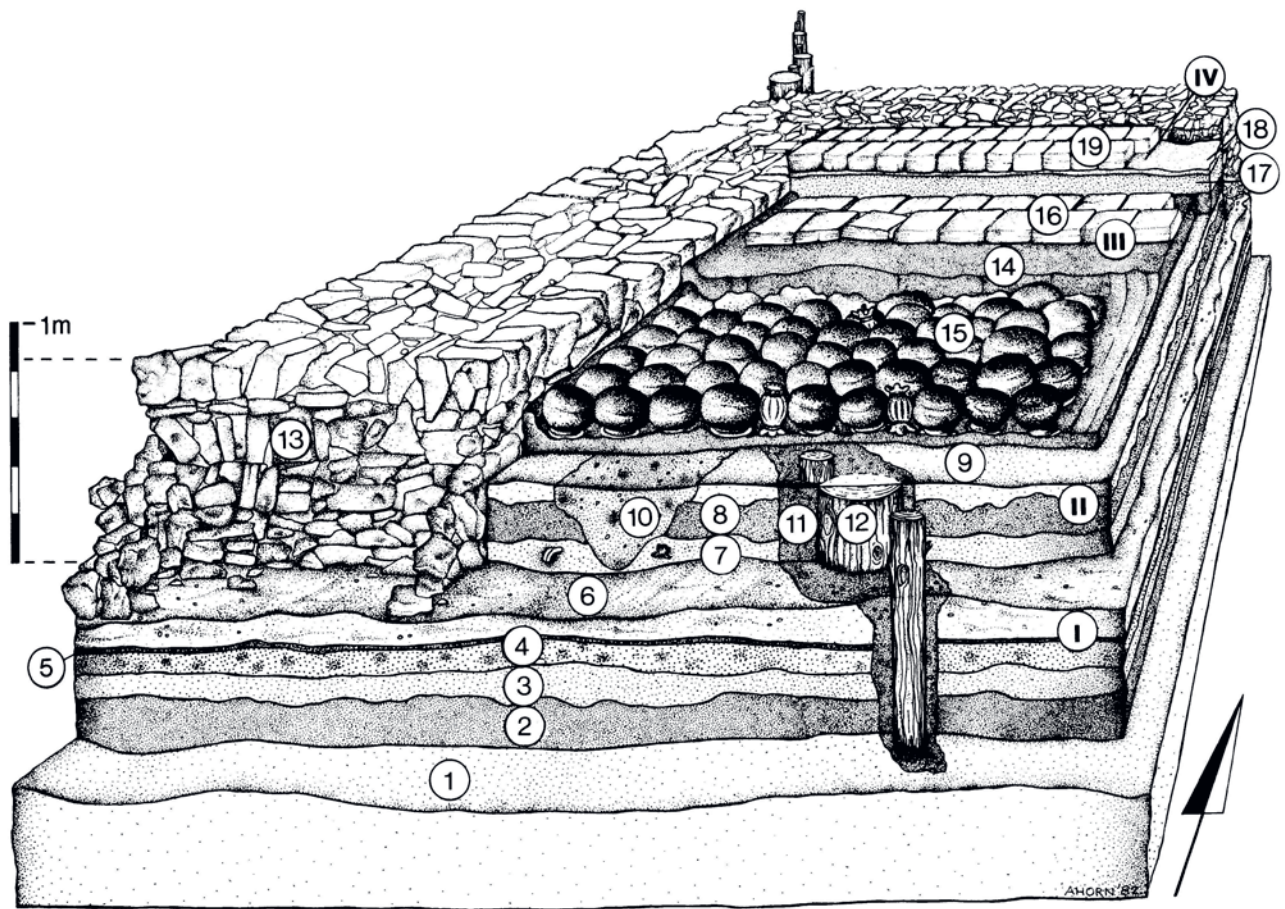
Die ausgrabenden Kolleginnen und Kollegen kannten und kennen sich, gemeinsame Tagungen, anfangs bei der „Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters“ (seit 1976), dann bei der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“ (seit 1990), haben zu einem intensiven Austausch auch der jeweils neuesten Forschungsergebnisse geführt. Man sollte festhalten, dass einerseits die archäologische Stadtkernforschung in den vielen genannten Städten parallel verlief und sich gegenseitig beeinflusste, und dass andererseits auch die Entwicklung der Städte im Mittelalter

weitgehend synchron verlaufen ist. Gründung bzw. Anfänge, Festungsbau, Lösung von der Stadtherrschaft durch Revolten der sich emanzipierenden Bürgergemeinschaften im 12. und 13. Jahrhundert geschahen gleichzeitig, weil man Bescheid wusste, auch ohne unsere modernen Medien, dafür nur ein wenig langsamer, weil Kaufleute unterwegs waren, auch Handwerker zu anderen Märkten reisten. Die doppelte Geschichte der mittelalterlichen Stadt, einerseits die allgemeine Entwicklung der Städte und andererseits das jeweils individuelle Schicksal, muss parallel gesehen werden, auch bei der Beurteilung der Ergebnisse der Stadtarchäologie in Braunschweig.

Einige Beispiele: Die höchst umfangreichen Landgewinnungsmaßnahmen, die Schaffung neuen Baugrundes für Stadterweiterungen, verblüffen von den Ausmaßen her, über 40 ha in Braunschweig; sie fanden aber auch von Lübeck bis Konstanz mehr oder weniger gleichzeitig vor und um 1200 statt. Erstaunliche Erfindungen, wie die Bodenisolierung durch Pflasterungen aus Keramiktopfen, gab es in Braunschweig (**Abb. 11**) ebenso wie in Brandenburg an der Havel (RATHERT 2013). Die beschreibende und manchmal wertende Bilanzierung von Ergebnissen der Braunschweiger Stadtarchäologie ist zugleich, und muss das auch sein, eine Bilanzierung der Stadtarchäologie in Norddeutschland bzw. in Mitteleuropa insgesamt.

Es ist ein allgemeines Phänomen, dass Stadtherrschaft und Bürgerschaft höchst aufwendige Arbeiten auf sich nahmen, um ihre Stadt für neue Bauten erweitern zu können und dabei eigentlich nicht bewohnbare Niederungen zu erschließen. Man hätte doch einfach für Braunschweig einen günstigeren Platz auswählen und die Stadt verlagern können. Das ist manchmal aufgrund ungünstiger geographischer Gegebenheiten tatsächlich geschehen, so im Fall von Rottweil (SCHESCHKEWITZ 2013). Die doppelte Stadtgründung von Lübeck durch Heinrich den Löwen war hingegen rein machtpolitisch begründet. Die Stadt selbst blieb ungefähr am selben Ort. Aber Heinrich der Löwe





**Abb. 11** Bodenisolierung in einer Kemenate durch Pflasterung mit Keramiktopfen, Hartmut RÖTTING, Stadtarchäologie in Braunschweig, 1985/1997.

hat auch München 1158 gegründet; dazu ließ er den Markort Oberföhring mit Zollbrücke zerstören und den neuen Isarübergang nach München verlegen.

Doch in Braunschweig blieb man dem ursprünglichen Ort der Siedlung treu. Dafür gab es verschiedene Gründe: (1.) die Lage an entscheidenden Fernwegeverbindungen, hier an der Okerfurt, war entscheidend für die wirtschaftliche Funktion, (2.) die besitzrechtlichen Verhältnisse ließen Anderes nicht zu, bei der Lage auf der Grenze zwischen zwei Bistümern; und schließlich (3.) ist die Mentalität der Bewohner, die schon ihre Parzelle in der Stadt hatten, nicht zu unterschätzen. Man wollte nicht auf Erreichtes verzichten und neu anfangen. Hochwässer sind zeitlich begrenzte Ereignisse, so auch an der Oker bei der Harzer Schneeschmelze, aber neues Bauland wird auf Dauer geplant und gebraucht.<sup>002</sup>

Ein anderer sich wiederholender Befund sind die Mehrfachstädte-Bildungen an einem Ort, aus mehreren Kernen, als Gruppenstadt. In Braunschweig haben wir mit der Burg Dankwarderode das Herrschaftszentrum und dazu die Burgsiedlung Altstadt, die Handwerker/Kaufleute-Siedlung war am anderen Ufer der Oker, mit dem ältesten Datum für *brunes-uik*, der späteren Altenwiek. Die welfische Herrschaft lässt dann den

Komplex weiter ausbauen, erst den Hagen und dann die Neustadt, weil die meisten Städte damals regelhaft wuchsen. Die abgerundete kompakte Form der Agglomeration der nebeneinander liegenden Siedlungskerne erlaubte eine „runde“ Befestigung der Gesamtstadt, die dann schon weitgehend aufgesiedelt war.

In Köln baute man nach älteren Erweiterungen des römischen Mauerquadrats von 1180 bis 1220/30 den gewaltigen halbkreisförmigen Mauerring auf Zuwachs, bzw. man schloss bis ins 19. Jahrhundert Flächen für Gemüseanbau und Weinärten mit ein. Der Plan war ideologisch begründet, man wollte das Abbild des Himmlischen Jerusalem mit 12 Toren in der eigenen Stadt ausdrücken und hatte das Geld, dies auch baulich zu gestalten. In der Regel waren es aber normale praktische Überlegungen, die Führung des Mauerrings um die Stadt zu planen. Wuchs die Stadt dann weiter, wurden zwiebförmig nach außen neue Mauerringe ausgebaut (z. B. STEUER 1987; DIETMAR 2006, 57 ff.; SCHMIEDER 2005, 42 ff. mit Abb. 1).

Es gibt nun zwei Möglichkeiten zur Gliederung der frühen Stadtgeschichte in Phasen, zum einen anhand der schriftlichen Überlieferung mit Blick auf die Herrschaftsträger, in die archäologische Befunde eingespiegelt werden könnten, und zum anderen umgekehrt anhand der archäologisch datierten Struktur- und Baubefunde, an die von Fall zu Fall noch ein schriftlich überliefertes Datum hinzugefügt werden kann. Ich entschieße mich als Archäologe für diesen zweiten Weg.

**002** Bis heute sehen wir dieses Beharren trotz ständig wiederkehrender großer Hochwassersituationen bei Passau oder an der Mosel; man richtet sich ein, und zieht dort ins jeweils sichere Obergeschoss.



Zwar gibt es eine allgemeine Entwicklungsgeschichte der frühen und der hochmittelalterlichen Stadt bis in die Neuzeit, und über die überregionale Vernetzung durch Wirtschaftsbeziehungen, Handel, Mobilität der Kaufleute werden Kenntnisse und Vorhaben, Planungen, in vielen Städten in ähnlicher Weise realisiert. Aber darüber hinaus hat jede Stadt auch ein individuelles Schicksal und eine spezielle Entwicklung. Das hängt von den verschiedensten Bedingungen ab, einerseits beispielsweise von der Geographie und der Lage im überregionalen Wegenetz, und andererseits von der politischen Einbindung, vom jeweiligen Stadtherrn, der weltlicher oder geistlicher Herrschaftsträger war und ist. Auch die Zusammensetzung der Bewohnerschaft ist ausschlaggebend für die Expansion des Anwesens; Stadtbürger und zuziehende Leute vom umgebenden Land, aber ebenso Einwanderer aus anderen politischen Territorien. Man denke an die flämischen Kolonisten im Hagen.

Wir gehen meist als Archäologen vom Ausgrabungsbefund aus, datieren und werten diesen. Aber der Stadtraum ist ja nur die Hülle oder besser das Gehäuse, in dem Bürger, Handwerker und Händler, wohnten und arbeiteten. Beim interdisziplinären Vorgehen beziehen wir Archäologen selbstverständlich auch die Schriftüberlieferung mit ein. Aber zu vielen ehemaligen Lebensbereichen und alltäglichen Situationen sagen die Urkunden und die anderen Schriftquellen nichts aus. Dann muss man von den archäologischen Funden und Befunden ausgehen und versuchen, über Beschreibungen z. B. der Häuser, der Datierungen und der Vergleiche hinaus vorzustoßen zu den einstigen Bewohnern. Das sollte nicht nur über Fantasie-Deutungen erfolgen und keine persönlichen Narrative der Ausgräber sein, sondern über analogisches Vergleichen die Möglichkeiten umschreiben, wie Befunde zu erklären und zu beschreiben sind. Dazu ist der überregionale Vergleich mit anderen Städten die Voraussetzung: Man sieht nur, was man weiß, und das trifft für alle Erklärungen zu. In Norddeutschland – und natürlich nicht nur hier – gibt es aber Foren, auf denen diese Vergleiche diskutiert werden. Ein Beispiel bilden die von Lübeck aus organisierten Kolloquien zu verschiedenen Themen der Hansestädte.

Es geht also um das Stadtareal Braunschweig, umschlossen von der Stadtmauer aus den Jahren um 1200, die rundum die fünf Weichbilder abgesichert hat. Dieser rundovale Stadtkörper hat einen Durchmesser von ungefähr 1.500 m mit der Befestigung und innerhalb etwa 100 ha bebaute Fläche. Der Lüneburger Stadthügel hat eine Fläche in Nord-Süd-Erstreckung zwischen Trave und Wakenitz von rund 1.600 bis 1.800 m in Nord-Süd und 1.000 bzw. 1.200 m in West-Ost-Erstreckung, schätzungsweise 150 ha. Die größte Stadt im damaligen Deutschland, Köln, hatte mit der mittelalterlichen Halbkreisbefestigung von 1180 bis 1230 eine Fläche von 400 ha, hatte 20.000 bis 40.000 Einwohner, und der ummauerte Raum hat bis in das 19. Jahrhundert ausgereicht bzw. war lange Zeit nicht vollständig besiedelt, bei einer Rheinfront von mehr als 3.000 m (STEUER 1987, 61–102, 62 Abb.1). Von der Fläche her war Braunschweig also nur eine mittelgroße Stadt.

Gehen wir einige Elemente, die eine mittelalterliche Stadt kennzeichnen der Reihe nach durch. Ich habe das schon vor einigen Jahrzehnten (1993) diskutiert (STEUER 1993; STEUER 1995; STEUER 2004); die Forschung ist zwar überall weitergegangen, vor allem hier in Braunschweig, aber die grundsätzlichen Parameter sind geblieben (STEUER 2013, 419–428). Es hat sich gezeigt, dass im Netz der Städte wesentliche Baubefunde überall etwa zu selben Zeit in Angriff genommen wurden, weil eben die Entwicklung der Städte – trotz aller Individualität – gleichartig, durch gegenseitige Beeinflussung und Anregung erfolgte. Für jeden einsichtig ist, dass die mobilen Kaufleute Innovationen transportierten und das Netzwerk der Hansestädte seit etwa 1250 und schon früher über Jahrzehnte bzw. gar Jahrhunderte der Spiegel für einen derartigen Austausch gewesen ist. Die meist noch zu erarbeitende Verknüpfung mit der allgemeinen Stadtentwicklung eröffnet neue Einblicke in Zusammenhänge, die am Ort leicht übersehen werden. Ein Beispiel sei genannt: Dirk Rieger bietet einen überregionalen Vergleich von Pfosten- und Grubenhäusern zur Erklärung und Datierung der Befunde in der Altenwieke (RIEGER 2007, 31 ff.).

## Stadtarchäologie im Vergleich beginnt mit den Phasen der Stadtentwicklungen.

Ohne Stadt speziell zu definieren, etwa von Stadt erst zu sprechen, wenn ein Stadtrecht vorhanden war, geht man heute von der archäologisch-topographischen Manifestation aus, spricht u. a. von Vor- und Frühformen der Stadt (FEHRING 1996).

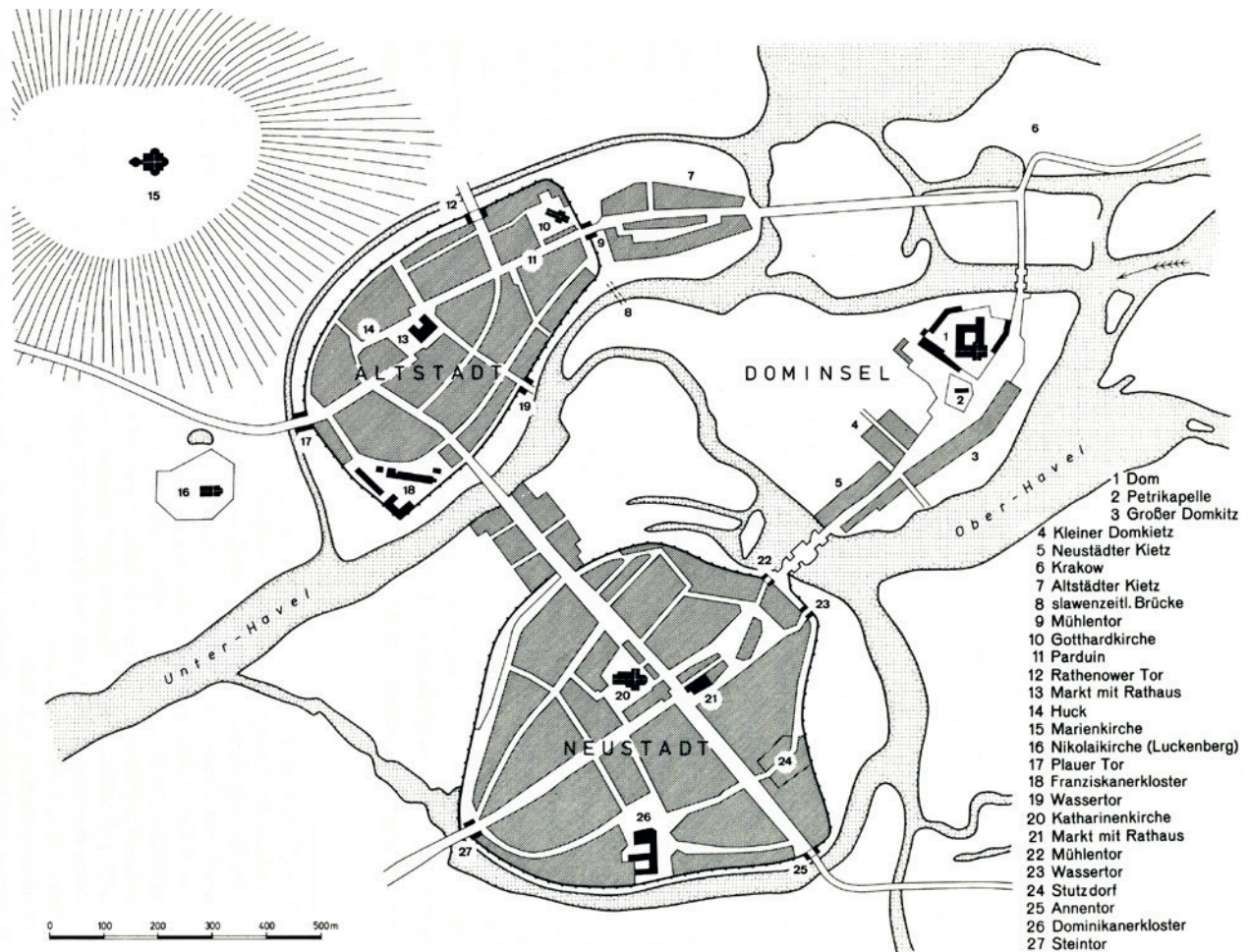
(1) Aus der Antike überleben ohne Zweifel die damals gegründeten Städte und werden im Mittelalter weiterentwickelt, z. B. Köln, Mainz, Basel, Regensburg.

(2) Am Anfang stehen Grenzhandelsplätze wie Haithabu und Dorestad an topographischen Grenzen zum Meer oder die Orte des Diederhoffer Capitulars von 805/806 an der Grenze im Binnenland zu den Slawen während der Karolingerzeit.

(3) Dann werden im Zuge der Sachsenmission Bischofsitze gegründet, noch in der Zeit Karls des Großen

(WILSCHEWSKI 2007), deren Entwicklung zur Stadt kontinuierlich weitergeht. Es beginnt mit der befestigten (!) Bischofsburg und der Kaufmannssiedlung im Vorgelände, bald mit Markt: Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Hamburg (?), und Hildesheim sowie Halberstadt. Braunschweig gehört nicht dazu, liegt auf der Grenze der Bistümer Hildesheim und Halberstadt. Diese Bischofsstädte wachsen zwiebelchalenförmig, bekommen später auch eine Neustadt (SCHLÜTER 2002 a, b; SCHLÜTER 2006; FISCHER 2013, 225–241).

(4) Es gibt herrschaftliche Stadt- und Marktgründungen an einem Platz ohne besondere vorangehende Siedlungswurzeln. Dazu gehört Freiburg, 1090 bzw. 1120 vom Zähringerherzog Konrad gegründet bzw. mit Marktrecht aus eigener Machtsentscheidung versehen.



**Abb. 12** Die Welle der Stadtgründungen ab 1150/1200 Beispiel Brandenburg (nach STEUER, 2004, 44 Abb. 4).

Naheliegenderes Beispiel ist Lübeck mit der erwähnten zweifachen Gründung: Graf Adolf II. von Holstein gründete 1143 die erste civitas Lübeck, Heinrich der Löwe dann 1158/1159 die Stadt am selben Ort neu und zur selben Zeit 1157/58 München an der Isar, nachdem der ältere Markttort Oberförhring samt Zollstation auf seine Veranlassung hin zerstört worden war.

(5) Es folgen Siedlungsagglomerationen, oft mit Kirchengründungen verbunden, an verkehrsgünstigen Kreuzungen mit Marktbildung. Das beginnt schon in der Zeit der Ottonen, der Billunger, der Brunonen. Jetzt erscheint Braunschweig. Initiatoren sind Territorialherren, die Brunonen, die eine Niederungsburg ausbauen.

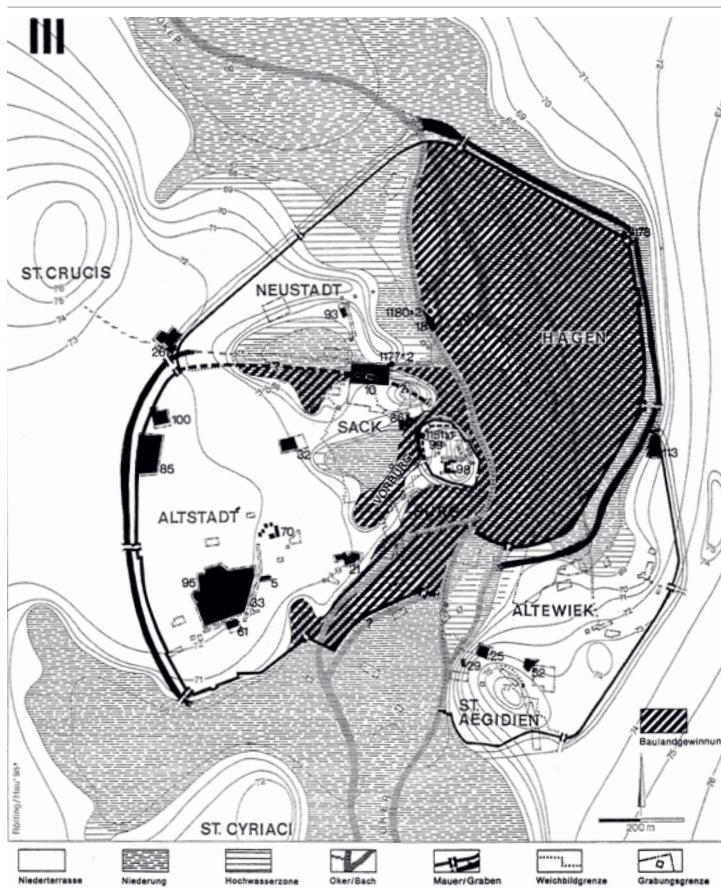
Oft werden in solchen Gegenden mehrere Siedlungskerne zusammengefasst. Hildesheim mit dem Kirchenkreuz ist ein solcher Fall, nur schon in Tradition der Gründung eines Bischofssitzes. Das erfolgte im 10./11. Jahrhundert.

(6) Diese vorliegenden Strukturen erleben nun, mit Blick auf eine neue Organisation des vorhandenen Stadtkörpers, um 1200 eine Neuorganisation; erst jetzt werden Marktplätze in der inzwischen befestigten Stadt neu eingerichtet, und das Parzellengefüge wird oftmals erneuert (STEUER 2013). Ab 1150/1200 setzte eine massive Welle der Stadtgründungen ein, parallel zur

Umorganisation der schon bestehenden Städte; da gehören dann auch die Stadtgründungen östlich der Elbe in kolonisierten Gebieten im slawischen Siedlungsgebiet dazu (STROOB 1970, 21, Abb., wieder bei STEUER 2004, 44 Abb. 4; SCHICH 1987, 219 Abb. 1). (**Abb. 12**)

Da man sich unter Archäologen und auch Historikern inzwischen einig ist, dass eine Stadt nicht in erster Linie über ein kodifiziertes Stadtrecht als Stadt gewertet werden sollte, sondern dass ein ganzes Kriterienbündel zu berücksichtigen ist, von der Größe der Einwohnerzahl bis zur inneren sozialen und wirtschaftlichen Vielfalt, ist Braunschweig (dessen Stadtrechte frühestens 1227 nachzuweisen sind) mit den Planmaßnahmen der Brunonen im 11. Jahrhundert und voll entwickelt unter Heinrich dem Löwen im 12. Jahrhundert als Stadt anzusprechen. Es soll – wie gesagt – nicht auf die Diskussion des Stadtbegriffs selbst eingegangen werden, die nicht erst mit Edith Ennen (ENNEN 1972) begonnen hat; auch helfen Begriffe wie Vor- und Frühformen heute nicht mehr weiter, nachdem die archäologische Forschung gerade auf diesem Feld in den letzten Jahrzehnten überragende Erfolge gehabt hat, sondern es gibt klar als Städte anzusprechende Plätze wie Braunschweig (DILCHER 1998, 35), die zu einer bestimmten Zeit entstanden sind, hier mit Wurzeln im 10. Jahrhundert, dann weiter im 11.





**Abb. 13** Baulandgewinnung in Braunschweig unter Heinrich dem Löwen ab 1160, Hartmut RÖTTING, Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse, in: Heiko STEUER, Gerd BIEGEL, Stadtarchäologie in Nordwestdeutschland westlich der Elbe ZfAM Beiheft 14 Bonn 2002, 125–168.

Jahrhundert ausgebaut wurden und sich dann kontinuierlich fortentwickelt haben (STEUER 2005, 449–472). Privilegierte Gründungen noch im späten 11. und im Laufe des 12. Jahrhunderts können ohne Zögern Stadtgründungen genannt werden, territoriale oder königliche Gründungen. Ein bestes Beispiel ist Freiburg mit Marktgründungs-Privileg 1120. Orte wie Braunschweig bildeten erst langsam – so Gerhard Dilcher – eine Siedlungseinheit, aber bestanden noch aus verschiedenen Siedlungskörpern und entsprechenden Bevölkerungsgruppen, und er nennt als weitere Beispiele Gandersheim (Stiftstadt, Hofsiedlung und Markort), Goslar (Pfalzort, Bergbausiedlung und Markt) und wiederum Braunschweig (Residenzburg und eine Mehrzahl von Siedlungskörpern, darunter eine Marktsiedlung).

Nicht zu übersehen ist, dass um 1200 eine gewaltige Welle der Stadtgründungen eingesetzt hat und dass existierende Städte in dieser Zeit eine Umorganisation bis zur Neuplanung erlebt haben. Ein revolutionär wirkender Anstieg des Lebensstandards im Verlauf des 13. und noch im 14. Jahrhundert war die Folge (HASSE 1979). Das betrifft ebenfalls den Hausbau mit allen baulichen Verbesserungen, von der Heizung bis zur Wasserversorgung. Das Steinhaus ist um 1200 da, erhält aber bis 1300 weitere Ausbauten. Was im Haushalt an Sachgütern vorhanden war, was Menge und Qualität der Metallgefäße angeht, überliefern ausführlicher als jede archäologische Befundlage

die Testamente. Max Hasse resumierte: „Im Überschlagn dürfte ein Haushalt gegen Ende des 12. Jahrhunderts an Metallgeräten – sieht man von Eisengerät ab – kaum mehr als 1 bis 2 Kilo besessen haben, ein Haushalt im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts dagegen 20 bis 100 kg“ (HASSE 1979).<sup>003</sup>

Ich gehe nun einige der grundsätzlichen Strukturfragen der frühen Städte noch einmal durch:

## (1) Wachstumsformen

Ist Braunschweig als Gruppenstadt aus fünf Weichbildern etwas Einmaliges und Besonderes?

Städte wuchsen, aus einem oft kleinen Kern entwickeln sich größere besiedelte, bebaute Areale. Am häufigsten und ganz normal ist die Angliederung an den Kern, also wie gesagt eine zwiebförmige Zunahme des Stadtareals: Auch eine oder mehrere Neustädte kommen ringförmig angelehnt hinzu. Die Bischofsstädte als die ersten als Stadt zu bezeichnenden Konzentrationen von zentraler Funktion mit Kaufleuten und Handwerkern sowie mit einem Markt bestehen aus der Bischofsburg mit Suburbium für diese Dienstleistungen. Als Beispiel nenne ich Osnabrück, anfangs eine Bischofsburg, später dann eine „normale“ Stadt mit Vorburg bzw. Neustadt. Die zweite Lösung ist die Zusammenfassung einiger nahe beieinander entstandener unabhängiger Siedlungskerne zur Gruppenstadt, wie in Braunschweig, gar mit eigenem Recht der einzelnen Weichbilder, wozu die Archäologie aber prinzipiell wie bei anderen Rechtsfragen keinen Zugang hat. Verstreuter liegende Kerne wie bei Hildesheim schaffen zwischen den Kirchenburgen Märkte, die später dann zu einer Stadt zusammengefasst werden. Unterschiedliche Wurzeln hat auch Goslar mit dem Pfalzenbereich samt Suburbium der Bergleutesiedlung, die gemeinsam befestigt werden.

**003** Es ist schwierig sich vorzustellen, wie man dem archäologisch auf die Spuren kommen könnte. Ich habe gefunden: Eine Braunschweiger Dame aus der Zeit um 1366 ordnete an, dass 12 ehernen Grapen (Dreibein-Kochtöpfe), 6 zinnerne Kannen, 12 zinnerne Flaschen, 12 zinnerne Schüsseln, 3 Handfässer und 2 Becken in ihrem Haus zu bleiben hätten; ein Braunschweiger Zimmermann hinterließ 1371 13 Grapen, 5 Tiegel (Pfannen) und 5 Kessel, ein Braunschweiger Schuster 1433 sogar 18 Grapen, 6 Tiegel, 6 Kessel, 7 Kannen und eine Flasche, und seine Frau hatte ebenfalls eine Menge Metallgefäße mit in die Ehe gebracht (HASSE 1979, 37–39). Fast 300 romanische gravierte Bronzeschalen des 12./13. Jahrhunderts, sogenannte Hanseschalen, meist in Museen überliefert, sind von Ulrich Müller katalogisiert worden, dazu gehören zeitlich Aquamanile aus Bronze und aus Keramik (MÜLLER 2006). Für Braunschweig sind die Beckenwerker nachgewiesen.

## (2) Nun besonders auffällig, die Baulandgewinnung

Weil auf den Handel angewiesene Städte oft an Flüssen oder Seen gelegen sind, also in Niederungen, wurde beim Aufblühen der Städte sehr schnell alles bebaubare Areal erfasst, und neues Bauland musste dazukommen.

Die unter Heinrich dem Löwen ab 1160 begonnene meterhohe Aufschüttung in der Okerniederung im Bereich des Stadtteils Hagen erweiterte die Stadtfläche von Braunschweig um rund 40 %, ein immenser Arbeitsaufwand. Die Schichten sind bis 2 m mächtig, bei 46 ha wurden ca. 800.000 m<sup>3</sup> Material gebraucht (GESCHWINDE/RIEGER 2008 a; allg. Archäologie in Niedersachsen 11, 2008) (**Abb. 13**). Später wurden auch für das Gebiet der Neustadt um 1200 (und dem Sack) weitere Niederungsflächen aufgehöhht. Die Wegeführungen über feuchten Untergrund haben sich in den Straßennamen bis heute erhalten, es waren die Bohlenwege. (**Abb. 14**)

In Lübeck setzte die Baulandgewinnung hinunter in die Niederung der Wakenitz im frühen 13. Jahrhundert ein (GLÄSER 1997, 216 f. mit Abb. 7 mit weiterer Lit.).

Ganz im Süden Deutschlands geschah Vergleichbares im mittelalterlichen Konstanz. Beim Salmannsweiler Hof wurde das Areal 1271 in den Bodensee hinein erweitert, und an der Hafelinie erfolgten parallel dazu weitere Aufschüttungen, dendrodatiert um 1225, 1268, 1282, 1289 (RÖBER 2013, 333–358 mit Abb.).

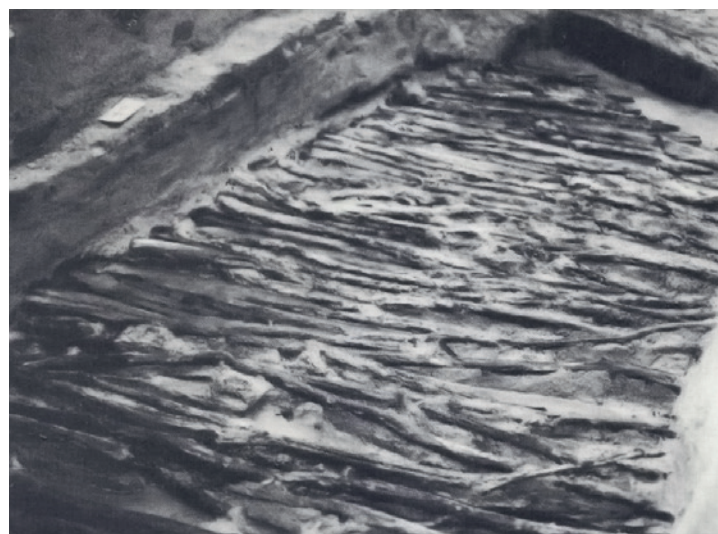
Ungefähr zur selben Zeit, nämlich um 1160/1170 entschied man sich in Freiburg im Breisgau (Marktgründung 1120) durch sämtliche Straßen ein Brauchwasser-Bachsystem zu installieren, das sog. Bächle-System. Dazu mussten alle Straßen aufgehöhht werden, um ein gleichmäßiges Gefälle von rund 1 % zwischen Oberlinden im Osten und dem unteren Ende im Westen zu schaffen. Das geschah einheitlich unter Regie des Zähringerherzogs und mit Engagement der Bürger und führte zu Aufhöhungen von bis zu 2 m; die weitere Folge war, dass die Erdgeschosse mit den Warenlagern zu Kellern wurden und die Häuser umgestaltet werden mussten.

## (3) Die Anlagen der Marktplätze

inmitten der alten Stadt sind fast überall erst neu bei einer Umstrukturierung um 1200 erfolgt.

In Braunschweig stand auf dem Kohlmarkt die frühe Kirche mit umgebendem Gräberfeld, die dem Markt weichen musste (**Abb. 15**). Ebenso ist der Altstadtmarkt mit der Martinkirche erst später entstanden.

Auch das ist eine allgemeine Erscheinung. Ich nenne als Beispiele nur Schleswig und Osnabrück. In Schleswig ist der Rathausmarkt erst nach Abbau einer Kirche samt Friedhof und Beseitigung einer älteren Besiedlung, die von Norden in das Areal hineinreichte, eingerichtet worden, und zwar zu Beginn des 13. Jahrhunderts, als die gesamte Stadt neu geplant wurde (VOGEL 1989, 53). In Osnabrück hat der spätere große dreieckige Markt vor dem jüngeren Rathaus zuvor unterschiedlich wechselnde Bebauung vom 9. bis zur 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts gesehen (SCHLÜTER 2006, 581–584 mit Abb. 2 bis 5; 2002 b, 75–80 mit Abb. 13–18).

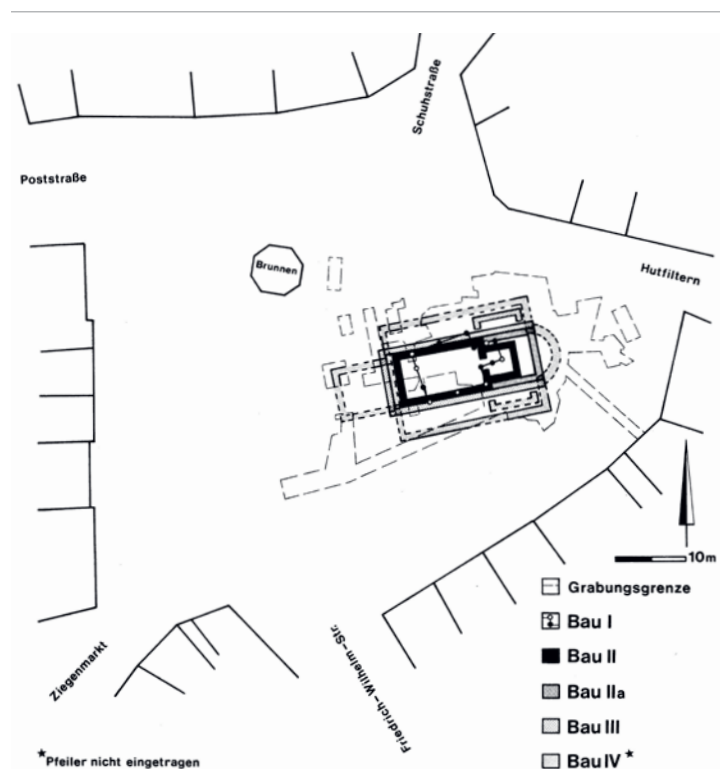


**Abb. 14** Ausgegrabene Bohlenwege in Braunschweig, Hartmut RÖTTING, Stadtarchäologie in Braunschweig, 1985/1997.

## (4) Eine Befestigung

sichert von Anfang derartige städtische Siedlungen. Bei den Bischofsstädten geschieht die Umwallung schon im 9./10. Jahrhundert, ist also eigentlich keine Modeerscheinung, sondern eine Notwendigkeit zur Sicherung des Platzes.

Doch gibt es den Drang zur Stadtummauerung überall gegen 1200, oft nur im Sinne von entsprechender Repräsentation. Der Gesamtbering in Braunschweig wurde um 1200 fertig, aber früher unter Heinrich dem Löwen in den 1160er Jahren



**Abb. 15** Kohlmarkt in Braunschweig an Stelle eines später abgerissenen Kirchenbaus und Friedhofs, Hartmut RÖTTING, Stadtarchäologie in Braunschweig, 1985/1997.



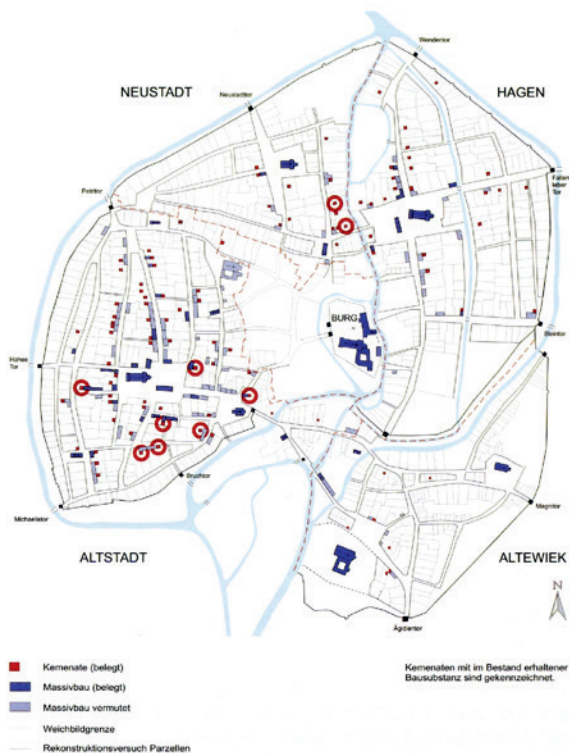


Abb. 16 Elmar ARNOLD, Steinwerke in Braunschweig, 2017.

wurden die ersten Teilstädte Altstadt mit Burg und Hagen befestigt (Datierung über das Fallersleber Tor 1178). Schon zuvor sicherten Wall und zweiphasiger Graben die Altstadt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts; es folgte das Ausheben eines neuen Spitzgrabens, der auch nach Norden gegen das Areal der späteren Neustadt verlief, der dort aber schon im 13. Jahrhundert überbaut wurde, nachdem man um 1200 auch die Neustadt in den Bering einbezogen hatte und damit diese innere Befestigungslinie überflüssig machte. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass erst die archäologischen Ausgrabungen die genauen Verläufe und die Datierung der verschiedenen Ausbauphasen der Befestigungen Braunschweigs erschlossen haben. Mit anderen Worten: Wenn es ein zu sicherndes Stadtareal gab, wurde dieses auch befestigt, über die Jahrhunderte hinweg (PORSCHKE 2000; BILLER 2016). Dabei ist der repräsentative Aspekt nicht außer Acht zu lassen. Eine Stadt, die etwas auf sich hielt, brauchte um 1200 eine Befestigung. Lübeck erhielt in der Mitte des Siedlungshügels eine erste Befestigung um 1200 und schon 1230/40 dann eine größere Befestigung, die das gesamte Gebiet zwischen Trave und Wakenitz einschloss (GLÄSER 1988; GLÄSER 2003, 52 f. mit Farb-Abb. 1 und 2). Freiburg im Breisgau (als Marktstadt 1090 bzw. 1120 gegründet) wurde spätestens um 1200 befestigt, wie die Datierung des Martinstors 1202 nahelegt (UNTERMANN 1995, 223 f.).

## (5) Parzellenstruktur und Wegesystem

Haben die Straßen in der Stadt keine „Handwerkernamen“, so greifen die Bewohner die örtliche Situation auf; in Braunschweig und andernorts gibt es den Bohlweg, den Bohlendamm (Hannover) als Hinweis auf den alten Knüppeldamm des Mittelalters. Bei der Planung und dem Ausbau von Stadt werden gleichgroße Parzellen vermessen. Das ist archäologisch in Braunschweig sowohl für die Altwiek, die Altstadt und auch für den Hagen und die Neustadt nachgewiesen. Die schriftlichen Unterlagen haben Parzellenstrukturen vom Mittelalter bis in die Neuzeit überliefert, wie in Köln die berühmten Schreinskarten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis 1220 und 1240 und dann nachfolgend die Schreinsbücher, die bis in die Neuzeit als Grundbücher geführt wurden. In Braunschweig ist überall die Parzellengliederung über Jahrhunderte verfolgt worden, was Größe, Aufteilung und Zusammenlegung betrifft, im Gebiet der westlichen Altstadt, in der Neustadt, aber auch in der Frühphase in der Alten Wiek.

## (6) Städtische Hausformen, Steinwerke und Kemenaten

In Braunschweig sind rund 150 Steinwerke (Abb. 16), trotz aller Kriegszerstörungen, registriert, manche noch „haushoch“ erhalten; 1926 wurden 84 Kemenaten publiziert, 1944 in Gebädetrümmern 137 Bauten (ARNHOLD/ALPER 2008, 176–216). Inzwischen sind mehrere Steinwerke (Keller) hinzugekommen, die auf rein archäologischem Wege entdeckt werden konnten.

In Lübeck sind keine Steinwerke erhalten, aber immerhin 17 des frühen 13. Jahrhunderts nachgewiesen, in Göttingen sind 10 registriert; in Osnabrück waren 1939 etwa 117 Steinwerke bekannt, von denen 2006 nur noch 35 bestanden, nach einem Projekt zur Erfassung konnten insgesamt – wie in Braunschweig – rund 150 Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts erfasst und kartiert werden. Kellerkataster existieren für eine Reihe von Städten, von Freiburg im Breisgau, über Minden in Westfalen und Münster, Göttingen, Höxter bis Erfurt, aber nicht über jedem Steinkeller stand ein Steinwerk, oft auch einfach nur ein Fachwerkhaus.

Steinwerke gab es ebenfalls im ländlichen Raum. Es ist die neue Bauweise, teils sind es Kemenaten, also beheizbare Räume, teils sind es sichere Speicher für wertvolle Waren, im rückwärtigen Teil der Doppelhäuser, während zur Straße das wärmere Fachwerkhaus stand.

## (7) Brunnen und Kloaken oder Latrinen sind in Braunschweig in großer Zahl registriert

worden, Rötting hat eine Typologie der verschiedenen Brunnen und Kloaken aufgestellt und unterschieden zwischen solchen aus Holz und solchen, die später aus Stein gebaut worden sind (RÖTTING 1997, 50 Abb. 21 Brunnen). (Abb. 17) Kloaken sind

gewöhnlich eine der fundreichsten Komplexe, oft ist organisches Material wie Holz und Textil erhalten, da das Grundwasser erreicht wurde. Latrinen dieser Bauweise werden in allen Städten seit dem 12. Jahrhundert auf fast jeder Parzelle angelegt und gegenwärtig auch überall bei Bodenforschungen entdeckt und liefern Sachgüter, die einst entsorgt wurden, eine kulturgeschichtlich höchst informative Quelle. Die Stadtarchäologie in Braunschweig wird gleichfalls eine große Zahl an Funden geborgen haben, die erst teilweise veröffentlicht worden sind.

Neu erkannt ist eine ähnliche Quellengattung, die entsorgten Sachgüter in sogenannten Fehlböden, als Zwickelfüllungen über Gewölbe oder als Dämmmaterial zwischen den Fußböden in Fachwerkhäusern, wozu es in Braunschweig aber anscheinend noch keine Befunde gibt.

## (8) Handwerksverteilung

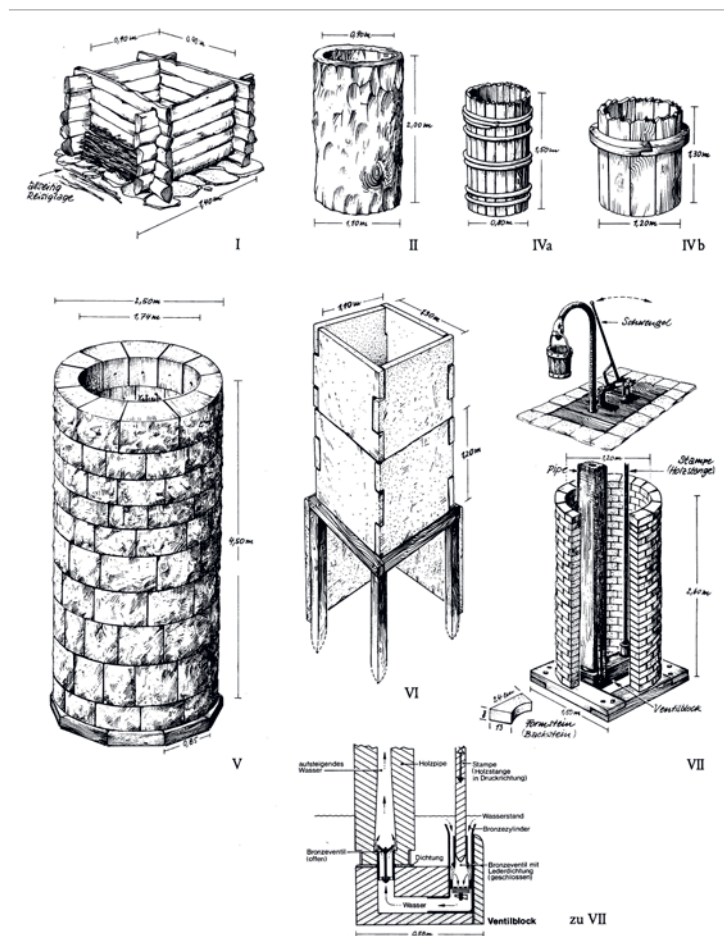
In vielen Städten, sofern das untersucht worden ist, waren die verschiedenen Handwerke in den Straßen und Stadtvierteln wie zufällig verstreut. Ralph Röber bietet Kartenbilder der Verteilung für Göttingen 1459, Hamburg 1400, Hörter 1501, Köln 1286, Kiel 1448, Lübeck 14. Jahrhundert (RÖBER 1999, 9–42). Nur die Bäcker hatten ihren Ofen immer an Straßenecken. Die These der Konzentration von Handwerkskern, in der Schmiedestraße oder Schwertfegerstraße betrifft nicht die Realität, sondern nur die Suche nach einem Straßennamen, in der Frankfurter Altstadt findet man die willkürlich erscheinende Verteilung der Gewerbenamen an den Gassen (RÖBER 1999, 9 mit Abb.1 Karte). Bei dieser Frage müssen die Archivalien und die archäologischen Befunde zusammengeschaut und vor allem auch die Zeitstellung beachtet werden. Es geht noch weiter, was die allgemeine Verteilung von Handwerk und Werkstätten angeht. Einerseits ist der häufige Wechsel des Handwerks für ein Haus vielfach belegt, andererseits gibt es auch unterschiedliche Handwerksarten zugleich innerhalb eines Hauses (STEUER 1995 b, 100 f. mit Lit.).

## (9) Sozialtopographie

Sonderfunde spiegeln die Verteilung von Wohlhabenheit, Reichtum und damit auch höheren Stand. Zu diesem Thema ist in Braunschweig noch viel zu erreichen. Ralph Röber hat im genannten Beitrag von 1999 auch anhand von Würzburg um 1000 und für das Hochmittelalter die soziale Topographie in einer Stadt kartiert (RÖBER 1999, 1–13 mit den Abb.2 und 3, nach SCHICH 1977, Karten III und IV).

## (10) Verfassungstreite

Verfassungstreite gab es innerhalb einer Generation in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mitteleuropaweit. Um nur einige Beispiele zu nennen: Überliefert sind sie für Bremen 1365, Braunschweig 1374, Hamburg 1376, Lübeck 1376, 1380, 1384, Stralsund 1391, Köln 1396, Dortmund 1399.



**Abb. 17** Typologie der Brunnen in Braunschweig, Hartmut RÖTTING, Stadtarchäologie in Braunschweig, 1985/1997.

Verfassungskämpfe gab es aber schon früher, in Köln 1074 mit einem Aufstand der Kaufleute gegen den Erzbischof und 1288 mit der Schlacht bei Worringen zwischen der Kölner Bürgerschaft und wieder dem Erzbischof (SCHÄFKE U. A. 1996, 15 ff.), und so in Braunschweig 1292/1294, wobei es auch um Beteiligung an der Hanse ging (HAMMEL-KIESOW 2000, 53). Aber das ist nun wirklich kein archäologisch fassbares Problem.

## (11) Städtetzwerke, Handel und Hanse

Die weiträumigen Verbindungen durch das gesamte deutsche Reich spiegeln sich unmittelbar einsichtig in den Aktivitäten Heinrichs des Löwen, der nicht nur Braunschweig ausbauen ließ, sondern zugleich die Städte Lübeck und München gegründet hat. Die Hanse später war das am weitesten gespannte Netz der Städte im Mittelalter (MÜLLER 2014, 439–452), wobei vor allem die reisenden Fernhandelskaufleute für die Kommunikation sorgten. Braunschweig gehörte frühzeitig als „Fernhandels und Exportgewerbestadt“ dazu, als eine der Städte, die Metall, Kupfer aus dem Harz, verarbeitete (HAMMEL-KIESOW 2000, 21).

Doch noch weitere Städtebünde und damit Netzwerke der reisenden Kaufleute wurden begründet: Um 1246 gab es zwei

regionale Städteeinungen, den westfälischen und den niedersächsischen Städtebund. Zum niedersächsischen Städtebund gehörten Braunschweig, Hannover, Helmstedt, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Goslar, Wernigerode und Magdeburg sowie als Gründer Minden und Northeim, später zeitweilig auch Lüneburg, Hamburg, Stade und Bremen. Die Führung dieses Bundes lag bei Braunschweig (SCHILDHAUER/FRITZE/STARK 1977, 76 f.). In dieser Zeit, Mitte des 13. Jahrhunderts, entwickelte sich auch die Städtehanse, und Braunschweig war dabei.

Handel lässt sich archäologisch in einer Stadt wie Braunschweig, die wesentlich davon gelebt hat, nicht fassen; denn ein erfolgreicher Handel zeichnet sich – was naheliegend ist – durch geräumte Speicher und Märkte aus, weil eben die Güter verhandelt worden sind. Ich vermisse übrigens unter den

Sachgütern aus den Grabungen in der Stadt die sonst gerade in Hansestädten üblichen Bleiplomben, Warenbehälter-Siegelungen, die dann die Fernkontakte andeuten, wenn eigene Bleimarken anderswo und verschiedene fremde Marken in Braunschweig auftauchen würden.

Dafür liegt ein anderes markantes Sachgut als Spiegel von Fernkontakten vor, nämlich Pilgerzeichen aus Blei-Zinn-Legierung.

Im Hanseverbund setzte im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts die Vermischung des Braunschweiger Patriziats, als „Geschlechter“ bezeichnet, mit dem Patriziat anderer Hansestädte ein, und so wurden die Braunschweiger Teil des „hansischen Patriziats“ (PUHLE 1989, 235–237; POECK 2010). Aber das ist wiederum kein archäologisch zugänglicher Sachverhalt.

## 5. Braunschweig als Sonderfall einer frühen Residenzstadt

Braunschweig entspricht, wie ich gezeigt habe, der frühen Stadtentwicklung seit der ausgehenden Karolingerzeit, mit den entsprechenden Wachstumsstufen. Die Anlässe zum Wachsen waren überall ähnlich. Es gab auch einen gewissen Zwang. Jeder Stadtherr, ob ein Bischof oder ein Territorialfürst, musste Maßnahmen ergreifen, wenn er mit seiner Stadt wirtschaftlichen Erfolg erzielen bzw. als Residenz repräsentieren wollte. Die Herrschaft musste Kaufleute privilegieren, Handwerker zur Ansiedlung überreden, musste diese durch die Befestigung schützen; sie hatte auch nichts dagegen, die Beziehungen zu anderen Städten zu pflegen, im Gegenteil begrüßte sie Absprachen und Verträge, wie bei den Hanseverträgen. Das Prosperieren städtischer Wirtschaft förderte aber auch das Selbstbewusstsein der sozialen Gruppen in der Stadt, der Patrizier und der Handwerker, die sowohl gegeneinander um Macht, Einfluss und Geld über ihre Vertretung im Rat kämpften und bald versuchten, die politische Stadtherrschaft abzuschütteln. Bürgeraufstände ereigneten sich in vielen Städten fast gleichzeitig, auch hier funktionierte der Wissenstransfer.

Die Geschichte der Stadt Braunschweig ist Teil dieser allgemeinen Entwicklungen. Deren Verlauf und Folgen aber von Stadt zu Stadt erheblich variieren konnten. Doch sind die historischen Aspekte dem Archäologen nicht zugänglich, der über die rechtliche Situation eigentlich prinzipiell nichts aussagen kann. Demgegenüber sind Parallelisierungen mit politischer Einflussnahme der Stadtherrschaft fassbar, so bei der Baulandgewinnung und dem Befestigungsbau. Den Kirchen ist jedoch ebenfalls nicht anzusehen, ob sie wie in Braunschweig verschiedenen Bistümern zuzuordnen sind, wann man sich geeinigt hat; welche Kirchen Pfarrkirchen waren, spiegelt sich in den darum herum liegenden Gräberfeldern.

Aber zurück zur Hauptfrage: Was zeichnet Braunschweig aus? Dass die Stadt im Mittelalter unter Heinrich dem Löwen

und den Nachfolgern eine bedeutende wirtschaftliche und politische Funktion hatte, ist an der geschichtlichen Überlieferung abzulesen. Es war die Residenz Heinrichs des Löwen, des berühmtesten Reichsfürsten, und hier ist er bestattet im Dom, und vor der Burg Dankwarderode (erste Erwähnung 1134) steht immer noch sein Denkmal seit etwa 1066: Der Löwe ist die erste Großplastik, die seit der Antike entstanden ist. In Lüneburg, obwohl ebenfalls eine Gründung Heinrichs des Löwen, hat es Vergleichbares nicht gegeben.

Die Besonderheit Braunschweigs geht auf die Stadtherren zurück, auf die Brunonen und dann auf die Welfen mit Heinrich dem Löwen, auf die Rolle als Residenzstadt, auf die besondere Verfassungssituation mit den fünf Weichbildern und jeweils eigenen Stadtrechten, auf die Führungsrolle im Sächsischen Städtebund. Das sind aber alles Faktoren, zu denen die Archäologie keinen Zugang hat. Auch der Name Brunswik hilft der Archäologie nicht weiter. War es „Mode“, den Namen -wik zu wählen (von Schleswig über Bardowick bis Braunschweig)? (zum Stand der Forschung jetzt: BLUME/CASEMIR/OHAINSKI 2018, 31–41). Jedenfalls ist das kein Thema für die Archäologen und auf die andauernde Diskussion über Inhalt und Herkunft der -wik-Endungen soll nicht weiter eingegangen werden. Man darf das sagen, archäologisch gesehen hatte Braunschweig Anteil an der Herausbildung und Entwicklung von Städten an sich, was die Ursprünge und auch was die Wandlungen und Umstrukturierungen um 1200 angeht. Archäologisch weist aber allein die Größe der Stadt auf eine besondere Funktion hin. Andere Faktoren, wie Münzrecht und Zugang zu Luxusgütern treffen ebenso auf andere Stadtplätze zu.

Braunschweig gewann aus der Vermittlerrolle im Handel, über die eigene Produktion und Weiterverarbeitung von Metallen, hatte jedoch keine eigenen Rohstoffe wie Lüneburg mit dem Salz oder Goslar mit den Erzbergwerken. Aber



Braunschweigs bedeutende Stellung in der Hanse resultierte einerseits doch aus der großen Wirtschaftskraft der Stadt und andererseits aus der politischen Vorrangstellung innerhalb des Sächsischen Städtebundes (PUHLE 1989, 235). Archäologisch sind wirtschaftliche kaum und politische Entwicklungen nicht fassbar, dazu ist die Geschichtswissenschaft aufgerufen, die seit dem späten Mittelalter zahlreich vorhandenen Schriftquellen auszuwerten.

So sollte am Schluss noch einmal formuliert werden, was die Stadtarchäologie eigentlich leisten kann: Hier in Braunschweig hat sie mit beachtlichem Erfolg die topographischen Gegebenheiten in der Entwicklung über die Jahrhunderte (mit neuen Datierungen über die Dendrochronologie) erschlossen, die Gliederung der Stadtareale, die Befestigungen, die Parzellierung und die Wohnweise mit den Hausformen; sie (die Archäologie) meint auch, die Verteilung von Handwerk in der Stadt, die Sozialtopographie und den Lebensstil der Bewohner erschließen zu können. Doch denke ich, dass wir damit zwar gute Beschreibungen anhand des Fundmaterials bieten können, was aber kaum ausreicht, um sich von den Sachgutfunden anderer Städte zu unterscheiden.

Braunschweig hat eine seit Jahrzehnten intensiv arbeitende Stadtarchäologie, nur zu vergleichen in diesem Umfang mit Lübeck. Doch ist überall in Mitteleuropa mit dem Aufkommen der Mittelalterarchäologie auch eine Stadtarchäologie entwickelt worden. Ich erinnere an eine Tagung in Köln 1984 zum

Thema „Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie“ (STEUER 1986). Dabei ging es um den Lebensstil in dieser Umbruchphase um 1200 im gesamten Europa; auch Braunschweig wurde angesprochen. Eine Ausstellung 1992 widmete sich der „Stadt um 1300“ (STADTLUFT, HIRSEBRIE UND BETTELMÖNCH 1992). Es wurden Städte aus Süddeutschland und der Schweiz mit den neuen archäologischen Ergebnissen vorgestellt, zum steinernen Wohnbau in Südwestdeutschland, zu Handwerk und Handel, aber auch zu Essen und Trinken, Krankheit und Tod, Kirche und Frömmigkeit. In Norddeutschland behandelte die Ausstellung „Stadt im Wandel“ mit dem vierbändigen Katalog 1985 das Thema; aber während die beiden erstgenannten von der Archäologie ausgingen, berücksichtigten diese Bände Mittelalterarchäologie nur in Ausschnitten (MECKSEPER 1985).

Die besondere Bedeutung Braunschweigs lässt sich in zweierlei Weise beschreiben: Zum einen haben wir hier den Sonderfall, dass über die frühe Entwicklung keine oder kaum historische Daten zur Stadt selbst überliefert sind und dass dadurch die Archäologie eine verantwortungsvolle Pflicht übernommen hat, nicht nur um die frühen Phasen zu beschreiben, sondern um anhand der Dendrochronologie gewissermaßen historische Datierungen zu erhalten. Und zum anderen, dass Braunschweig das Glück hatte, sehr engagierte Archäologen gewinnen zu können, mit Hartmut Rötting zu Anfang und mit würdigen und ebenso engagierten Nachfolgern.

## Literatur

### ALPER 2004

Götz Alper, Die Goldene Straße, in: Archäologie in Niedersachsen 7 (2004), 115–118.

### ALPER 2005

Götz Alper, Eine mittelalterliche Feinschmiedewerkstatt in der Braunschweiger Altstadt, in: Archäologie in Niedersachsen 8 (2005), 70–74.

### ALPER 2006

Götz Alper, Das Braunschweiger Handwerk im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 5: Das Handwerk, Lübeck 2006, 157–182.

### ARNDT/GESCHWINDE 2015

Betty Arndt und Michael Geschwinde, Mit kalten Füßen durch die Vorzeit, in: Archäologie in Niedersachsen 18 (2015), 64–67.

### ARNHOLD/ALPER 2008

Elmar Arnholt und Götz Alper, Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig, in: Michael James Hurst, Bruno Switala, Bodo Zehm (Hrsg.), STEINWERKE – ein Bautyp des Mittelalters? Vorträge des Kolloquiums Steinwerke vom 2. bis 4. März 2006 in Osnabrück (Kulturregion Osnabrück 28 / Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes 6), Bramsche 2008, 179–216.

### ARNHOLD 2009

Elmar Arnholt, Die Braunschweiger Kemenate. Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts (Braunschweiger Werkstücke 111), Braunschweig 2009.

### ARNHOLD 2018

Elmar Arnholt, Mittelalterliche Metropole Braunschweig. Architektur und Stadtbaukunst vom 11. bis 15. Jahrhundert, Braunschweig 2018.

### BIEGEL u. a. 1997

Das Land Braunschweig. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34, Stuttgart 1997.

### BILLER 2016

Thomas Biller, Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen im deutschsprachigen Raum: ein Handbuch, 2 Bände, Darmstadt 2016.

### BLUME/CASEMIR/OHAINSKI 2018

Herbert Blume, Kirsten Casemir, Uwe Ohainski, Die Ortsnamen der Stadt Braunschweig. Niedersächsisches Ortsnamenbuch Teil 9 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 61) Bielefeld 2018.

### BUSCH 1981

Ralf Busch, Altstadtgrabungen in Braunschweig 1950–1975, in: Stadtarchäologie in Braunschweig 76–80 (Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 2), Hannover 1981.

### BUSCH 1985

Ralf Busch, Altstadtgrabungen in Braunschweig 1948 bis 1975. Anhang: Mittelalterliche Keramik aus dem Braunschweigischen – ein forschungsgeschichtlicher Überblick, in: RÖTTING 1985 a, 169–178.

### DAS BRAUNSCHWEIGER LAND 1997

Das Braunschweiger Land (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34), Stuttgart 1997.

### DIETMAR 2006

Carl D. Dietmar, Das mittelalterliche Köln, Köln 2006.

### DILCHER 1998

Gerd Dilcher, Stadtherrschaft oder kommunale Freiheit – Das 11. Jahrhundert ein Kreuzweg? in: Jörg Jarnut, Peter Johanek (Hrsg.), Die Frühgeschichte der europäischen Stadt im 11. Jahrhundert (Städteforschung Reihe A, 45), Köln, Weimar, Wien 1998, 31–44.

### ENNEN 1972

Edith Ennen, Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1972.

**FEHRING 1996**

Günther P. Fehring, Stadtarchäologie in Deutschland. Archäologie in Deutschland Sonderheft 1996, Stuttgart 1996.

**FISCHER 2013**

Ellinor Fischer, Vom Bischofssitz zur Stadt – Archäologische Erkenntnisse zur Entwicklung Osnabrücks im 12. und 13. Jahrhundert, in: Karsten Igel (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop, Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96), Stuttgart 2013, 225–241.

**FLESCHÉ 1949**

Klaus Peter Flesche, Die Kemenaten der Stadt Braunschweig, Braunschweig 1949.

**GESCHWINDE 2013**

Michael Geschwinde, Tafel 8.1: Archäologische Funde und Befunde, in: Wolfgang Meibeyer, Henning Steinführer, Daniel Stracke (Bearb.), Deutscher historischer Städteatlas. 4: Braunschweig, Münster 2013.

**GESCHWINDE 2014**

Michael Geschwinde, *Ac muris amplificavit* – Archäologische Befunde zur Befestigung der Stadt Braunschweig im Mittelalter, in: Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 311–318.

**GESCHWINDE 2016**

Michael Geschwinde, Braunschweig und die Erfindung der mittelalterlichen Stadt: Die archäologische Perspektive, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 10, Lübeck 2016, 195–210.

**GESCHWINDE/MEIBEYER 2010**

Michael Geschwinde und Wolfgang Meibeyer, Zur vor- und frühstädtischen Zeit von Braunschweig – aus gemeinsamer Sicht von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie, in: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 91 (2010), 13–42.

**GESCHWINDE/RIEGER 2008**

Michael Geschwinde und Dirk Rieger, Braunschweigs feuchter Untergrund. Stadtplanung und Städtebau im Mittelalter und früher Neuzeit mit Hindernissen, in: Archäologie in Niedersachsen 11 (2008), 88–91.

**GESCHWINDE/RIEGER 2008 b**

Michael Geschwinde und Dirk Rieger, „totius Saxoniae metropolis...“, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 6: Luxus und Lifestyle, Lübeck 2008, 241–263.

**GLÄSER 1988**

Manfred Gläser, Die Lübecker Stadtmauern, in: 25 Jahre Archäologie in Lübeck. (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 17), Bonn 1988, 194–196.

**GLÄSER 1997**

Manfred Gläser, Stand, Aufgaben und Perspektiven der Archäologie in Lübeck. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 1, Lübeck 1997, 205–220.

**GLÄSER 2003**

Manfred Gläser, Die Siedlungsentwicklung Lübecks im frühen 13. Jahrhundert, in: Manfred Gläser, Doris Mührenberg, Palle Birk Hansen, Dänen in Lübeck – Danskerne i Lübeck 1203–2003 (Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck 6), Lübeck 2003, 51–58.

**HAMMEL-KIESOW 2000**

Rolf Hammel-Kiesow, Die Hanse, München 2000.

**HASSE 1979**

Max Hasse, Neues Hausgerät, neue Häuser, neue Kleider – eine Betrachtung der städtischen Kultur im 13. und 14. Jahrhundert sowie ein Katalog der metallenen Hausgeräte, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 7 (1979), 7–83.

**KABLITZ 2005**

Karsten Kablitz, Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Archäologische Untersuchungen an der Weberstraße und der Langen Straße 1997 bis 1999, mit Beiträgen von Wolfgang Meibeyer, Eberhard May und Klaus Tidow (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 10), Rahden/Westfalen 2005.

**LAST 1985**

Martin Last †, Niedersächsische Städte bis zum frühen 13. Jahrhundert, bearbeitet von Peter Aufgebauer, in: MECKSEPER 1985, 81–93.

**LUCKHARDT/NIEHOFF 1985**

Jochen Luckhardt und Franz Niehoff (Hrsg.), Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Band 2, Essays, München 1995.

**MECKSEPER 1985**

Cord Meckseper (Hrsg.), Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650. 4 Bände, Bd. 1. Ausstellungskatalog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1985.

**MEIBEYER 2013**

Wolfgang Meibeyer, Das Gotteshaus St. Nikolai am Damm in Braunschweig. Ein Beitrag zur Sakral- und Stadtopographie im 12. Jahrhundert, in: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 94 (2013), 13–34.

**MÜLLER 2006**

Ulrich Müller, Zwischen Gebrauch und Bedeutung. Studien zur Funktion von Sachkultur am Beispiel mittelalterlichen Handwaschgeschirrs (5./6. bis 15./16. Jahrhundert) (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 20), Bonn 2006.

**MÜLLER 2014**

Ulrich Müller, „Archäologie“+„Kultur“ = „Hansekultur“?, in: Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 439–452.

**POECK 2010**

Dietrich W. Poeck, Die Herren der Hanse: Delegierte und Netzwerke. Frankfurt am Main etc. 2010.

**PORSCHÉ 2000**

Monika Porsche, Stadtmauer und Stadtentstehung. Untersuchungen zur frühen Stadtbefestigung im mittelalterlichen Deutschen Reich, Hertingen 2000.

**PUHLE 1989**

Matthias Puhle, Braunschweig und die Hanse, in: Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte, Bd. 1, Hamburg 1989, 235–237.

**RATHERT 2007**

Dieter Rathert, Topfkacheln für trockene, warme Füße, in: Archäologie in Deutschland 2015, Heft 4, 37–38.

**RIEGER 2007**

Dirk Rieger, Die Alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 12), Rahden/Westf. 2007.

**RIEGER 2009 a**

Dirk Rieger, Stadt in der Niederung. Braunschweigs Feuchtbodenarchäologie, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 21 (2009), 143–152.

**RIEGER 2009 b**

Dirk Rieger, Zum Forschungsstand der Mittelalterarchäologie in Braunschweig, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 78 (2009), 175–184.

**RIEGER 2010 a**

Dirk Rieger, *platea finalis*. Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter. Mit Beiträgen von Elmar Arnhold und Silke Grefen-Peters (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 15), Rahden/Westf. 2010.

**RIEGER 2010 b**

Dirk Rieger, Virtuelle Modelle von Braunschweiger Stadthäusern. Zur Präsentation archäologischer Befunde mittels digitaler bildgebender Verfahren, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 22 (2010), 117–123.

**RIEGER 2010 c**

Dirk Rieger, „Eine Veste-stadt“. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtfortifikation in Braunschweig, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Die Befestigungen. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 7, Lübeck 2010, 465–478.

**RIEGER 2015**

Dirk Rieger, Volle Energie. Licht und Wärme im hochmittelalterlichen Braunschweig, in: Archäologie in Niedersachsen 18 (2015), 55–58.

**RÖBER 1999**

Ralph Röber, Zur Topographie des Handwerks in der mittelalterlichen Stadt. Skizzen zur Quellenproblematik und zum Forschungsstand in Archäologie und Geschichte, in: R. Röber (Zusammenstellung), Von Schmieden, Würlern und Schreibern. Städtisches Handwerk im Mittelalter. ALManach 4, Stuttgart 1999, 9–42.

**RÖBER 2013**

Ralph Röber, Konstanz um 1200 – Strukturwandel oder Kontinuität: eine siedlungstopografisch-baugeschichtliche Studie, in: Wandel der Stadt um 1200, Stuttgart 2013, 333–358.

**RÖTTING 1985 a**

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1984, mit zahlreichen Beiträgen anderer Autoren (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), Hameln 1985.

**RÖTTING 1985 b**

Hartmut Rötting, Die Braunschweiger Kemenate im hohen Mittelalter. Grundzüge ihrer Baugeschichte nach archäologisch-rechthistorischer Quellenlage, in: LUCKHARDT/NIEHOFF 1985 Bd. 2, 395–400.

**RÖTTING 1997**

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1992. Erweiterte Neuauflage mit einem Forschungsbericht 1997, Hameln 1997.

**RÖTTING 2000**

Hartmut Rötting, Die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: Horst-Rüdiger Jarck und Gerhard Schildt (Hrsg.), Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000, 301–316.

**RÖTTING 2002**

Hartmut Rötting, Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse, in: STEUER/BIEGEL 2002, 125–167.

**RÖTTING 2004**

Hartmut Rötting, Zur Infrastruktur der fünf Städte Braunschweigs, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 4: Die Infrastruktur, Lübeck 2004, 249–262.

**SCHÄFKE U. A., 1996**

Werner Schäfer u. a., Köln in guter Verfassung?! 1396–1996. 600 Jahre Verbundbrief, Köln 1996.

**SCHESCHKWITZ 2013**

Jonathan Scheschke, Rottweil um 1200 – Siedlungsstrukturen von hochmittelalterlicher Mittelstadt und spätmittelalterlicher Stadtgründung, in: Karsten Igel, Michaela Jansen, Ralph Röber, Jonathan Scheschke (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96), Stuttgart 2013, 299–320.

**SCHICH 1977**

Wolfgang Schich, Würzburg im Mittelalter. Studien zum Verhältnis von Topographie und Bevölkerungsstruktur (Städteforschung Reihe A/3), Köln, Wien 1977.

**SCHICH 1987**

Wolfgang Schich, Die Herausbildung der mittelalterlichen Stadt in der Mark Brandenburg. Der Wandel der Topographie, Wirtschaft und Verfassung im 12./13. Jahrhundert, in: Helmut Jäger (Hrsg.), Stadtkernforschung (Städteforschung Reihe A, 27), Köln, Wien 1987, 213–243.

**SCHILDHAUER/FRITZE/STARK 1977**

Johannes Schildhauer, Konrad Fritze, Wolfgang Stark, Die Hanse, Berlin 1977.

**SCHLÜTER 2002 a**

Wolfgang Schlüter, Osnabrück und die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt. Das Marktgründungsrecht von 1002 und seine Auswirkungen, in: Wolfgang Schlüter (Hrsg.), Mercatum et Monetam. 1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrecht in Osnabrück (Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes 3), Braunschweig 2002, 99–169.

**SCHLÜTER 2002 b**

Wolfgang Schlüter, Archäologische Zeugnisse zur Entstehung der Stadt Osnabrück, in: STEUER/BIEGEL 2002, 37–103.

**SCHLÜTER 2006**

Wolfgang Schlüter, Die Entwicklung westfälischer Bischofsstädte während des hohen Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung Osnabrücks, in: Jörg Jarnut und Matthias Wemhoff (Hrsg.), Vom Umbruch zur Erneuerung? Das 11. und beginnende 12. Jahrhundert – Positionen der Forschung (Mittelalterstudien 13), München 2006, 547–593.

**SCHMIEDER 2005**

Felicita Schmieder, Die mittelalterliche Stadt, Darmstadt 2005.

**SPIES/PUHLE 1981**

Gerd Spies und Matthias Puhle (Hrsg.), Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981. Die Stadt Heinrichs des Löwen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Festschrift zur Ausstellung (Braunschweig 1981).

**STADTLUFT, HIRSEBREI UND BETTELMÖNCH 1992**

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Stadt Zürich (Hrsg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Stuttgart 1992.

**STEUER 1987**

Heiko Steuer, Stadtarchäologie in Köln, in: Helmut Jäger (Hrsg.), Stadtkernforschung (Städteforschung Reihe A/ 17), Köln, Wien 1987, 61–102.

**STEUER 1993**

Heiko Steuer, Der Beitrag der Archäologie zur Stadtgeschichtsforschung, in: Fritz Mayrhofer (Hrsg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, Linz 1993, 173–196.

**STEUER 1995 a**

Heiko Steuer, Freiburg und das Bild der Städte um 1100 im Spiegel der Archäologie, in: Hans Schadek und Thomas Zotz (Hrsg.), Freiburg 1091–1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt. Archäologie und Geschichte (Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 7), Sigmaringen 1995, 79–123.

**STEUER 1995 b**

Heiko Steuer, Mittelalterarchäologie und Sozialgeschichte. Fragestellungen, Ergebnisse und Zukunftsaufgaben, in: Günther P. Fehring und Walter Sage (Hrsg.), Mittelalterarchäologie in Zentraleuropa (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 9), Köln, Bonn 1995, 87–104.

**STEUER 1986**

Heiko Steuer, Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalterarchäologie. Bericht über ein Kolloquium in Köln vom 31. Januar bis 2. Februar 1984 (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 4), Köln, Bonn 1986.

**STEUER 2004**

Heiko Steuer, Überlegungen zum Stadtbegriff aus der Sicht der Archäologie des Mittelalters, in: Peter Johanek, Franz-Joseph Post (Hrsg.), Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff (Städteforschung Reihe A/ 61), Köln, Weimar, Wien 2004, 31–51.

**STEUER 2005**

Heiko Steuer, v. Stadt, B. Kulturgeschichtlich. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 20, Berlin, New York 2005, 449–472.

**STEUER 2013**

Heiko Steuer, Zusammenfassung aus der Sicht der Archäologie. In: Karsten Igel, Monika Jansen, Ralph Röber, Jonathan Scheschke (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96), Stuttgart 2013, 419–428.

**STEUER/BIEGEL 2002**

Heiko Steuer und Gerd Biegel (Hrsg.), Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 14), Bonn 2002.

**STOOB 1970**

Heinz Stöob, Forschungen zum Städtewesen in Europa I. Räume, Formen und Schichten der mitteleuropäischen Städte. Eine Aufsatzfolge, Köln, Wien 1970.

**UNTERMANN 1995**

Matthias Untermann, Archäologische Befunde zur Frühgeschichte der Stadt Freiburg, in: Hans Schadek und Thomas Zotz (Hrsg.), Freiburg 1091–1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt. Archäologie und Geschichte (Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 7), Sigmaringen 1995, 195–230.

**VOGEL 1989**

Volker Vogel, Schleswig im Mittelalter. Archäologie einer Stadt, Neumünster 1989.

**WILSCHEWSKI 2007**

Frank Wilschewski, Die karolingischen Bischofssitze des sächsischen Stammesgebietes bis 1200 (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 46), Petersberg 2007.





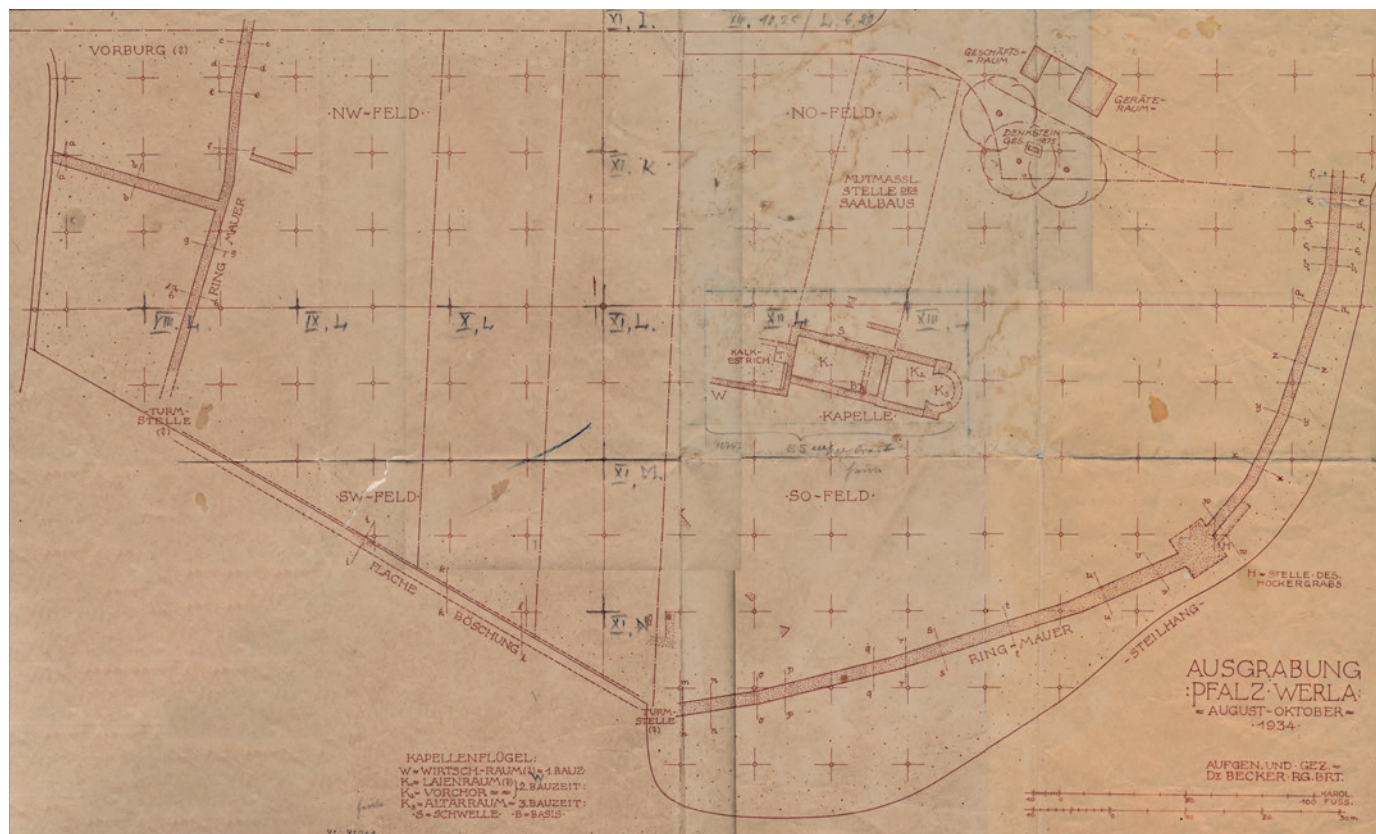
# Die Königspfalz Werla im Vexierbild der Ausgrabungen

Michael Geschwinde

Die archäologischen Forschungen auf der Königspfalz Werla bei Schladen, Landkreis Wolfenbüttel, waren eine Initialzündung für die Mittelalterarchäologie im Norden Deutschlands. Da gilt besonders für die mit enormen technischem und personellen Aufwand betriebenen Ausgrabungen der Jahre 1934 bis 1939 (GESCHWINDE 2015). In den umfangreichen Grabungsdokumentationen und den publizierten Vorberichten ist immer wieder nachzulesen, wie beeindruckt die Ausgräber von den Resten der Steinarchitektur des 10. Jahrhunderts waren und besonders von der Ausdehnung der Gesamtanlage, die seit 1937 durch die systematische Auswertung von Luftbildern bekannt war (GESCHWINDE 2015; BLAICH 2015 a).

Bei Ausgrabungen wird häufig deutlich, dass sich der unvoreingenommene Betrachter eine Rekonstruktion dessen, was einmal gewesen ist, wünscht. Die oft unanschaulichen

freigelegten Überreste bleiben abstrakter und fragmentarischer, als es viele Außenstehende akzeptieren. Visualisierungen von archäologischen Grabungsbefunden – imaginär getragen vom Charisma des Ausgräbers oder real durch eine materielle oder auch virtuelle Rekonstruktion – entscheiden dann oft über den Stellenwert eines Ausgrabungsprojektes in der öffentlichen Wahrnehmung. Für Archäologen stellt sich dabei die Frage, ob es besser ist, ein fachlich wie auch immer zu beurteilendes homogenes und in sich stringentes Bild zu entwickeln, oder ob man sich dem unkalkulierbaren Prozess ausliefert, unter Verzicht darauf den Betrachter auf den mühevollen und von Misserfolgen durchsetzten Weg archäologischer Erkenntnis zu führen und ihm zuzumuten, sich aus diesen Fragmenten sein eigenes Bild dessen, was einmal gewesen ist, zusammenzusetzen. Im Fall der Werla fällt auf, dass es allen dort aktiven



**Abb. 1** Die von Karl Becker 1934 untersuchten Flächen im Süden der Kernburg (Braunschweigisches Landesmuseum, Akten Werla).



**Abb. 2** Kolorierte Darstellung der Werla von Carl-Heinrich Seebach, Dezember 1938 (Braunschweigisches Landesmuseum, Akten Werla).

Archäologen sehr schwer gefallen ist, ein Bild vom ursprünglichen Aussehen des Ortes zu generieren. Das steht im Kontrast zu der intensiven Öffentlichkeitsarbeit und den zahlreichen Vorberichten, auch in eher populären Organen, die zu der von Markus C. Blaich analysierte Rezeption der Werla-Grabungen geführt haben (BLAICH 2015b). Bedenkt man die enorme Resonanz der Grabungen in den 1930er Jahren, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass gerade der Grabungsleiter Hermann Schroller, getragen von seinem Charisma, es verstanden hat, den Teilnehmer der zahlreichen Führungen über die Ausgrabungen ein wenn auch imaginäres Bild der Werla zu vermitteln, das weit über das, was in den Veröffentlichungen seinen Niederschlag gefunden hat, hinausgegangen ist.

Den ersten Versuch zur Darstellung der Werla nach eigenen Beobachtungen bei der Grabung 1934 unternahm noch im selben Jahr Karl Becker (**Abb. 1**). Während die Ringmauer im Osten und Süden korrekt mit den erst vier Jahre später freigelegten Türmen II und IV wiedergegeben ist, ist das Tor II trotz der schon dargestellten nördlichen Torwange noch nicht identifiziert. Becker legte den mittleren und westlichen Bereich des Zentraltraktes (G 1, G 2, G 6<sup>001</sup>) frei, den er aufgrund der Fundamentbreite von fast einem Meter für möglicherweise zweigeschossig hielt<sup>002</sup>. Im rechten Winkel dazu vermutet er nördlich davon einen großen Saalbau, das „magna domus“<sup>003</sup> – eine Fehlinterpretation, wie spätere Ausgrabungen zeigen sollten. Damit waren jedoch schon zwei wichtige Erwartungen zum Potenzial der Werla als Grabungsstätte bestätigt worden: „Von der ursprünglichen Anlage...sind...oberirdisch keine Reste mehr vorhanden. Nur gelegentliche Funde aus Mauerresten... lassen vermuten, daß hier, an einer von jüngerer Überbauung völlig unberührt geblieben Stelle, planmäßig durchgeführte

Spatenarbeit nicht ohne Erfolg bleiben würde.“<sup>004</sup> und „wenn an dieser Stelle die Ausgrabungen sehr sorgfältig von sachverständiger Weise fortgeführt werden könnten, so wäre es möglich, dass sich hier in Werla die Grundzüge einer karolingisch-ottonischen Pfalz wieder gewinnen ließen. Auf sensationelle Funde wird man aber nicht rechnen dürfen. Ausgrabungen von Laien dürften kaum irgendwelche weiteren Ergebnisse zeitigen.“<sup>005</sup>

In der Grabungsdokumentation des Jahres 1937 findet sich zum ersten Mal der Hinweis auf farbig bemalte Dachziegel, die in größerer Menge im Bereich der Kapelle (G 1) gefunden wurden<sup>006</sup>. Der neue Grabungsleiter Hermann Schroller ließ es sich nicht nehmen, einen Seitenhieb auf seinen Vorgänger Heinrich Steckeweh zu führen: „Überraschend war die Feststellung von alten Dachziegeln – die übrigens auch im vergangenen Jahr zahlreich angetroffen, aber nicht beobachtet worden sind...“. Auch wurden jetzt erstmals Fragmente von Flachglas registriert. Mit der Entdeckung des Ostabschlusses der Kapelle (G 1) wurde kurz danach die Freilegung des Zentraltrakts abgeschlossen. In den Darstellungen Hermann Schrollers bis 1939 finden sich zur Gestaltung der Pfalz allerdings nur allgemeine Aspekte wie „Die Werla bildet hiermit ein klares, in Stein übersetztes Beispiel sächsischer Baugesinnung und unterscheidet sich grundsätzlich von den fränkischen Pfalzen, die aus der römischen Bauweise heraus entwickelt sind. Unter den übrigen sächsischen Pfalzen des Harzgebietes ragt sie hervor durch die gewaltige Heerburg sowie als Thingstätte des gesamten Sachsenstammes...“<sup>007</sup>. Ursache hierfür war, dass die Bauforschung ab 1937 zum Aufgabengebiet des Co-Grabungsleiters gehörte, dem Architekten Martin Viktor Rudolph, der jedoch nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Archäologen Hermann Schroller im folgenden Jahr aus dem Projekt ausschied (BLAICH 2015, 100–110). So bekräftigte Schroller in einem Schreiben an Martin Rudolph inmitten des persönlich ausgetragenen Konfliktes noch im Jahr 1939 „nach wie vor möchte ich betonen, dass ich nicht daran denke, die baugeschichtlichen Ergebnisse der Werla selbst zu verwerten. Dieses ist die Aufgabe des Architekten.“<sup>008</sup> Als der Architekt aber endgültig ausschied, entstand hier eine offene Flanke des Projektes.

Der größte Erkenntnisgewinn 1937 waren die bei den systematischen Befliegungen seit März erkannten Vorburgen, die durch Sondagen im selben Jahr noch verifiziert wurden. Ein aquarellierter Plan, den Carl-Heinrich Seebach als Grabungsassistent im Winter 1938<sup>009</sup> zeichnete (**Abb. 2**), vermittelt am ehesten einen Eindruck von der visuellen Vorstellung der Anlage zu diesem Zeitpunkt: Kernburg und Innere Vorburg sind mit einer Ringmauer befestigt, die äußere Vorburg mit einem Wall. Der weite Innenraum der Kernburg wird dominiert von dem isolierten steingemauerten „Zentraltrakt“ mit der

<sup>001</sup> Benennung nach BLAICH 2015b, 256.

<sup>002</sup> BECKER, handschriftl. Grabungsbericht 1934. Braunschweigisches Landesmuseum (künftig BLM), Akten Werla.

<sup>003</sup> BECKER, handschriftl. Grabungsbericht 1934. BLM, Akten Werla.

<sup>004</sup> BECKER, handschriftl. Grabungsbericht 1934. BLM, Akten Werla.

<sup>005</sup> Bericht Uvo HÖLSCHER vom 10. Februar 1926, Abschrift von Abschrift. BLM Wolfenbüttel, Akte Werla.

<sup>006</sup> SCHROLLER, Grabungsbericht 1937. BLM Akten Werla.

<sup>007</sup> SCHROLLER, Manuskript „Die sächsische Königspfalz Werla und ihre Ausgrabung. BLM Akten Werla.

<sup>008</sup> SCHROLLER, Brief an M. V. Rudolph vom 20. Juli 1939. BLM Akten Werla.

<sup>009</sup> In GESCHWINDE 2015, 39 findet sich die falsche Angabe „Winter 1937/1938“. Die Zeichnung ist datiert auf den 13.12.1938.





**Abb. 3** Tuschezeichnung Rekonstruktion der Werla von Alfred Staerke 1949 (Braunschweigisches Landesmuseum, Akten Werla).

Kapelle im Osten. Auch der Innenraum der Vorburgen ist frei von Bebauung. Die in jenen Jahren auftauchenden Bezeichnungen wie „Heerburg“ oder „Dorf Werla“ spiegeln nur die Erwartungshaltung der Ausgräber wider, denn Grabungen hatten in diesen Bereichen bis dahin noch nicht stattgefunden. Drei Tore führen durch die Befestigungsringe nach Norden zum Warntal, die beiden Vorburg-Tore im Westen waren noch unbekannt. Wahrscheinlich war die Zeichnung die Vorlage für ein in diesem Winter an der TU Braunschweig in Zusammenarbeit mit Carl-Heinrich Seebach und dem begabten Grabungszeichner Helmuth Haase gefertigtes koloriertes Modell der Werla, von dem aber keine Fotos überliefert sind und das vermutlich während des Krieges vernichtet wurde<sup>010</sup>. 1939 führte der Ausbruch des 2. Weltkrieges zum Abbruch der Grabungen, den das Netzwerk der Ausgräber relativ unbeschadet überstand (BLAICH 2015 a, 112 – 115). So blieben nicht nur die Ausgrabungen ein Fragment, sondern es war auch nicht gelungen, ein Bild von der Werla im 10. Jahrhundert zu entwickeln, das die gewonnenen Ergebnisse zusammenfassend interpretierte und darstellte.

Da die Ausgräber damit einen wichtigen Teil der interpretatorischen Deutungshoheit über die Werla verloren hatten, war es nur folgerichtig, dass die ersten Versuche hierzu von außen kamen: So ist eine erste zeichnerische Rekonstruktion der Kernburg von dem Zeichner Alfred Staerke aus dem Jahr 1949 überliefert (BLAICH 2015, 257). Der Blick von Osten zeigt

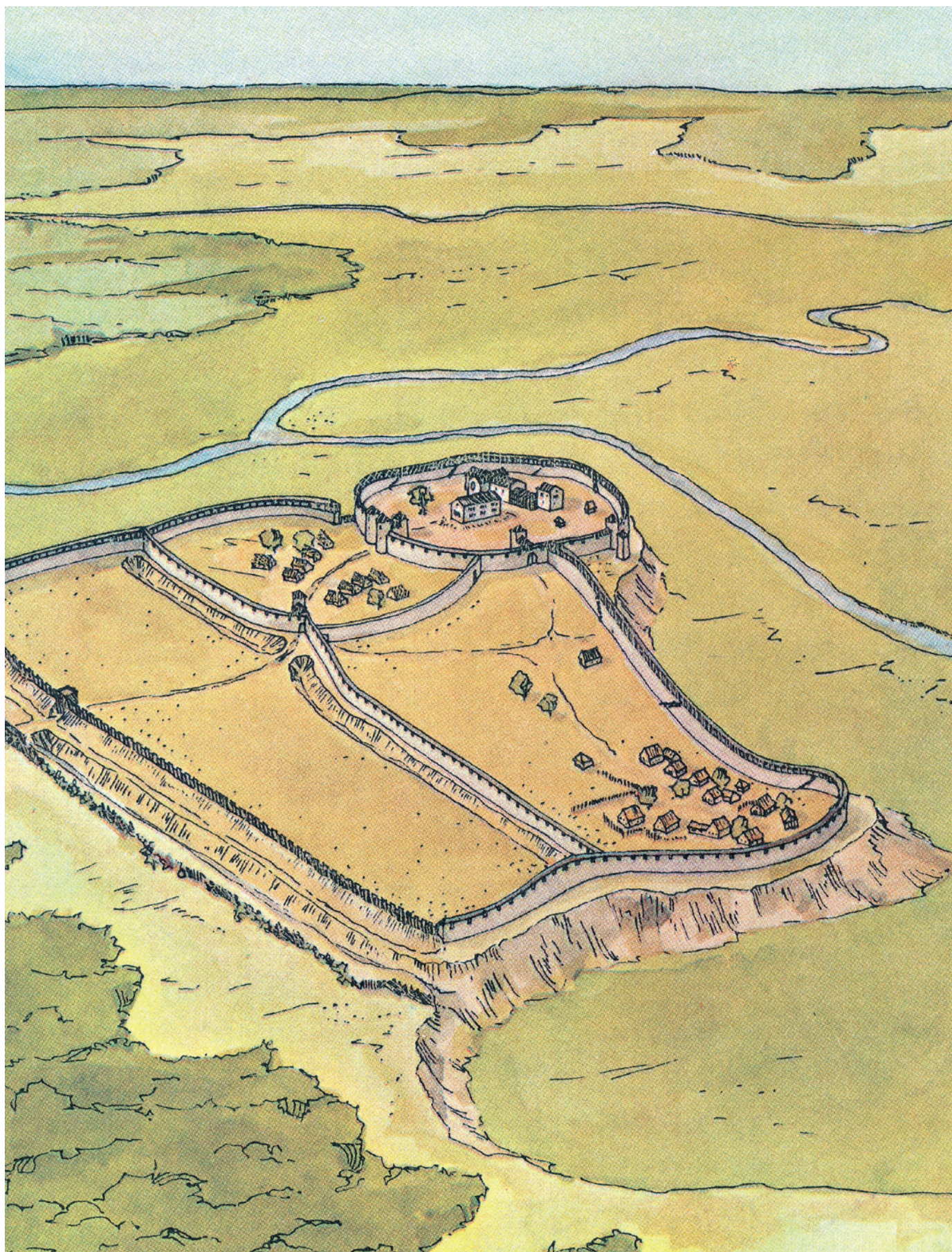
eine beeindruckende, spätmittelalterlich wirkende Burganlage mit Türmen, Zinnen und hochragenden Dächern (Abb. 3). Erst auf dem zweiten Blick erkennt man, dass die phantasievoll dargestellten Gebäude detailliert aus dem damals bekannten Grabungsplan abgeleitet sind. Sie stehen aber in deutlichem Kontrast zu den Dimensionen der freigelegten Grundrisse und der Qualität von deren Fundamenten. Bezeichnenderweise beschränkte sich der Zeichner auf die Kernburg: Die großen Befestigungen der Vorburgen wären mit solchen Versatzstücken und Architekturzitaten nicht darstellbar gewesen. Alfred Staerke notierte am Rand der Zeichnung für Carl-Heinrich Seebach, als er sie ihm sandte: „Hier ist der Versuch einer Werla-Rekonstruktion, zwar reichlich gedrängt u. massiert, aber immerhin ein Versuch. Was meinen Sie als Architekt und Ausgräber dazu?“<sup>011</sup> Leider ist Seebachs Antwort nicht überliefert.

1963 publizierte Werner Meyer eine zeichnerische Rekonstruktion der Gesamtanlage um das Jahr 950 aus der Vogelperspektive (MEYER 1963), die ganz anders ausfällt als der Versuch von 1949 und dominiert wird von den Freiflächen in den Vorburgen (Abb. 4) und bei der die beiden nach Westen führenden und zu diesem Zeitpunkt schon bekannten Vorburgtore nicht dargestellt sind. Das Raumkonzept folgt den Vorstellungen der 1930er Jahre (MEYER 1963, 61), was kein Wunder ist, denn die Rekonstruktion stammt aus einem Buch, das auf einer 1938 begonnen und nicht fertiggestellten Dissertation beruhte, die von dem ersten Werla-Ausgräber Uvo

<sup>010</sup> Brief Carl-Heinrich Seebach an Hans Schroller vom 26.3.1939. BLM Akten Werla.

<sup>011</sup> BLM Akten Werla.





**Abb. 4** Rekonstruktion der Werla von Werner Meyer um 1939, aus: Meyer 1963, 63.



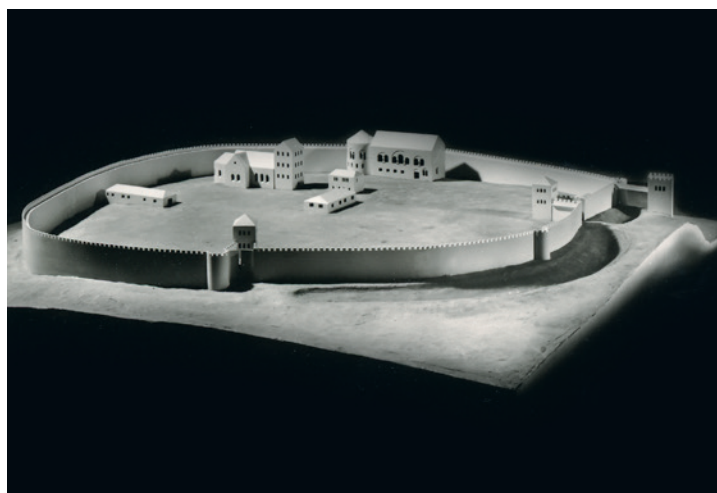
Hölscher betreut wurde (MEYER 1963, 7). Die Zeichnung enthält viele Details, die bei der modernen Aufarbeitung der Befestigungsanlagen bestätigt wurden (GESCHWINDE 2017).

Während so erste Versuche zur Visualisierung der Werla durch Dritte entstanden, blieben die Ausgräber auch in den Jahren 1957 bis 1964 hierzu „sprachlos“. Ein Foto aus dem letzten Grabungsjahr 1964 zeigt die Grabungsleiterin Gudrun Stelzer während eines Rundfunkinterviews, im Hintergrund zwei großformatige auf Sperrholzplatten aufgezogene Grabungspläne, die aber keine Aussagen zum ursprünglichen Aussehen der Pfalzanlage liefern (Abb. 5). Als Carl-Heinrich Seebach 1967 seine Monographie zu den baugeschichtlichen Untersuchungen auf der Pfalz publizierte (SEEBACH 1967), blieb dieser Aspekt erneut komplett ausgeblendet. Seebach gibt nur ganz wenige Hinweise, wie er sich das ursprüngliche Aussehen der Gebäude vorstellte. So schreibt er zur Kapelle: *„Über die äußere Gestalt der Kapelle läßt sich nichts aussagen. Lediglich die große Menge des in der Umgebung gefundenen Schiefers, an dem teilweise noch Nägel haften, weisen auf eine zeitweise Eindeckung in Schiefer hin. Daneben fanden sich Mönch- und Nonnendachziegel mit Spuren von gelber und roter Bemalung“* (SEEBACH 1967, 47). Zum Palas I (G 3) finden sich überhaupt keine Hinweise, beim „Estrichsaal“ beschränkt er sich auf den namensgebenden rosa Gipsestrich (SEEBACH 1967, 49). Für Palas II (G 10) wird aufgrund der auffallenden Mauerstärke von 1,44 m Zweigeschossigkeit erwogen (SEEBACH 1967, 60).

Erst im Rahmen der großen Landesausstellung „Stadt im Wandel“ wurde 1985 ein von Ralf Busch und Edgar Ring erarbeitetes Modell vorgestellt, das einen Eindruck von der Kernburg mit ihrer Bebauung gab (BUSCH 1985). In irritierender Weise ist das Modell im Band 1 des Katalogs der Ausstellung spiegelverkehrt abgebildet, zeitgleich erschien aber eine Postkarte mit der korrekten Widergabe (Abb. 6). Die Befestigungen erreichen beeindruckende Höhen: Die Ringmauer ca. 8 m<sup>012</sup>, die Tortürme sind mit zwei steinernen Stockwerken über dem Tordurchlass ausgestattet – und das angesichts der im Schnitt 1,20 m breiten Mauerfundamente. Bei Tor I fehlt der westliche Halbrundturm ebenso wie Turm VII an der Ringmauer. Bei vielen Dächern fällt die geringe Dachneigung auf, offenbar ausgehend von den romanischen Ziegeln, wie sie auch von der Werla bekannt sind, die aber nicht geeignet gewesen wäre, um Schneelasten zu tragen. Das nördlichste Gebäude, der sog. Palas II (G 10), ist nicht dargestellt, offenbar weil es Seebach folgend in die Zeit um 1180 datiert wurde. Gezeigt wird an seiner Stelle ein einstöckiger, schuppenartiger Bau (Ostsaal, G 5) basierend auf den Grundmauern eines rechteckigen Gebäudes, das stratigraphisch unter Palas II freigelegt worden war. Auch der Nordsaal G 4 ist nur einstöckig dargestellt, was nicht zu überzeugen vermag angesichts der Tatsache, dass er das dritte Gebäude der Werla ist, für das ein Gipsestrich im Erdgeschoss nachgewiesen wurde. Weiter fällt auf, dass die Kapelle ein kleines Westwerk erhalten hat, für das es archäologische keine Hinweise gibt, und Palas I (G 3) durch eine Rundkapelle im Osten ergänzt wird – einem Gedanken Paul Grimms (1969) folgend die königliche Privatkapelle. Da das Modell in eine



**Abb. 5** Rundfunkinterview auf der Werla mit der Grabungsleiterin Gudrun Stelzer 1964 (Braunschweigisches Landesmuseum, Akten Werla).

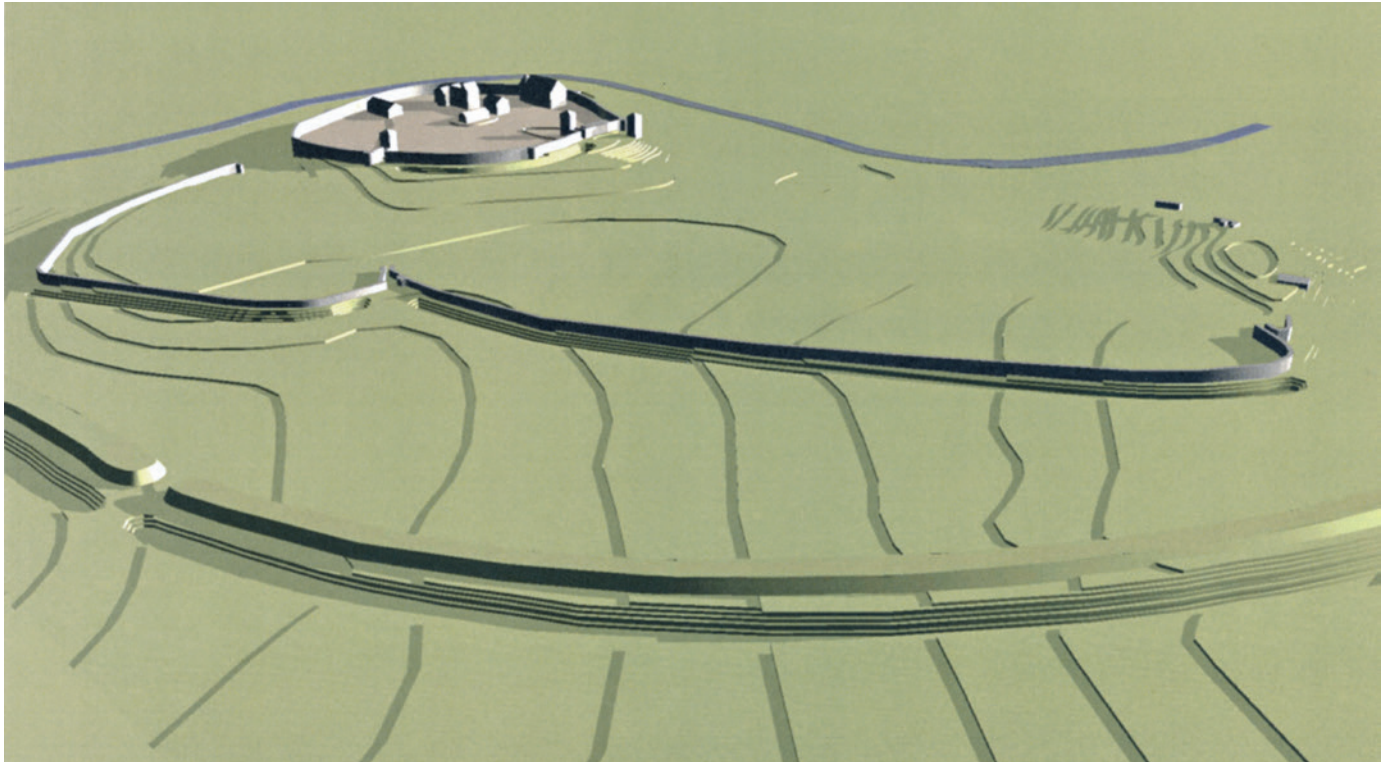


**Abb. 6** Modell der Werla von Ralf Busch und Edgar Ring für die Ausstellung „Stadt im Wandel“ in Braunschweig 1985 (Braunschweigisches Landesmuseum, Akten Werla).

Ebene projiziert ist, bleibt die geschickte Staffelung der Gebäude im Gelände verborgen. Dadurch, dass sich das Modell wieder nur auf die Kernburg beschränkt, verschieben sich die Dimensionen zu deren Gunsten stark.

Leider gibt es keinen erläuternden Text, in dem Ralf Busch und Edgar Ring die dieser Rekonstruktion zugrunde liegenden Überlegungen festgehalten haben. 2004 erschien die Studie von Peter Feldmann zur Funktionsanalyse der Gebäude der Kernburg verbundenen mit einer kritischen Analyse des Forschungsstandes (FELDMANN 2004). Feldmann datierte korrekterweise den Palas II (G 10) früh und stellt ihn in Zusammenhang mit der für 1002 von Thietmar von Merseburg genannten „domus magna“ (FELDMANN 2004, 52). Allerdings geht er trotz der ungewöhnlichen Fundamentstärke von einem eingeschossigen Gebäude aus. Auch Palas I (G 3) möchte er mit Hinweis auf den sonst den Saal der Obergeschosses durchschneidenden Kamins der Heißluftheizung im Keller mit nur einem Stockwerk rekonstruieren. Leider sind die von Peter Feldmann entwickelten dreidimensionale Rekonstruktionen

<sup>012</sup> Die Zinnen treffen auf die beiden Tortürme in Höhe des Fußbodens des 2. Obergeschosses!



**Abb. 7** Rekonstruktion der Werla. Blick von Nordwesten von Gerold Perler, Ruth Scheurer und Michael Geschwinde 2003.

der Gebäude seit 2014 nicht mehr im Internet verfügbar und nicht Bestandteil seiner Publikation von 2004.

2003 wurde im Rahmen der Kulturhauptstadtwerbung der Stadt Braunschweig von den Architekten Gerold Perler und Ruth Scheurer in Zusammenarbeit mit dem Verfasser ein Projektentwurf für die Gestaltung des Werla-Geländes als archäologischer Park vorgelegt (GESCHWINDE/PERLER/SCHEUERER 2003), der auch die beiden Vorburgen in einer 3D-Rekonstruktion darstellt (**Abb. 7**). Die Rekonstruktion basiert für die Kernburg auf dem Modell von 1985, für die Vorburgen auf dem Plan von Seebach aus dem Jahr 1967 und zeigt, dass die Gestaltung des archäologischen Parks ohne die begleitende wissenschaftliche Neubearbeitung mit Sicherheit ein verzerrtes Bild ergeben hätte. Die Projektskizze umfasst auch Gestaltungsentwürfe für den archäologischen Park mit angedeuteten Gebäuden in Metall-Leichtbauweise, von denen einer seitdem mehrfach fälschlicherweise als Rekonstruktion der Werla im 10. Jahrhundert abgebildet worden ist<sup>013</sup> – ein Hinweis auf die gefährliche Macht von Bildern.

Einen neuen Akzent setzte Christian Frey, der in seiner 2014 erschienen Monographie die Werla vor allem als Bühne wahrnahm: „Der Burghof der Werla war als eine Bühne für ritualisierte Zusammenkünfte konzipiert, wie dem Empfang von Gästen. Die Gebäude im Hof waren so angeordnet, dass sie als repräsentative Front für Handlungen dienen konnten. Nach dem Durchschreiten des Tores zur Hauptburg öffnete sich dem Besucher der Burghof, der von verschiedenen Funktionsgebäuden eingerahmt war. Der Palas mit der angeschlossenen Kapelle lag quer im hinteren Teil des Hofes, so dass die

Besucher darauf schauen mussten. Mit dem Palas im Rücken konnte auch der König den Empfang vornehmen – der repräsentative Gebäudekomplex einte Kirche und weltliche Macht, brachte sie gleichsam unter ein Dach, und diente so als Kulisse für den Auftritt der Mächtigen“ (FREY 2014, 86). Frey akzentuiert damit die Rolle des freien Raumes im Ritual der Königsherrschaft gegenüber den Gebäuden, die vor allem als Kulisse verstanden werden.

Die Neuaufnahme des Werlaprojektes 2007 unter Leitung von Markus C. Blaich und des Verfassers (BLAICH/GESCHWINDE 2012) war nicht nur mit einer vollständigen Auswertung der alten Grabungsdokumentationen verbunden (BLAICH/GESCHWINDE 2015), sondern wurde auch ergänzt mit gezielten Sondagen, um die offenen Fragen aus den bisherigen Untersuchungen zu klären. Hinzu kam die vollständige geophysikalische Vermessung der Werla mit ihren Vorburgen durch Christian Schweitzer (Burgwedel). Das Ergebnis ist auch eine weitgehende Revision der bestehenden Bilder der Werla im 10. Jahrhundert. Die Kernburg war keinesfalls mit monumentalen Mauern befestigt, sondern mit einem Erdwall, dem eine Mauer vorgeblendet war und dessen Höhe im Verhältnis zum Aushubvolumen des vorgelagerten Grabens vier Meter nicht überschritten haben dürfte. Oberhalb des Steilhangs wird die Mauer sogar deutlich niedriger gewesen sein. Damit verlieren auch die Tortürme ihre allzu große Höhe, zumal wenn man sie mit nur einem Stockwerk über der Durchfahrt rekonstruiert. Korrekt sind aber die Zinnen, wie jetzt die überraschenden Ergebnisse der Untersuchung Tina Bodes gezeigt haben (BODE 2017).

Die überraschendste Entdeckung gelang jedoch 2016 und führt ganz zurück zu den Anfängen der Werlaforschung: Als

<sup>013</sup> ETTTEL 2016, 8.





**Abb. 8** Gipsmörtelfragment mit Abdruck eines Balkens (rechts) und eine Rundholzes (links). Grabung 2016  
(Foto: Michael Geschwinde, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Bezirksarchäologie Braunschweig).



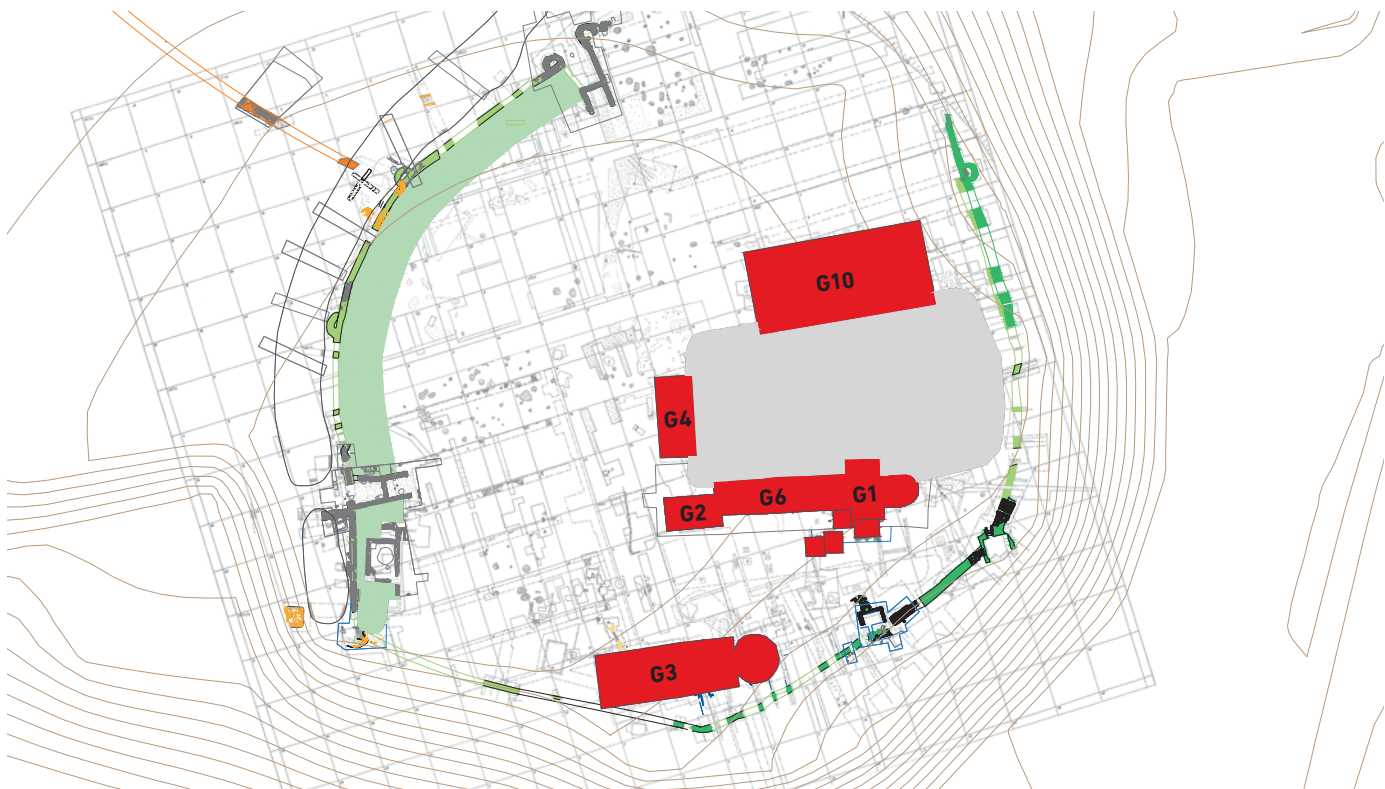
**Abb. 9** Gipsmörtelfragment mit dem Abdruck einer Spaltbohle mit erkennbaren Fasern. Rechts Holzfragment zum Vergleich. Grabung 2016.  
(Foto: Anna Holl, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Bezirksarchäologie Braunschweig).

1926 Uvo Hölscher die erste wissenschaftliche Grabung auf der Werla durchführte, kam er zu dem Ergebnis, dass nur ein Steingebäude im Zentrum der Pfalz stand – ein angesichts der nur eintägigen Grabung in Relation zur Weite des Gelände gewagter Schluss. Wichtiger war seine Beobachtung, dass im Bereich des Zentraltraktes über einem Gipsestrichfußboden enorme Mengen verstürzten Gipsmörtel mit Abdrücken von Rundhölzern oder Schilf lagen „...so dass sie an unsern Deckenputz erinnern als ob man hier Fachwerkwände gehabt hätte, die mit Reisig ausgeflochten und mit Lehm ausgedrückt gewesen, jedoch nach Außen und Innen stark mit Gyps ausgedrückt und abgeputzt gewesen wären“<sup>014</sup>. Bei den nachfolgenden Grabungen ab 1934 finden sich keine Hinweise mehr auf die auffallenden Gipsestrichbrocken, die offenbar unkommentiert weggeschauelt wurden.

Erst 2016 wurden bei der Freilegung einer durch den Graben der Kernburg führenden Erdbrücke im Zuge des Verlaufs der Mauer der Inneren Vorburg 1 wieder enorme Mengen großer Gipsmörtelbrocken gefunden, die Abdrücke von Steinen, Rundhölzern oder Spaltbohlen zeigten (**Abb. 8, 9**). Es handelte sich um Material, das während des Abrisses der Kernburg im späten Mittelalter hier verklappt wurde, um eine durch den Graben führende Baustraße zu befestigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt das Material ursprünglich aus dem Bereich des Zentraltraktes und gehörte zu den von Hölscher bekannten Bauwerken, so dass seine längst vergessenen

Beobachtungen 90 Jahre später ihre Bestätigung erfahren: Die zentralen Gebäude des Pfalzbezirkes waren nicht in klassischer Steinbauweise, sondern unter massivem Einsatz von Gipsmörtel in einer Mischbauweise mit tragenden Holzkonstruktionen erbaut worden. Die zur Zeit laufenden Dokumentationen werden weitere Aufschlüsse über diese Bauweise liefern. Klar ist, dass über Sockelmauern eine Holzkonstruktion errichtet wurde, die massiv mit Gipsmörtel ausgekleidet war. So ließ sich schnell und mit begrenztem Aufwand eine imposante und tragfähige Architektur errichten, die sich optisch von Steinbauten mit weiß gekalkten Außenwänden nicht unterschied. Allerdings war deren Haltbarkeit begrenzt, weil die in den Gipsmörtel eingebetteten Balken nicht gegen Fäulnis geschützt waren. Die Bauweise mit Gipsmörtel ist für das Mittelalter und die frühe Neuzeit vor allem im Karstgebiet des Südhazses belegt (GRIMM 1968, 117 – 118), aber auch bei frühen Kirchen in Norddeutschland. Sie bot den Vorteil, dass unbehauene oder nur grob zugerichtete Steine wie Flussgerölle als Baumaterial verwendet werden konnten, setzt aber die Verfügbarkeit großer Mengen an Gips und Wasser voraus. Angesichts der Notwendigkeit, innerhalb kurzer Zeit nach der Übernahme der Herrschaft durch Heinrich I. nach 919 einen repräsentativen Ort entstehen zu lassen, erlaubte sie es, schnell und mit ungeübten Arbeitskräften eine markante Architektur entstehen zu lassen. Die subtile Beobachtung des erfahrenen Ausgräbers Uvo Hölscher hatte damit ein Ergebnis geliefert, dass seine eigene Schlussfolgerung relativiert: Die Architektur der Werla lässt sich mit den Konstruktionsweisen der bekannten mittelalterlichen Steinarchitektur nur teilweise beschreiben 4

<sup>014</sup> Bericht Uvo HÖLSCHER vom 10. Februar 1926, Abschrift von Abschrift. BLM Wolfenbüttel, Akte Werla.



Niedersächsisches Landesamt  
für Denkmalpflege  
Bezirksarchäologie  
Braunschweig

Palz Werla hypothetisches Nutzungskonzept 10. Jh.  
Quadranten 10x10m

Gemeinde Schladen-Werla  
Landkreis Wolfenbüttel

Bearbeitung: M. Werner | 02/2017

**Abb. 10** Hypothetisches Raumkonzept des Palastbereichs im 10. Jahrhundert  
(Maximilian Werner und Michael Geschwinde, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Bezirksarchäologie Braunschweig).

verständlich angesichts der Tatsache, dass es sich bei der Werla um das bis dahin größte profane architektonische Bauprojekt in Sachsen handelte. Hätte man Hölschers Beobachtungen ernst genommen, wäre es nicht nur möglich gewesen, große Teile der aufgehenden Architektur der Pfalz des 10. Jahrhunderts sicherzustellen und zu rekonstruieren, sondern man hätte auch die aus der falschen Annahme einer reinen Steinarchitektur resultierenden Fehler bei der Rekonstruktion der Gebäude in der Folge von vorn herein vermeiden können.

Für die Bebauung der Kernburg ist man damit bisher in zweierlei Hinsicht von falschen Voraussetzungen ausgegangen<sup>015</sup>: Zum einen hat man diese vor allem unter baugeschichtlichen Aspekten in verschiedene Phasen aufgeteilt, wobei oft mehr historische Überlegungen als archäologische Beobachtungen Argumentationsmellage waren. Mittlerweile bestätigt sich aber, dass die meisten Bauten in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts fallen, Palas I (G 3) und II (G 10) und die Verbindung zwischen Kapelle (G 1) und Estrichsaal (G 2) in der Mitte des Jahrhunderts oder kurz danach entstanden sind. Die eingeschossige Rekonstruktion vieler Gebäude (Ostsaal G 5, Palas II G 10, Nordsaal G 4) beruhte auf der Annahme, dass bei der vergleichsweise geringen Fundamentbreite eine mehrgeschossige Steinarchitektur baustatisch hätte problematisch werden können. Da es sich aber um mit Gipsmörtel verkleidete Holzkonstruktionen auf

steinernen Fundamentmauern gehandelt hat, entfällt dieses Argument komplett und von der angesichts der Dimensionen der Gebäude wahrscheinlichen Zweigeschossigkeit kann ausgegangen werden. Zudem ist um die Mitte des 10. Jahrhunderts bereits der „Zwischenbau“ (G 6) zwischen Kapelle und Estrichsaal ergänzt worden, und an Stelle des „Ostsaal“ G 5 war der sehr große Palas II (G 10) getreten.

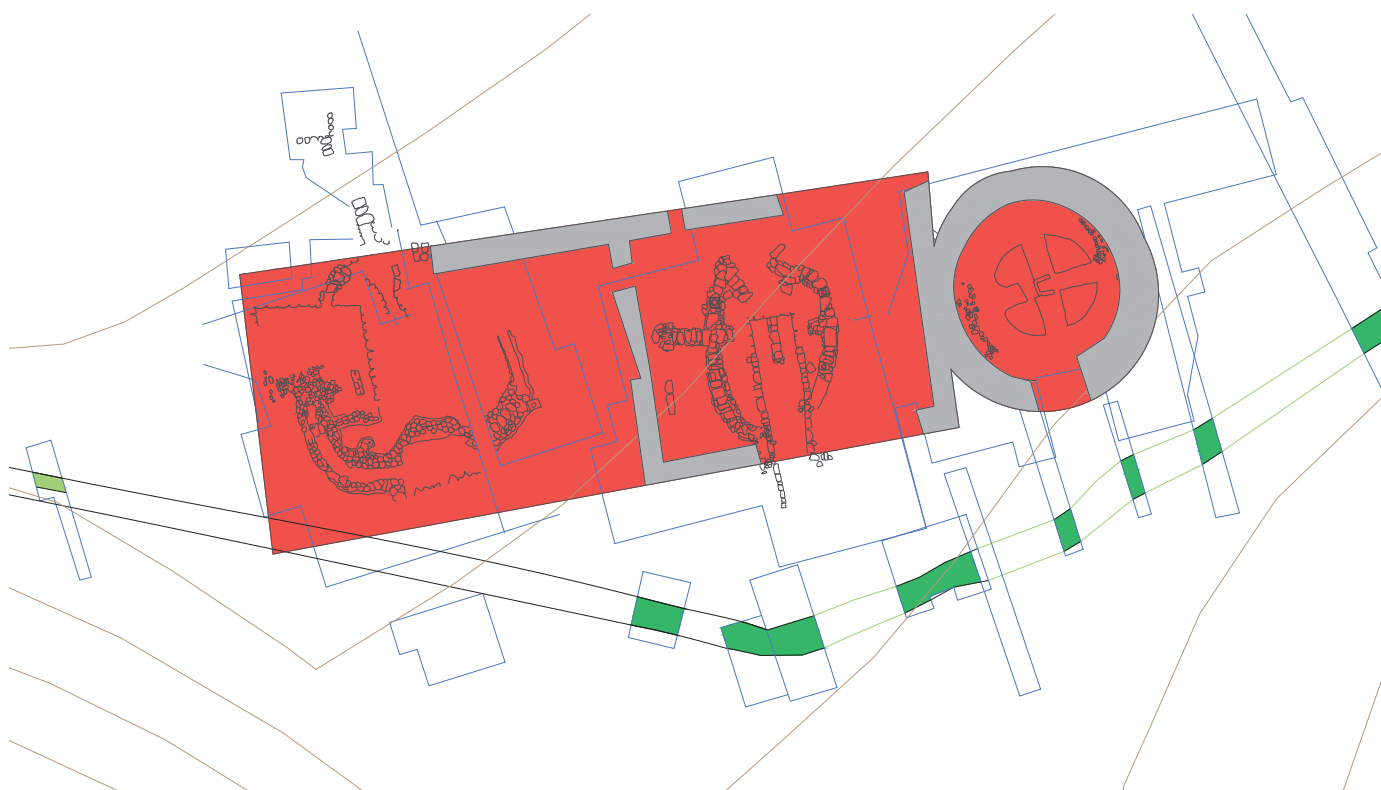
Für das Raumkonzept des Palastbereichs ergibt sich damit eine entscheidende Änderung (**Abb. 10**). Den eigentlichen Pfalzbezirk bildet ein großer quadratischer Hof vor der östlichen Ringmauer, der auf drei Seiten von eindrucksvollen Gebäuden umgeben ist. Das korrespondiert mit der hohen Bedeutung des freien Raums für die mittelalterliche Rechtsprechung, ähnlich wie es bei der Goslarer „Kaiserbleek“ der Fall gewesen sein dürfte<sup>016</sup> und entspricht den bereits vorgestellten Überlegungen von Christian Frey. Bemerkenswert ist, dass der später vermutlich unter Otto I. oder seinen Nachfolgern erbaute Palas I deutlich abgerückt von dem Pfalzbezirk erbaut wurde, vielleicht ein Hinweis darauf, dass die Vorstellung von der zeremoniellen Anwesenheit des Königs einem Wandel unterworfen war.

Auch im Detail ergeben sich Änderungen am Bild der Königspfalz. So zeigt die Übereinanderprojektion aller Grabungs-

<sup>015</sup> BLAICH in Vorber.

<sup>016</sup> Ich danke Herrn Prof. Dr. Heiner Lück (Halle/Saale) für diesen wichtigen Hinweis.





Niedersächsisches Landesamt  
für Denkmalpflege  
– Bezirksarchäologie  
Braunschweig

Pfalz Werla Rekonstruktionsversuch Palas I, G 3  
Maßstab 1:50

Gemeinde Schladen-Werla  
Landkreis Wolfenbüttel

Bearbeitung: M. Werner | 02/2017

**Abb. 11** Rekonstruierter Grabungsbefund Palas I (G 3)  
(Maximilian Werner und Michael Geschwinde, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Bezirksarchäologie Braunschweig).

dokumentationen, dass der sog. Palas I (G 3) mit zwei einander ähnlichen und geradezu extravaganten Heißluftheizungen ausgestattet war (**Abb. 11**). Das korrespondiert einerseits mit dem Nachweis doppelter Heißluftheizungen im Palatium in Goslar oder in der Dankwarderode in Braunschweig, ist andererseits aber auch ein Indiz für den sehr hohen Stellenwert der Werla im 10. Jahrhundert.

Zu den Zielen des neuen Werla-Projektes gehört auch die virtuelle 3D-Rekonstruktion der Werla in Zusammenarbeit mit der AG gebautes Erbe (Elmar Arnhold und Frank Ziehe). Damit wird zum ersten Mal aus der laufenden archäologischen Forschung der Versuch einer Visualisierung der Königspfalz unternommen (ARNHOLD, GESCHWINDE 2017). Allerdings sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur die Untersuchungen zur Befestigung der Werla mit der zugehörigen virtuellen 3D-Rekonstruktion abgeschlossen (GESCHWINDE 2017), so dass man die Bebauung der Innenflächen zunächst weiter imaginär nachvollziehen muss. Ruft man sich die bekannten Bausteine der Innenbebauung ins Gedächtnis: repräsentative weiß verputzte mehrgeschossige Gebäude mit Dächern mit farbig bemalten Ziegeln, aber auch der Kontrast zu Hunderten von Grubenhäusern in den Vorburgen, dann lässt sich schon jetzt erahnen, welchen imposanten Eindruck die Werla im 10. Jahrhundert geboten hat.

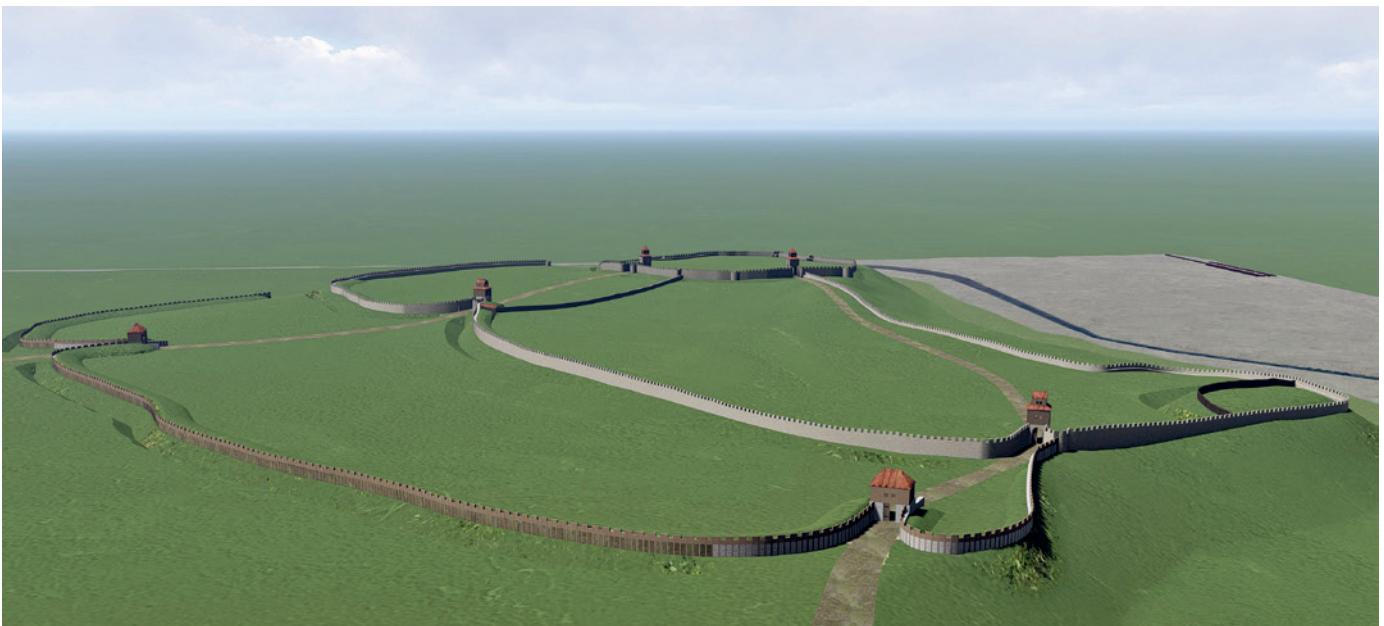
Da das eigentlich Modell auf einen interaktiven Rundgang durch die Pfalz ausgelegt ist, können Standbilder nur einen

unvollständigen Eindruck davon geben (**Abb. 12, 13**). Weiß gekalkte Mauern, die wesentlich niedriger und den dahinterliegenden Wällen vorgelagert sind, ergeben ein freundlicheres und weniger düsteres Bild als das Modell von 1985. Die Tortürme der Kernburg haben eine aufwendige Dachkonstruktion erhalten, wie manche zeitgenössische bildliche Darstellungen bei allen Problemen ihrer Interpretation es nahe legen. Deutlich wird jetzt auch, dass es sich bei den drei Befestigungsringen um Abschnittsbefestigungen mit hangparallelen zusätzlichen Mauern handelt und die Werla in keiner Weise dem Bild „sächsischer Rundwälle“ entspricht.

Im Ergebnis zeigt sich, dass der Verlust der rekonstruktiven Deutungshoheit über die Ausgrabung in den späten 30er Jahren ein Faktor für den Niedergang des Projektes war. Die daraus resultierende heterogene Rezeption der Grabungsergebnisse hat zur Verunsicherung sowohl in der öffentlichen als auch in der wissenschaftlichen Wahrnehmung geführt (BLAICH 2015b, 258 – 260). Es blieb das verschwommene Bild einer bedeutenden, in ihrer Darstellung und damit auch in ihrer Wahrnehmung aber diffusen Anlage. Für die Archäologie der Werla und die Archäologie allgemein bedeutet das nicht, dass das Erzeugen von wirksamen Bildern um jeden Preis der zielführende Weg ist. Es bedeutet aber, dass die Erarbeitung von Bildern, die die Forschungsergebnisse nicht nur für eine breitere Öffentlichkeit nachvollziehbar visualisieren, ein wichtiger Bestandteil wissenschaftlicher Arbeit ist und man dieses Feld



**Abb. 12** Blick von Norden auf Tor VI mit der Kernburg im Hintergrund. Rekonstruktion von Elmar Arnhold, Bernd Ziehe und Michael Geschwinde 2016.



**Abb. 13** Blick von Nordwesten über die Befestigung der Werla ohne Innenbebauung. Rekonstruktion Elmar Arnhold, Bernd Ziehe und Michael Geschwinde 2016

keinesfalls aus der Hand geben sollte. Der für die Werla jetzt erreichte Stand mit Auswertung und Publikation aller Grabungsergebnisse seit 1934, der partiellen Visualisierung im Rahmen eines archäologischen Parks im Gelände und einer frei zugänglichen virtuellen 3D-Rekonstruktion im Internet führt hoffentlich zu einem konziseren Bild dieser bedeutenden Anlage des 10. Jahrhunderts und ihrer Wirkung auf und damit ihrer Wahrnehmung durch die Zeitgenossen.

Es ist schön, dass ich mit diesen Reflektionen meinem Amtsvorgänger Hartmut Rötting eine Hommage widmen darf: Hartmut Rötting war sich aufgrund seines beruflichen Vorlebens als Regisseur wie kaum ein anderer Archäologe der Macht der Bilder bewusst. Er verstand es in meisterhafter Weise, diese

bei seinen Zuhörern, die immer zugleich seine Zuschauer waren, imaginär unter Einsatz seines nicht geringen Charismas zu erzeugen. Er hat sie aber auch zusammen mit seinem kongenialen Grafiker Wolfgang Hau, der selbst auf ein berufliches Vorleben als Kino-Plakatmaler zurückblicken konnte, in detaillierten Rekonstruktionszeichnungen umgesetzt, die häufig nachgedruckt unser Bild der mittelalterlichen Stadt geprägt haben. Was wir Hartmut Rötting auch verdanken, ist: die Ausgrabung als Bühne und der Forschungsprozess als Inszenierung der Erkenntnis!

# Literatur

## ARNHOLD/GESCHWINDE 2017

Elmar Arnhold und Michael Geschwinde, Die Visualisierung der Königspfalz Werla, in: Michael Geschwinde, Werla 3 – *in presidio urbis*. Die Befestigungen der Königspfalz (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 135), Mainz 2017, 171 – 184.

## BODE 2017

Tina Bode, Die Pfalz Werla aus der Sicht des mittelalterlichen Betrachters, in: Michael Geschwinde, Werla 3 – *in presidio urbis*. Die Befestigungen der Königspfalz (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 135), Mainz 2017, 149 – 169.

BLAICH 2015 a: Markus C. Blaich, Königspfalz Werla – Hintergründe und Forschungsgeschichte zu den Grabungen 1875 – 1964, in: Markus C. Blaich und Michael Geschwinde (Hrsg.), Werla 1 – Die Königspfalz. Ihre Geschichte und die Ausgrabungen 1875 – 1964 (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 126), Mainz 2015, 73 – 161.

## BLAICH 2015b

Markus C. Blaich, Zur Rezeption der Grabungen in der Pfalz Werla in Archäologie und Geschichtswissenschaft, in: Markus C. Blaich und Michael Geschwinde (Hrsg.), Werla 1 – Die Königspfalz. Ihre Geschichte und die Ausgrabungen 1875 – 1964 (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 126), Mainz 2015, 245 – 278.

## BLAICH in Vorber.

M. C. Blaich, Werla 4. *In palacio imperiale*. Struktur und Architektur der Königspfalz. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Vorber.

## BLAICH/GESCHWINDE 2012

Markus C. Blaich und Michael Geschwinde, Die Ausgrabungen auf der Königspfalz Werla 2007 bis 2011 – Vorbericht, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 81 (2012), 111 – 144.

## BLAICH/GESCHWINDE 2015

Markus C. Blaich und Michael Geschwinde (Hrsg.), Werla 1 – Die Königspfalz. Ihre Geschichte und die Ausgrabungen 1875 – 1964 (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 126), Mainz 2015.

## BUSCH 1985

Ralf Busch, Modell der Bebauung der Hauptburg der Pfalz Werla in Schladen (Landkreis Wolfenbüttel) Bauzustand 10. Jahrhundert, in: Cord Meckseper (Hrsg.), Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150 – 1650. Landesausstellung Niedersachsen 1985, Stuttgart-Bad Canstatt, Band 1, 50 f.

## ETTEL 2016

Peter Ettel, Die Pfalz Salz und das Neustädter Becken. Lebensraum für Könige (Jenaer Archäologische Forschungen 2), Jena 2016.

## FELDMANN 2004

Peter Feldmann, Die ottonische Kaiserpfalz Werla, in: Harz-Zeitschrift 54/55 (2002/2003), 43 – 83.

## FREY 2014

Christian Frey, Schutzort, Schauplatz, Statussymbol. Burgen als Handlungsorte in den nord- und ostdeutschen Grenzräumen des früheren Mittelalters (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung A/ 17), Braubach 2014.

## GESCHWINDE 2015

Michael Geschwinde, Königspfalz Werla – Recherchen zu den Grabungen 1975 – 1964, in: Markus C. Blaich und Michael Geschwinde (Hrsg.), Werla 1 – Die Königspfalz. Ihre Geschichte und die Ausgrabungen 1875 – 1964 (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 126), Mainz 2015, 1 – 72.

## GESCHWINDE 2017

Michael Geschwinde, Werla 3 – *in presidio urbis*. Die Befestigungen der Königspfalz (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 135), Mainz 2017.

## GESCHWINDE/PERLER/SCHAUERER 2003

Michael Geschwinde, Gerold Perler, Ruth Scheurer, Archäologischer Park Kaiserpfalz Werla. Projektvorschlag für den Beitrag des Landkreises Wolfenbüttel zur Kulturhauptstadtbewerbung Braunschweig und der Region. Braunschweig 2003.

## GRIMM 1968

Paul Grimm, Tilleda. Eine Königspfalz am Kyffhäuser. Teil I: Die Hauptburg (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 24), Berlin 1968.

## GRIMM 1969

Paul Grimm, Rezension zu SEEBACH 1967, in: Zeitschrift für Archäologie 3 (1969), 151 – 154.

## MEYER 1963

Werner Meyer, Den Freunden ein Schutz, den Feinden zum Trutz. Die deutsche Burg, Frankfurt a. Main 1963.

## SEEBACH 1967

Carl-Heinrich Seebach, Die Königspfalz Werla. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte 8), Neumünster 1967.





# Die Befestigung im Nordwesten der Stadt Braunschweig im 12. und 13. Jahrhundert im Licht archäologischer Befunde

Karsten Kablitz

## 1. Braunschweig, die „*civitas inexpugnabilis*“

Die Stadt Braunschweig durchlebte an der Wende zum Spätmittelalter eine rasche Siedlungsentwicklung. Noch bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bestand das Siedlungsgefüge lediglich aus den beiden bis in das 9. und 10. Jahrhundert zurückgehenden Weichbildern Altewiek und Altstadt, die sich unterhalb der Burg Dankwarderode rechts und links der Oker anordneten. Heinrich der Löwe fügte in den 1160er Jahren im Nordosten der Burg den Hagen hinzu. Bereits um 1200 folgte unter Otto IV. die Neustadt, die das Stadtgebiet im Nordwesten abrundete. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bildete sich schließlich im Winkel zwischen der Altstadt, dem Hagen und der Neustadt als fünftes Weichbild der Sack heraus (Abb. 1).

Hatte sich das Gemeinwesen, das sich 1269 mit dem Gemeinen Rat ein gesamtstädtisches Vertretungsgremium gab, bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts nach innen als Stadt im Rechtssinn gefestigt, so erfüllte die eben erst um die Neustadt erweiterte „*urbs regia*“ König Ottos IV. nach außen hin bereits zu Beginn des Jahrhunderts mit ihrer allseitig geschlossenen Mauer- und Grabenbefestigung fortifikatorisch das Merkmal einer voll entwickelten mittelalterlichen Stadt. Anlass zum Ausbau zur königlichen Festung hatte die Belagerung Braunschweigs durch Gegenkönig Philipp von Schwaben im August 1200 gegeben, zeigte der Waffengang doch die Verwundbarkeit der aus der Altenwiek, der Altstadt und dem Hagen bestehenden frühen Stadt auf (DÜRRE 1861, 83f; MODERHACK 1985, 10f). Zwar war Braunschweig dem Evangeliar Heinrichs des Löwen zufolge noch vor 1188 mit Mauern versehen worden, doch obgleich der Herzog „*urbem... muris amplificavit*“, konnten die Angreifer gegen geringen Widerstand in die aus der Befestigung Heinrichs noch ausgenommene Altewiek eindringen und von hier gegen die Altstadt vorstoßen. Die von Otto nach 1200 eingeleiteten Baumaßnahmen waren vermutlich bereits nach wenigen Jahren abgeschlossen, denn schon 1204 wurde Braunschweig in einer Otto IV. zugeschriebenen Überlieferung als „*civitas inexpugnabilis*“ herausgestellt (GARZMANN 2000, 319–323; SCHNEIDMÜLLER 2003; SCHNEIDMÜLLER 2009; STEINFÜHRER 2009). Wie die archäologischen Befunde ausweisen, vollzog

Braunschweig unter Heinrich dem Löwen und Otto IV. wehrtechnisch zugleich den Übergang von der Befestigung mit Wall und Wehrgraben zu einer mit Steinmauer und Mauergraben umwehrten Stadt und reihte sich damit in eine für das Städtewesen am Beginn des späten Mittelalters kennzeichnende Entwicklung ein (MECKSEPER 1982, 89–104; STOOB 1988).

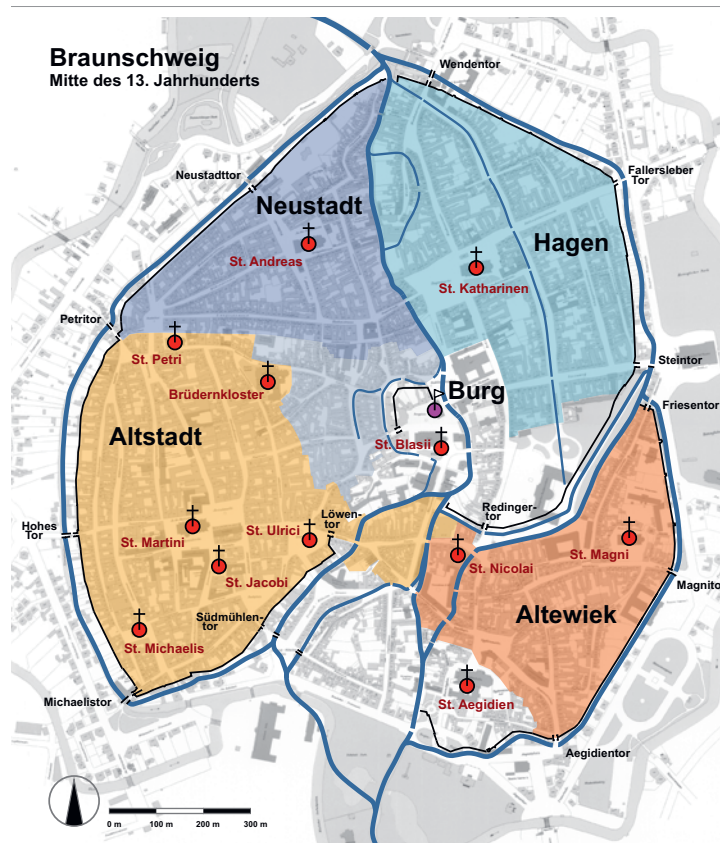


Abb. 1 Die „*civitas inexpugnabilis*“ Braunschweig um die Mitte des 13. Jahrhunderts (Hintergrund: Karte der Stadt Braunschweig, C. Allers 1885. Mertens 1981, Bl. 54)

Fragen stellen sich mit Blick auf die Befestigungsverhältnisse des 12. Jahrhunderts im Nordwesten Braunschweigs. Erst mit Anlage der Neustadt, die unter Otto IV. von etwa 1200 an den Winkel zwischen der Altstadt im Süden und dem Hagen im Osten zu füllen begann, war hier eine verkürzte Fortifikationslinie möglich. Neben Verlauf und Ausgestaltung der

Wehranlagen im Norden der Altstadt in der Zeit vor Anlage der Neustadt sind Umfang und Art der Befestigung im Westen des Hagen zu klären, der ohne den fortifikatorischen Lückenschluss im Nordwesten Braunschweigs entlang der Oker eine offene Flanke besaß (KABLITZ 1992; KABLITZ 2005; MEIBEYER 1994; MEIBEYER 2005).

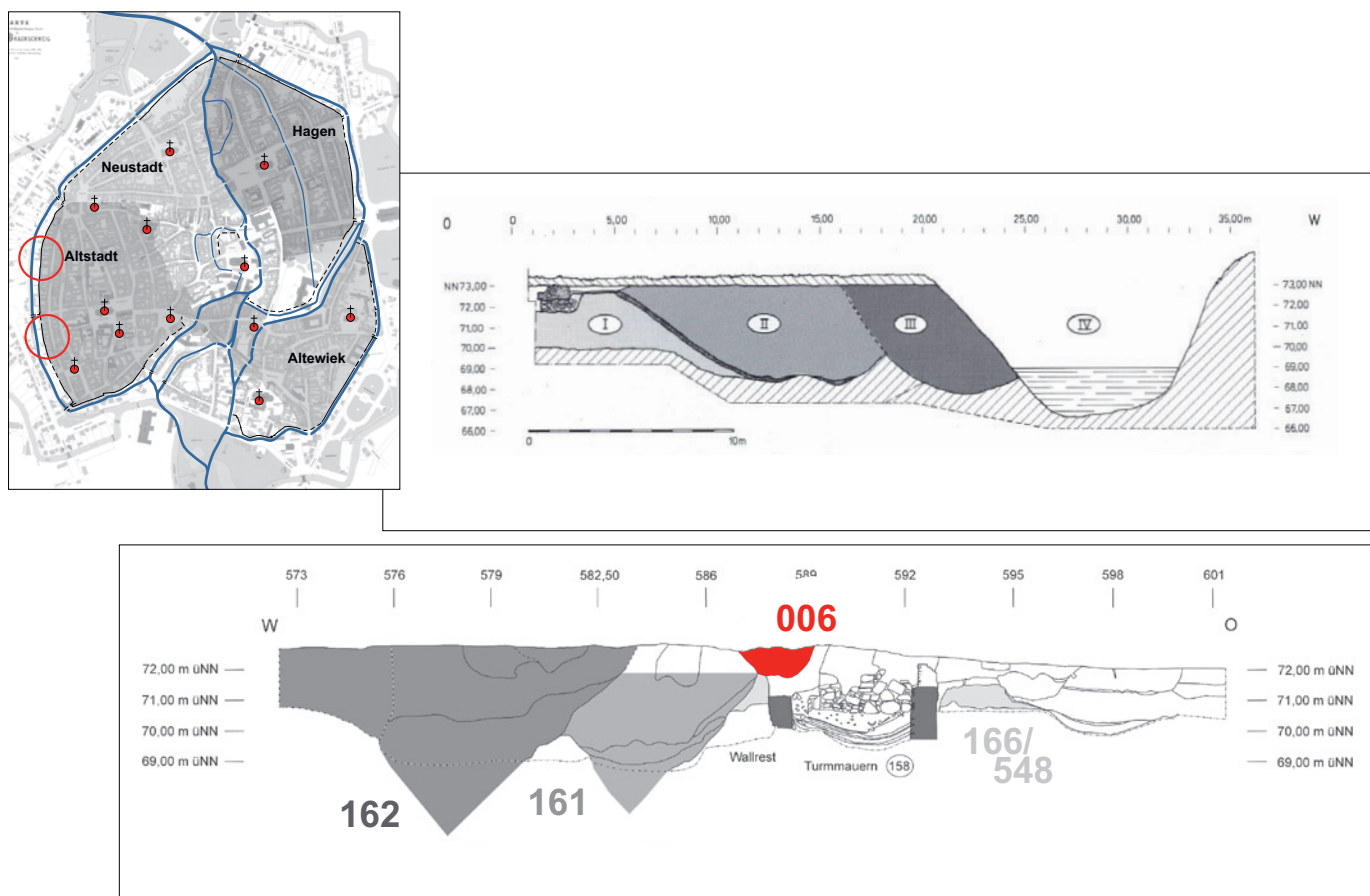
## 2. Die Verteidigungswerke der Stadt Braunschweig Mitte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts

Wehrmauer und Mauergraben des von Heinrich dem Löwen gegründeten Hagen folgten im Norden und Osten in einem weiten Bogen dem Rand der sumpfigen Flussaue, die sich bis zum Beginn der Siedlungerschließung rechts der Oker jenseits der Burg Dankwarderode ausdehnte (MODERHACK 1985, 9; MEIBEYER 1994, 13–17; MEIBEYER 2005, 12). Ihr Verlauf wird durch die Alte Knochenhauerstraße und die Mauernstraße nachgezeichnet, die im Rücken der Verteidigungsanlagen verliefen. Ältere Lehrmeinungen, die einen zweistufigen, zunächst lediglich bis zur Wilhelmstraße reichenden Siedlungs- und Befestigungsausbaus des Weichbildes annahmen (SACK 1850, 21f; MEIER, P. J. 1912, 37; MODERHACK 1985, 9), haben sich als nicht haltbar erwiesen (MEIBEYER 1994, 16f). Im Süden grenzten die Wehranlagen den Hagen gegen die auf frühstädtischer Stufe verharrende Altewiek ab (GESCHWINDE/MEIBEYER 2010, 26–31, 33–38), die damit außerhalb der von Heinrich dem Löwen angelegten Schutzanlagen blieb. Zwar besaß die Altewiek entlang Rosenhagen, Ritterstraße und Herrendorfswete eine gesonderte Wall- und Grabenbefestigung (ALPER 2006; RIEGER 2012, 220–223), doch war diese, wie die Besetzung des Weichbildes durch Philipp von Schwaben im Sommer 1200 deutlich machte, nur wenig wehrtüchtig. Ein hinreichender Befestigungsschutz wurde erst erreicht, als unter Otto IV. im frühen 13. Jahrhundert dann auch die Altewiek mit Mauer und mit vorgelagertem Wehrgraben versehen wurde (MODERHACK 1985, 10f). Die Verteidigungswerke, die die Altewiek nunmehr in den Gesamtbering im Osten Braunschweigs einbezogen, setzten auf Höhe des Steintores an der Befestigung des Hagen an und schlossen räumlich weit über die ältere Wall- und Grabenbefestigung des Weichbildes ausgreifend im Südosten auch den Köppeberg mit dem von der Markgräfin Gertrud am Ostrand des Okerbruchs 1115 gegründeten Benediktinerkloster St. Aegidien ein. Mauer und Graben zwischen dem Hagen und der Altenwiek blieben bestehen. Die Wall- und Grabenanlage der Altenwiek wurde niedergelegt.

Die Mauerbefestigung im Norden und Osten des Hagen wurde bei archäologischen Untersuchungen am Fallersleber Tor im Jahr 1995 und an der Wendenstraße im Jahr 2011 angeschnitten. 2004 konnte darüber hinaus im Schlosspark ein etwa 55 m langer Abschnitt der zur Altenwiek gewandten Hagenmauer erfasst werden (GESCHWINDE/GERDAU 1996; ALPER 2005; GESCHWINDE 2014, 314f). Die Aufrichtung der

Wehrmauer ist durch zwei jeweils 1178 geschlagene Hölzer, ein Gründungsholz des Fallersleber Torgebäudes sowie ein an der Wendenstraße im Mauerzusammenhang geborgenes Verwurfs Holz, für die ausgehenden 70er Jahre des 12. Jahrhunderts gesichert. Durch den archäologischen Befund findet sich damit die Nachricht über die Ummauerung Braunschweigs aus dem Evangeliar Heinrichs des Löwen von 1188 mit Blick auf den Hagen auf eindruckliche Weise bestätigt (GESCHWINDE 2014, 316f). Dagegen dürfte der im Rahmen der Erstentwässerung der Okeraue am Niederungssaum angelegte Wehrgraben bereits etwa anderthalb Jahrzehnte zuvor am Beginn der Geländerschließung entstanden sein, die Wolfgang Meibeyer zufolge bald nach der Mitte der 60er Jahre des 12. Jahrhunderts einsetzte (MEIBEYER 1994, 13–22). Möglicherweise hat sich der schrittweise Bauablauf, wie er hier sichtbar wird, auch in der Schriftüberlieferung niedergeschlagen, wissen die *Annales Stadenenses*, deren Mitteilung zum Jahr 1166, dass „*Henricus dux... urbem fossa ac vallo circumdedit*“, sich wegen der Nähe zum historischen Ereignis vermutlich nicht auf Braunschweig in seiner Gesamtheit (MODERHACK 1985, 8), sondern allein auf den Hagen bezieht (vgl. MEIER, P. J. 1912, 30–38, bes. 36f), zwar von Graben und Wall, nicht aber von einer Mauerumwehrung zu berichten.

Das links der Oker von den Wehranlagen des 13. Jahrhunderts umschlossene Siedlungsgebiet der Altstadt hatte bereits zur Zeit Heinrichs des Löwen seine letzte, späterhin nicht mehr überschrittene Ausdehnung erreicht und dehnte sich Mitte des 12. Jahrhunderts im Süden und Westen bis zur Südstraße und Echternstraße und im Norden und Osten bis zum Bäckerklint, zum Straßenzug Hintern Brüdern und bis zur Schützenstraße aus (TIMME 1949; MODERHACK 1985, 6f; RIEGER 2010, 163–173). Die Schutzwerke folgten den südlichen und westlichen Straßenzügen und gingen auf Höhe des Petritores in die Graben- und Mauerwehr der Neustadt im Norden über, die ihrerseits im Rücken der Beckenwerkerstraße in gerader Linie nach Nordosten verliefen und beim Wendentor Anbindung an die Befestigung des Hagen fanden. Mögliche ältere, noch kleinräumigere Verteidigungsanlagen auf dem Boden der Altstadt, wie sie für die aus dem frühmittelalterlichen Dorf Dankwarderode hervorgegangene Siedlung des 10. und 11. Jahrhunderts im Bereich des heutigen Kohlmarktes (STELZER 1954, bes. 81–88) und für den frühstädtischen Markt- und Gewerbeort des beginnenden



**Abb. 2** Braunschweig Echternstraße 46-49 und 18-27, Leitprofile der Grabungen von 1986 (oben) und 2003/04 (unten) (Rötting 2002, 150 Abb. 15; Rieger 2010, 140 Abb. 101, überarbeitet)

12. Jahrhunderts an Eiermarkt und Altstadtmarkt angenommen wurden (TIMME 1953; MEIER 1911, 21f; RÖTTING 1997, 329f), waren zu dieser Zeit, falls sie jemals bestanden haben, bereits nicht mehr vorhanden. Was die dem archäologischen Befund zufolge immer noch eher agrarische als frühstädtische Kohlmarktsiedlung betrifft (RÖTTING 1981; GESCHWINDE/MEIBER 2010, 19–26, 38f), erscheint eine eigene Befestigung ohnehin unwahrscheinlich.

Die Befestigungsanlagen des 13. Jahrhunderts im Süden und Westen der Altstadt werden von der Braunschweiger Stadtgeschichtsforschung im Allgemeinen mit den durch Albert von Stade überlieferten Befestigungsmaßnahmen Heinrichs des Löwen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbunden (MODERHACK 1985, 8). Vorläufer könnten aber bereits in früherer Zeit bestanden haben (DÜRRE 1861, 61; STEINACKER 1924, 32f; MACK 1925, 35). Näheren Einblick in Entstehung und Entwicklung der Wehranlagen geben archäologische Befunde, die 1986 und 2003/04 auf den rückwärtig auf die Stadtbefestigung ausgerichteten Grundstücken Echternstraße 46–49 nördlich und Echternstraße 18–27 südlich des Hohen Tores erhoben und von Hartmut Rötting 1997 und Dirk Rieger 2010 ausgewertet wurden. Hiernach ist von einer zweiphasigen Befestigung auszugehen. Umstritten ist die Datierung der beiden Bauphasen. Während Rötting die Wehranlagen der Phase 1 in die Zeit vor 1100 oder spätestens um 1100 setzt und den Ausbau zur Mauerbefestigung in die späten 1170er Jahre und die Zeit Heinrichs

des Löwen datiert, nimmt Rieger eine Errichtung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts an und stuft die Wehrphase 2 in die Zeit Ottos IV. ab 1200 ein (RÖTTING 1997, 337; RÖTTING 2002, 134; RIEGER 2009, 465–473; RIEGER 2010, 139–148, 160f). Bei näherer Betrachtung wird man, wie auszuführen sein wird, Wehrphase 1 der ersten und Wehrphase 2 der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuordnen können.

Konnten bei den Untersuchungen von 1986 lediglich Restbefunde der Befestigung im Westen der Altstadt dokumentiert werden (RÖTTING 1997, 337, 328 Abb. 11; RÖTTING 2002, 134, 150 Abb. 15), so lassen die Ausgrabungen von 2003/04 Aufbau und Entwicklung der Verteidigungsanlagen gut erkennen (RIEGER 2010, 139–145; 140 Abb. 101).

Am Beginn steht in Phase 1 eine Wallanlage mit vorgelegtem Graben (Abb. 2). Das Grabungsprofil von 2003/04 zeigt einen vermutlichen Spitzgraben von mehr als 8,0 m Breite und mindestens 3,5 m Tiefe (Befund 161). Der ohne Berme angeschlossene, auf dem anstehenden Sand aufbauende Erdwall wies am Fuß eine Breite von etwa 9,0 m auf und war noch etwa 1,5 m hoch erhalten (Befund 166/548). Stadtseitig liefen am Wallfuß nach dem Befund von 2003/04 Gruben mit, aus denen Boden für die Wallaufschüttung entnommen wurde (RIEGER 2010, 139–142). In Phase 2 wurde der vorhandene Wallgraben verfüllt und durch einen neuen, nach Westen vorgeschobenen Grabenlauf ersetzt (Befund 162). Der Erdwall wurde zum Teil abgetragen und in seine Reste eine Steinmauer



eingetieft, die im Ausbruchsbefund (Befund 6) und in Resten des Rolllagerfundamentes (Befund 12) erfasst werden konnte. Der Mauerzug war durch eine etwa 3–4 m breite Berme vom Befestigungsgraben getrennt. Die Befunderhebungen von 1986 und 2003/04 haben für den Mauergraben weitgehend übereinstimmend eine Tiefe von etwa 4,5 bzw. 4,0 m erbracht. Die obere Breite des von Dirk Rieger mit Spitzprofil rekonstruierten Grabenzuges betrug den Messungen von 2003/04 zufolge mehr als 10 m. 1986 wurde ein Sohlgraben mit einer Breite von mehr als 14 m aufgenommen. Die über einem teils trocken, teils wohl auch in Lehmbindung verlegten Fundament aus ortstypischem Rogenstein errichtete Wehrmauer besaß eine Stärke von etwa 1,6 m. Die Rogenbruchsteine des aufgehenden Schalenmauerwerks waren in Kalkmörtel gesetzt. Die 2003/04 freigelegte Ausbruchsrube des Mauerbefundes war 1,5–2,0 m breit und zwischen 0,75 und 1,2 m tief nachweisbar (RIEGER 2010, 142–145). Nicht bestätigen lässt sich die von Rötting im Anschluss an die Grabungen von 1986 vorgetragene Annahme (RÖTTING 1997, 337; RÖTTING 2002, 134), dass das Rogensteinfundament und das aufgehende Restmauerwerk zwei getrennten Baustufen zuzuordnen ist. Das 1986 mit 1,2 m Breite aufgemessene, hier als Bruchsteinmauerwerk in Kalk- und Sandmörtelbindung erfasste Mauerwerk ist der 2003/04 aufgedeckten Steinmauer der Befestigungsphase 2 zuzuweisen.

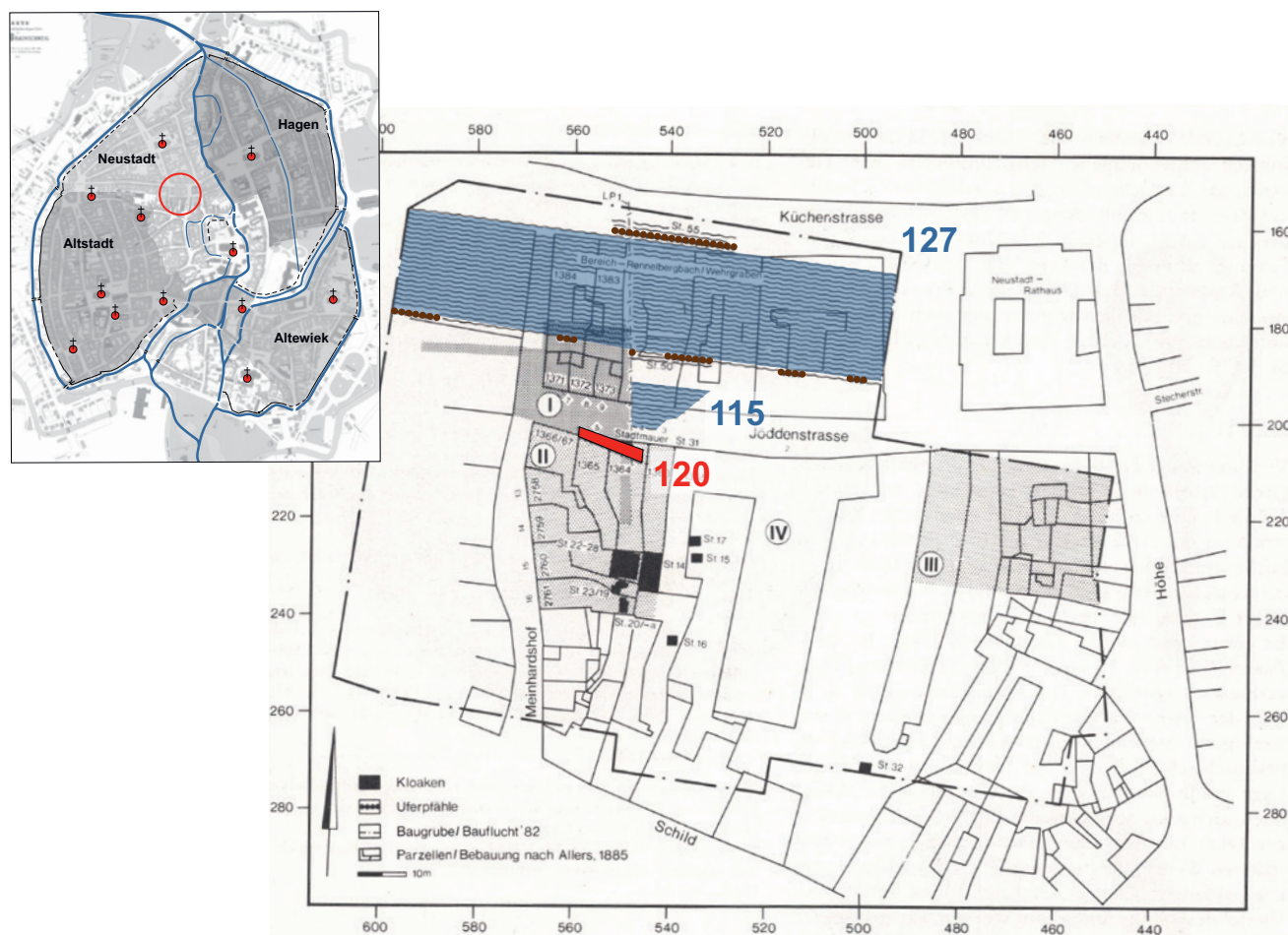
Unbestimmt muss bleiben, wie ein 2003/04 als Mauerturm rekonstruierter Steinkeller an der Innenseite der Befestigung in die Bauabfolge eingeordnet werden kann. Der Kellerbefund war in den Wallkörper Phase 1 eingelassen und soll Rieger zufolge, da er *„nicht mit der Stadtmauer verzahnt“* war, unabhängig von der Steinmauer Phase 2 erbaut und noch vor deren Errichtung entstanden sein (RIEGER 2010, 147). Der Grabungsbefund lässt, nimmt man das vorgelegte Grabungsprofil zur Hand (RIEGER 2010, 140 Abb. 101), allerdings auch eine Deutung zu, die eine gemeinsame Errichtung von gedachtem Turmwerk und Stadtmauer in der zweiten Befestigungsphase möglich erscheinen lässt, und selbst ein nachträglich an die Mauer angefügter Baukörper erscheint denkbar (GESCHWINDE 2014, 312f). Die Wehrmauer war im Bereich des Kellerbefundes lediglich als Ausbruchsbefund erhalten, der seinerseits in den Abrisschutt des Steinkellers eingriff (ALPER 2004). Eine bauliche Verzahnung beider Mauerwerke, wie sie für die zeitgleiche Erbauung von Mauer und möglichem Turm ebenso vorauszusetzen ist wie für die Anfügung eines Anbaus in jüngerer Zeit, ist hiernach keineswegs auszuschließen. Rieger selbst

scheint mit dem Gedanken einer gleichzeitigen oder auch nachgelagerten Erbauung des Turmwerks gespielt zu haben, denn er nimmt an, dass der Turm, auch ohne mit dem Mauerbefund der Phase 2 *„eine baukonstruktionstechnisch sinnvolle Verbindung einzugehen“*, in die ihm *„nachfolgende Befestigungslinie einbezogen“* war (RIEGER 2010, 147).

Für die mittelalterlichen Verteidigungswerke der Neustadt liegen anders als für die Altstadt keine eigenen archäologischen Daten vor. Der Überlieferung Alberts von Stade zum Jahr 1166 folgend wird die Errichtung der Neustädter Wehranlagen von der Mehrheit der Stadtgeschichtsforscher Heinrich dem Löwen zugerechnet (KABLITZ 2005, 29f). Allerdings erfolgte die verkehrliche und bauliche Erschließung des Weichbildes erst von etwa 1200 an unter der Stadtherrschaft Ottos IV. (KABLITZ 1992, 24–26; KABLITZ 2005, 30–34, 229–238; MEIBEYER 2005, 14–38). Bernd Ulrich Hucker stellt den Wehrbau der Neustadt denn auch in einen Zusammenhang mit der Entstehung des Weichbildes am Beginn des 13. Jahrhunderts und mit den Bestrebungen König Ottos, Braunschweig zu seinem Herrschaftsmittelpunkt auszubauen, und setzt die Umwehrung dagegen, wie in den folgenden Abschnitten gezeigt werden kann, zurecht für die Jahre nach der Belagerung Braunschweigs durch Philipp von Schwaben im August 1200 an (HUCKER 1990, 69–73).

Die Frage einer bereits unter Heinrich dem Löwen errichteten Wehrbefestigung wurde zuletzt von Seiten der Siedlungsgeographie diskutiert (MEIBEYER 1994, 26; MEIBEYER 2005, 14–19). Die Errichtung der Verteidigungswerke zwischen dem Altstädter Petritor und dem Wendentor im Hagen, durch die das Siedlungsgebiet der späteren Neustadt in die Gesamtbefestigung Braunschweigs eingebunden wurde, ergibt sich hiernach aus dem Schutzbedürfnis des im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts entstehenden Hagen. Angenommen wird, dass wegen der widrigen Baugrundverhältnisse am Okerlauf entlang der Westgrenze des Hagen auf eigene westliche Wehranlagen verzichtet werden musste. Wehrgraben und Befestigungsmauer der späteren Neustadt nahmen entsprechend die Aufgabe einer Vorfeldbefestigung für das neue Weichbild im Osten wahr. Als *„Hinweis auf ein... schon fertig dastehendes Befestigungswerk“*, das die Lücke zwischen der Altstadt im Südwesten und dem Hagen im Nordosten bereits vor Herausbildung der Neustadt schloss, gilt dabei nicht zuletzt, dass bei der Belagerung Braunschweigs durch Philipp von Schwaben im Jahr 1200 *„ein Angriff... von Nordwesten her offenbar ausblieb“* (MEIBEYER 2005, 18).





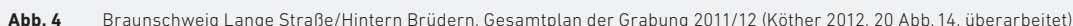
**Abb. 3** Braunschweig Küchenstraße/Jöddenstraße, Gesamtplan der Grabung 1978 (Rötting 1985, 37 Abb. 73, überarbeitet)

### 3. Die Befestigung des 12. Jahrhunderts im Norden der Braunschweiger Altstadt

Die Braunschweiger Stadtgeschichtsforschung hat mit Blick auf die für die Zeit vor Anlage der Neustadt vorauszusetzenden Wehranlagen im Norden der Altstadt die Überlegung vorgetragen, dass deren Verteidigungswerke sich auf das bis zur Schützenstraße aufgesiedelte Gebiet beschränkten und das im Nordosten abseits davon zur selben Zeit noch offene Gelände des späteren Weichbildes Sack ausschlossen (vgl. STEINACKER 1924, 32f; MACK 1925, 35). Für die Befestigung wurde von Hermann Meier entsprechend ein vom Petritor nach Osten führender, hinter St. Petri auf Höhe der Brüdernkirche dann nach Südosten umbrechender und von dort auf den Kohlmarkt gerichteter Verlauf angenommen (MEIER 1911, 18f). In jüngerer und jüngster Zeit konnten archäologische Untersuchungen, die 1978 von Hartmut Rötting am einstigen Packhof unmittelbar westlich des Neustadtrathauses zwischen der Küchenstraße im Norden und den Straßenzügen Schild im Süden, Meinhardshof im Westen und Höhe im Osten sowie 2011/12 von der Arcontor OHG unter der Leitung von Doris Köther auf dem Gelände der

Öffentlichen Bibliothek im Baublock Lange Straße/Hintern Brüdern östlich von St. Petri vorgenommen wurden (RÖTTING 1997, 72–74; KÖTHER 2012, 19–24), eine Klärung des Befestigungsverlaufs im Norden der Altstadt herbeiführen und die Frage gegen Heinrich Meier zugunsten einer entlang der Lange Straße und der Küchenstraße verlaufenden Wehranlage entscheiden können (vgl. MEIBEYER 2005, 18). Ähnlich hatte sich Carl Wilhelm Sack, der allerdings von einer Binnenbefestigung zur zeitgleichen Neustadt ausging, bereits 1850 für eine westöstlich ausgerichtete, geradlinig vom Petritor auf die Oker zulaufende Befestigungslinie ausgesprochen (SACK 1850, 25).

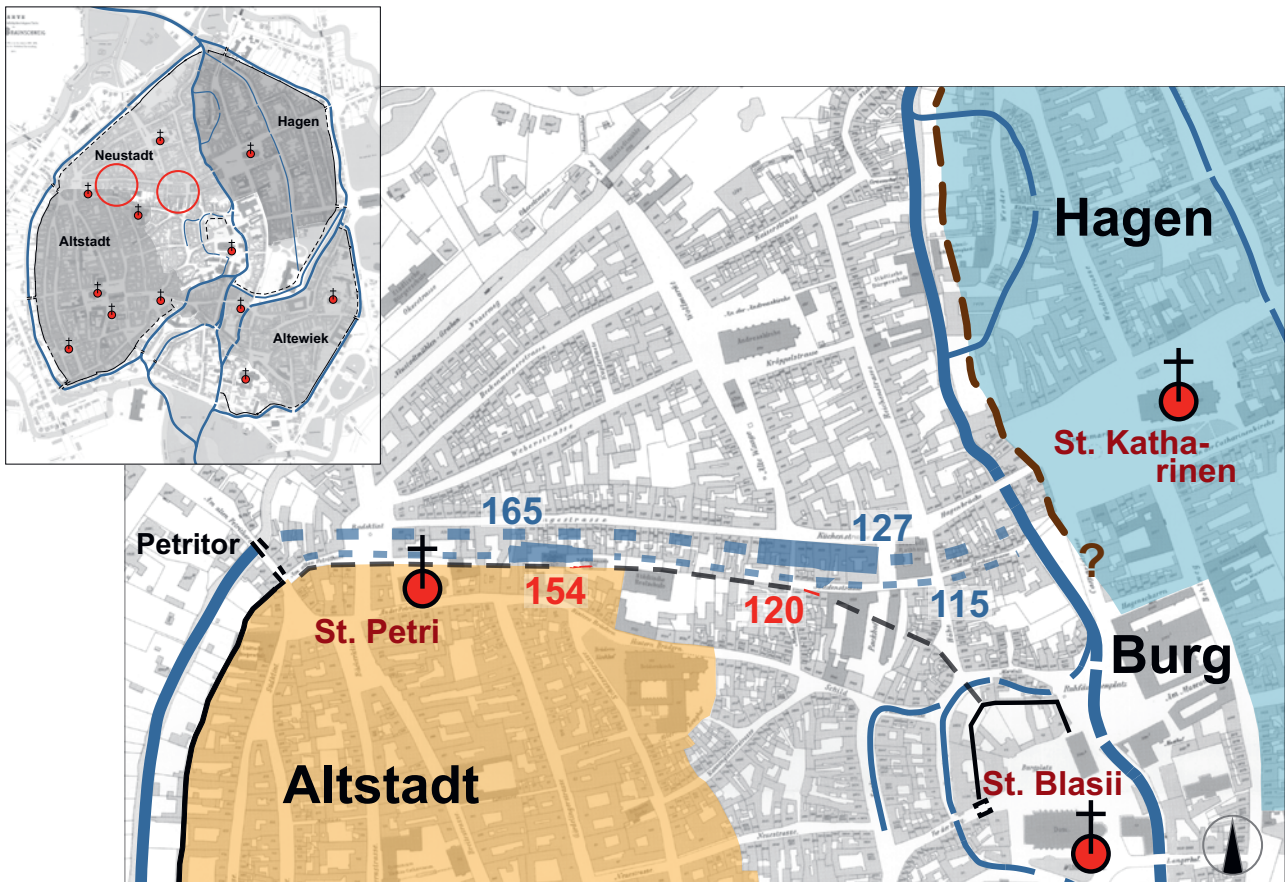
Hartmut Rötting konnte bei den 1978 im Südosten der Neustadt im Bereich des Packhofes durchgeführten Ausgrabungen einen Grabenzug aufdecken (Befund 127), der auf gut 90 m Länge vom Neustadtrathaus im Osten über den Baublock Küchenstraße/Jöddenstraße bis in die Lange Straße hinein verfolgt wurde (Abb. 3). Der wohl als Sohlgraben mit einer Tiefe von mehr als 3,0 m angelegte Wasserzug besaß eine



Für die von Hartmut Rötting ausdrücklich gegen Heinrich Meier als Reste von Verteidigungswerken der Braunschweiger Altstadt angesprochenen Befunde wurde ein Verlauf nach Westen entlang der Südseite der Langen Straße Richtung Petritor und nach Osten unterhalb der Küchenstraße zur Stecherstraße hin projiziert. Maßgebend für die Bestimmung des Wehrverlaufs war die auf Forschungen von Ewald Banse zurückgehende Annahme eines auf dem im Westen außerhalb Braunschweigs gelegenen Rennelberg entspringenden Quellbaches (BANSE 1940; HUNDERTMARK 1941. Zur Frage des „*Rennelbergbaches*“ MEIBEYER 2005, 14 – 17; KABLITZ 2005, 25f, 95f Abb. 21), dessen von Rötting im Zusammenhang mit Überlegungen zur Altlandschaftsstruktur des Stadtgebietes rekonstruiertes Bett die Flucht der Verteidigungsanlagen vorgab (RÖTTING 1997, 16 – 20,

Der am Beginn stehenden Wall- und Grabenbefestigung Phase 1 ist ein vielleicht 10 m breiter, bis zur Bausohle noch etwa eineinviertel Meter tiefer dokumentierter, wie die steil eingegrabene südliche Grabenschulter zeigt, aber noch deutlich weiter hinabführender Grabenzug im Verlauf der südlichen





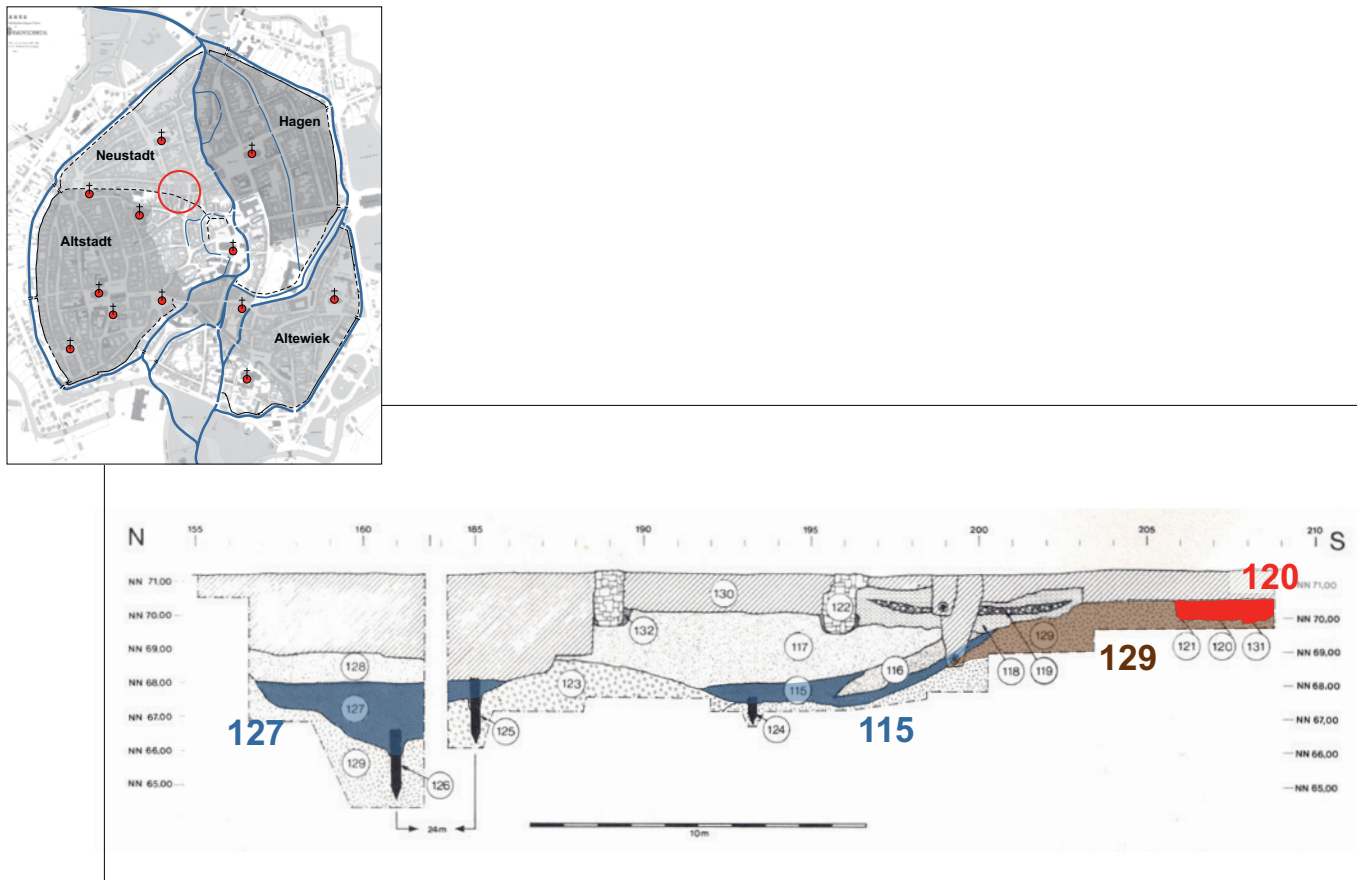
**Abb. 5** Die Stadt Braunschweig am Ende des 12. Jahrhunderts, Kartenausschnitt mit Rekonstruktion der Befestigungslinien der Phasen 1 und 2 an der Nordseite der Altstadt. Darstellung des Befestigungsverlaufs hier ohne den in Phase 2 abgetragenen und fluchtgleich durch die Stadtmauer Bef. 154/Bef. 120 ersetzten Wall der Phase 1.  
(Hintergrund: Karte der Stadt Braunschweig, C. Allers 1885. Mertens 1981, Bl. 54. Grabungsbefunde von Küchenstraße und Jöddenstraße 1978 nach Rötting 1985, 37 Abb. 73. Grabungsbefunde von Lange Straße/Hintern Brüdern 2011/12 nach Köther 2012, 20 Abb. 14)

Langen Straße zuzuordnen. Die Sohle und die nördliche Schulter des Grabenlaufs wurden nicht erschlossen. Der Befund greift in den durch landwirtschaftliche Nutzung in vorstädtischer Zeit überformten anstehenden Terrassensand ein (Befund 165). Im Süden wurde der Wehrgraben von einem etwa 7–8 m breiten Erdwall begleitet, der sich ohne zwischengeschobene Berme anschloss. Der Befund war noch bis zu 1,5 m hoch erhalten (Befund 166). Auf der Stadtseite liefen am Wallfuß Bodenentnahmegruben mit (Befund 169). Mit Befestigungsphase 2 wurde der Verteidigungswall gekappt und der Wallgraben mit der abgetragenen Wallerde zugefüllt. In den Wallstumpf wurde, aus der Längsachse des teileingeebneten Walles leicht zur Feindseite verlagert, eine Steinmauer eingelassen, deren Ausbruchsrube eingemessen werden konnte. Der mit Rogensteinbruch und Kalkmörtelresten durchsetzte Mauerbruch besaß eine Breite von etwa 1,5 m und war bis 0,55 m tief nachweisbar, Mauerlagen oder Fundamentreste waren nicht mehr vorhanden. Der Ausbruchsbefund wurde auf etwa 20–25 m Länge erfasst (Befund 154). Der an die Stelle des Wallgrabens tretende Mauergraben ist im ganzen nördlich der Grabungsgrenze in der Trasse der heutigen Langen Straße zu suchen, griff mit seiner Verfüllung möglicherweise aber, bei

den Grabungen nicht erkannt, im Süden auf den älteren Wallgraben über.

Die Befestigungsbefunde von 2011/12 sind denen von der Echternstraße 1986 und 2003/04 in Aufbau und Abmessungen sowie in der Abfolge der Bauabläufe so eng verwandt, dass in beiden Phasen der Verteidigungswerke von einer gemeinsamen Planung und Errichtung im Westen wie im Norden der Altstadt ausgegangen werden sollte (GESCHWINDE 2014, 312–314). Weniger offensichtlich gestaltet sich der Anschluss an die Grabungsergebnisse von 1978 vom östlich gelegenen ehemaligen Packhofgelände (RÖTTING 1997, 72–74, 20 Abb. 8, 73 Abb. 37), doch lassen sich im Übersichtsplan die zusammengehörenden Befunde auch hier sicher ausmachen (Abb. 5). Insgesamt bietet sich das Bild einer geschlossen von der Echternstraße über die Lange Straße zur Küchenstraße und schließlich zum Mittellauf der Oker führenden, in ihren beiden Ausbauphasen jeweils in einem Zuge errichteten Befestigungslinie. Die Befunde sprechen damit deutlich gegen eine von Dirk Rieger im Zusammenhang mit der Auswertung der Befunde von der Echternstraße noch ohne Kenntnis der 2011/12 durchgeführten Schlüsselgrabung an der Langen Straße formulierte Annahme (RIEGER 2010, 139–148, 160f), nach der die Verteidigungswerke in





**Abb. 6** Braunschweig Küchenstraße/Jöddenstraße, Leitprofil der Grabung 1978 (Rötting 1985, 20 Abb. 8, überarbeitet)

Befestigungsphase 1 im Sinne von Heinrich Meier im Osten um die bis zur Schützenstraße erschlossene Altstadt herumgeführt wurden, während die Wehranlage erst in Phase 2 einen Verlauf entlang Langer Straße und Küchenstraße nahm.

In Phase 2 der Wehrbefestigung sind hiernach der Mauerbefund 120 von der Jöddenstraße und der Mauerausbruch Befund 154 von der Langen Straße aufeinander bezogen. Der zugehörige, 1978 unter Befund 127 dokumentierte Graben wurde an der Langen Straße nicht erfasst, nimmt man nicht, wie angesprochen, eine Verschneidung mit dem 2011/21 aufgenommenen Graben Befund 165 an. Ungewissheit darüber, ob es sich bei dem am Packhof angeschnittenen Grabenbefund überhaupt um einen Wehrgraben handelt (RIEGER 2010, 143), kann nicht bestehen.

Der Phase 1, die an der Langen Straße mit dem Wallbefund 166, dem ohne Berme vorgelagerten Graben Befund 165 und den rückwärtigen Bodenentnahmegruben Befund 169 vertreten ist, kann an der Jöddenstraße vor der Hand lediglich der in den anstehenden Sand eingetiefte Sohlgraben Befund 115 zugeordnet werden (**Abb. 6**). Der Befund, den Hartmut Rötting noch als Altlauf des im Zusammenhang mit der Altlandschaftskartierung des Braunschweiger Stadtgebiets rekonstruierten „*Rennelbergbaches*“ ansprach, korrespondiert mit seiner Breite von deutlich mehr als 8 m und seiner Tiefe von etwa 2,5 m mit dem Grabenzug Befund 165 von der Langen Straße und ist diesem Befund auch nach Lage und Verlauf zuzuordnen.

Eine anthropogene Entstehung ist, wie Wolfgang Meibeyer hat zeigen können, nicht zu bezweifeln. Dem postulierten Quellbach fehlt das für einen natürlichen Flusslauf vorauszusetzende Wassereinzugsgebiet. Auch hätten die im Gebiet anstehenden, wasserdurchlässigen Terrassensande die Bildung eines Bachtales nicht zugelassen (MEIBEYER 2005, 14–17). Der an der Echternstraße und an der Langen Straße nachgewiesene Befestigungswall der Phase 1 scheint zunächst nicht zu belegen zu sein (so RIEGER 2010, 143). Der 1978 an Jödden- und Küchenstraße aufgenommene Profilschnitt durch die Befestigungsbefunde lässt jedoch annehmen, dass der gesuchte Wallkörper sich in dem als anstehende Terrasse dokumentierten Befund 129 verbirgt, der sich hier im unmittelbaren südlichen Anschluss an den Graben Befund 115 noch etwa einen dreiviertel Meter hoch über die Grabensenke erhob. Die den Wall begleitenden Bodenentnahmegruben sind südlich außerhalb des Grabungsprofils von 1978 zu suchen und fallen hier entsprechend aus.

Errichtung und Ausbau der Befestigung an der Nordseite der Altstadt sind ganz dem 12. Jahrhundert zuzuordnen. Der archäologische Befund und die Schriftüberlieferung lassen einen Ansatz vor 1100 ausgeschlossen erscheinen. Anlage und Siedlungerschließung der Neustadt, deren Verteidigungswerke die Altstädter Wehranlagen spätestens vom frühen 13. Jahrhundert an überflüssig machten, grenzen die Wehrbefunde nach oben hin zeitlich ab.

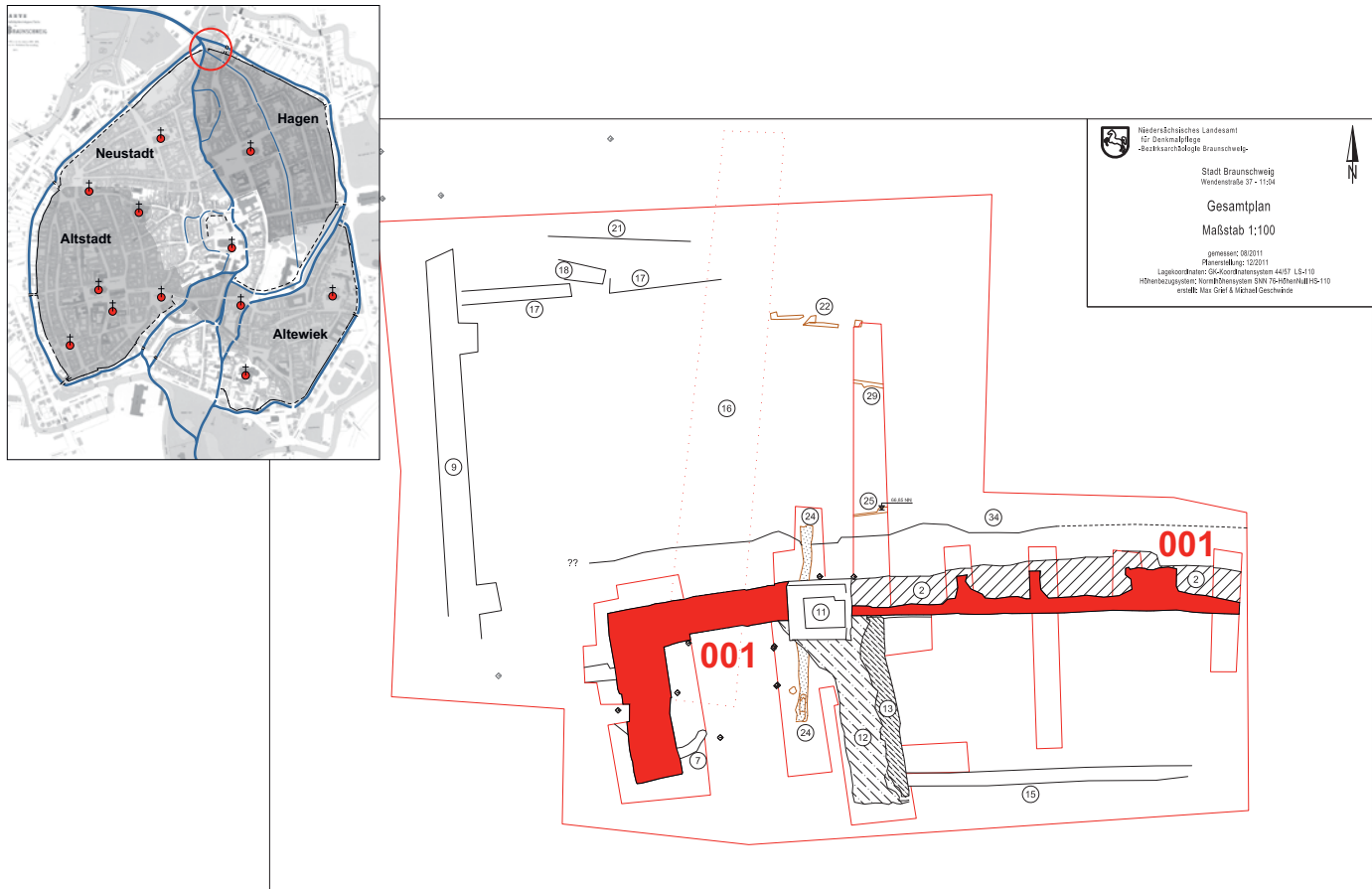
Die Befunde der Wehrphase 1 vom Packhof 1978 sind durch ein mehrere Meter mächtiges Sandschüttungspaket der Wende zum 13. Jahrhundert, das den Grabenlauf Befund 115 überlagert, sowie durch einen darüber angelegten Knüppeldamm der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Flucht der Jöddenstraße stratigrafisch in die Zeit vor 1200 gestellt (RÖTTING 1997, 72–74). Unschärf bleibt auch die Einstufung an der Langen Straße 2011/12. Ein im Bereich der südlichen Grabenschulter in die Verfüllung des Wehrgrabens der Phase 1 eingetiefter Baumstammbrunnen mit dem Holzfälljahr 1232 (Befund 812) weist die Befestigungsbefunde hier allgemein dem ausgehenden Hochmittelalter zu (KÖTHER 2012, 16 Abb. 12; 29f; Dendrogutachten DELAG, Proben 345301\_1 u. 345302\_0, freundliche Mitteilung von Michael GESCHWINDE, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Braunschweig). Eine engere Eingrenzung ermöglichen die Grabungen 2003/04 an der Echternstraße 18–27. Die hier gewonnenen Datierungen können auf die gesamte, vom Westen her über die Lange Straße zur Küchenstraße in einem Zug erbaute Wehranlage an der Nordseite der Altstadt übertragen werden.

Dirk Rieger zufolge ist die aus der Wallaufschüttung und aus dem Grabensediment der Phase 1 geborgene Fundkeramik von der Echternstraße 18–27 einheitlich in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu stellen, so dass die Errichtung der Verteidigungswerke in die Herrschaft Lothars von Süpplingenburg oder Herzog Heinrichs des Stolzen fällt (RIEGER 2010, 139–142). Die von Hartmut Rötting aus der allerdings wohl eher unzureichenden Fundlage und aus den stratigrafischen Gegebenheiten an der Echternstraße 46–49 abgeleitete Einstufung von Wall und Graben in die Zeit „spätestens um 1100/1115“ ist vor diesem Hintergrund nicht haltbar (RÖTTING 1997, 337; RÖTTING 2002, 131–134). Die wenn auch nicht zweifelsfrei überlieferte Einnahme Braunschweigs im Zusammenhang mit dem sächsischen Adelsaufstand gegen Kaiser Heinrich IV im Jahr 1090, vor allem aber die widerstandslose Besetzung der Burg Dankwarderode durch Kaiser Heinrich V im Nachklang der Ereignisse im Jahr 1115 lassen eine Befestigung vor Beginn des 12. Jahrhunderts überdies kaum denkbar erscheinen (SCHNEIDMÜLLER 2003, 47f). Ob die Wall- und Grabenanlage der Phase 1, wie Rieger weiter eingrenzt, tatsächlich nach 1134 „im Zuge einer in den Urkunden nicht nachzuweisenden Stadtrechtsverleihung Lothars III. für die Altstadt und als Reaktion auf vorangegangene kriegerische Auseinandersetzungen mit den Kaisern Heinrich IV. und Heinrich V. gebaut“ wurde, sei dahingestellt (RIEGER 2010, 139).

Für die Befestigung der Phase 2 liegen mit den auf das Einschlagjahr 1177+/-2 datierten Uferpalisaden des 1978 am Packhof angeschnittenen Wehrgrabens Befund 127 Befunde vor, die die Verteidigungswerke an der Nordseite der Altstadt

der Zeit Heinrichs des Löwen zuweisen (RÖTTING 1997, 72–74; RÖTTING 2002, 160f). Anhaltspunkte für die Annahme, die zugehörige Steinmauer könne „älter als die Dendrodaten der Uferbefestigung“ sein (RIEGER 2010, 143), liegen nicht vor. Die Jahrringdaten von der Küchenstraße zeigen eine auffällige zeitliche Nähe zu den gleichfalls in die späten 70er Jahre des 12. Jahrhunderts gehörenden Mauerbefunden, die an Wendenstraße und Fallersleber Tor im Hagen dokumentiert wurden (GESCHWINDE 2014, 314–317), so dass man Rötting in der Annahme folgen dürfen, dass sich die Überlieferung der Umwehrung Braunschweigs durch Heinrich den Löwen im Evangelium von 1188 nicht nur auf die Mauerbefestigung des Hagen, sondern darüber hinaus auch auf die „im Norden entlang der sog. Rennelbergbach-Niederung fortgeführte Graben-Mauer-Befestigung der älteren... Altstadt-Anlage im Westen“ bezieht (RÖTTING 2002, 161). Graben und Mauer der Befestigungsphase 2 wurden im Zusammenhang mit dem Ausbau der Neustadt seit dem beginnenden 13. Jahrhundert aufgelassen (RÖTTING 1997, 72–74; RÖTTING 2002, 161). 1299 ist das an der Küchenstraße über dem verfüllten Wehrgraben errichtete Neustadtrathaus überliefert. 1320 wird die Jöddenstraße erstmals erwähnt, deren südliche Grundstücke die Steinmauer der Phase 2 überschritten (KABLITZ 1985).

Wenig überzeugend erscheint die Einstufung der Wehrphase 2 in die Zeit Ottos IV. ab 1200, wie sie Dirk Rieger aufgrund des stratigrafischen Bezuges zur Wall- und Grabenphase 1 sowie unter Verweis auf die im Zusammenhang mit der Belagerung Braunschweigs durch Philipp von Schwaben offen hervorgetretenen Schwächen der Braunschweiger Verteidigungswerke für den westlichen Verlauf der Befestigung entlang der Echternstraße 18–27 ins Auge gefasst hat. Die Datierung ist mit den dendrochronologischen Daten von der Küchenstraße nicht in Einklang zu bringen und vom archäologischen Befund an der Echternstraße her auch nicht zwingend geboten. Die Grabungen haben hier für die Wehrphase 2 mit den Wall- und Grabenbefunden der Phase 1 lediglich eine untere Zeitgrenze um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbracht, aber keine eigene Datierung liefern können (RIEGER 2010, 142–145). Entsprechend hat Hartmut Rötting für die an der Echternstraße 46–49 ergrabenen Mauer- und Grabenbefunde seiner dritten, mit der Phase 2 von der Echternstraße 18–27 zusammengehenden Befestigungsstufe denn auch eine Datierung in die Zeit Heinrichs dem Löwen Mitte der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorgenommen (RÖTTING 1997, 337; 327 Abb. 10d; RÖTTING 2002, 134), wobei er ausdrücklich auf die Übereinstimmung des hier beim Mauerbau verwendeten „Kalkmörtels mit dem Mauerbefund entlang der nördlichen Stadtmauererweiterung“ der Altstadt an der Jöddenstraße verweist (RÖTTING 2002, 134).



**Abb. 7** Braunschweig Wendenstraße, Gesamtplan der Grabung 2011 (Geschwinde 2014, 316 Abb.6, überarbeitet)

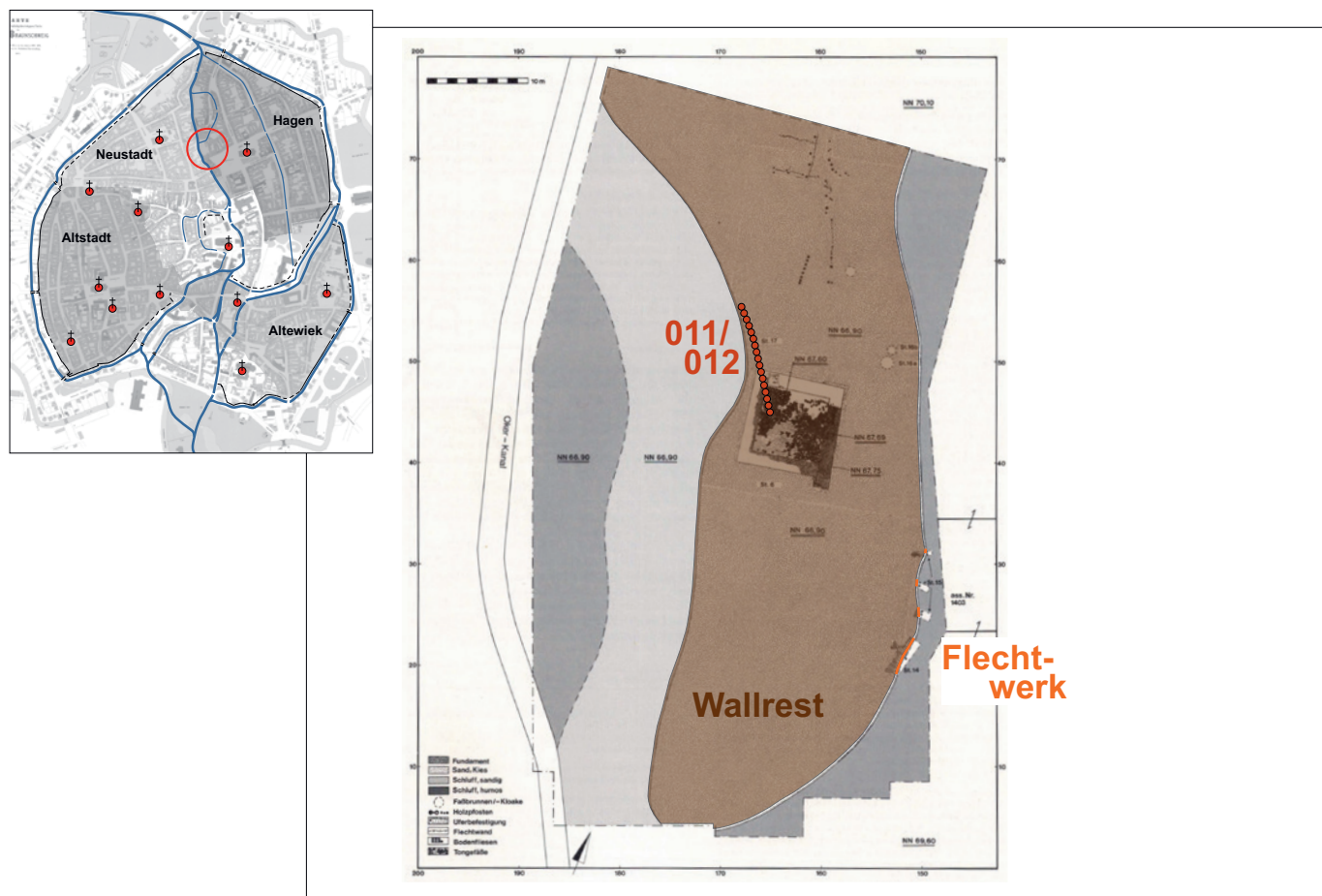
## 4. War der Hagen im 12. Jahrhundert am Okerlauf im Westen durch Befestigungswerke geschützt?

Die von der Mehrheit der Stadtgeschichtsforschung (vgl. KABLITZ 2005, 29f) sowie von Seiten der Siedlungsgeographie (MEIBEYER 1994, 26; MEIBEYER 2005, 12) vertretene Annahme, dass die äußeren Befestigungsanlagen der Neustadt bereits unter Heinrich dem Löwen angelegt wurden, lässt sich mit dem Befund der dendrodatiert um 1177+/-2 errichteten Wehranlagen der Phase 2 an der Nordseite der Altstadt nicht sinnvoll verbinden. Hätten in den späten 1170er Jahren zwischen Petritor und Wendentor bereits vollwertige Verteidigungswerke mit Graben und Steinmauer bestanden, wären die um dieselbe Zeit an Küchenstraße und Jöddenstraße archäologisch dokumentierten Arbeiten an Grabenwerk und Mauerbefestigung der Phase 2, die dem Ausbau der vorhandenen Wall- und Grabenanlage der Phase 1 an der Nordseite der Altstadt zu einer zweiten Befestigungslinie gleichgekommen wären, kaum erklärlich. Will man nicht annehmen, dass ein doppeltes Verteidigungssystem beabsichtigt war, wird man deshalb mit Hucker die Errichtung der Neustädter Wehranlagen in einen Zusammenhang mit der an der Wende zum 13. Jahrhundert einsetzenden

Siedlungerschließung des Weichbildes stellen müssen und in die Jahre nach 1200 datieren (HUCKER 1990, 69 – 73). Geht man aber davon aus, dass die offene Flanke im Nordwesten Braunschweigs erst vom beginnenden 13. Jahrhundert an im Zuge der Neustädter Siedlungerschließung mit eigenen Befestigungswerken geschlossen wurde, stellt sich die Frage nach den Verteidigungsanlagen, die die Westseite des Hagen in der Zeit vor Aufsidlung der Neustadt schützten.

Nun hat Wolfgang Meibeyer zeigen können, dass der Baugrund entlang des im Zuge der Geländeerschließung im Bereich des Werders wohl auch begradiigten Hauptlaufs der Oker im Westen des Hagen für eine Mauerbefestigung nur wenig geeignet war. Eine Steinmauer, die wegen der erforderlichen tiefgründigen Fundamentierung nur unter hohem Aufwand zu erstellen war, ist entsprechend nicht zu erwarten (MEIBEYER 1994, 12 – 26; MEIBEYER 2005, 12). Der Verzicht auf eine Mauerbefestigung ist auch archäologisch durch die Stadtmauergrabungen von 2011 an der Wendenstraße wahrscheinlich zu machen (**Abb. 7**). Die hier im Nordosten des Hagen auf die





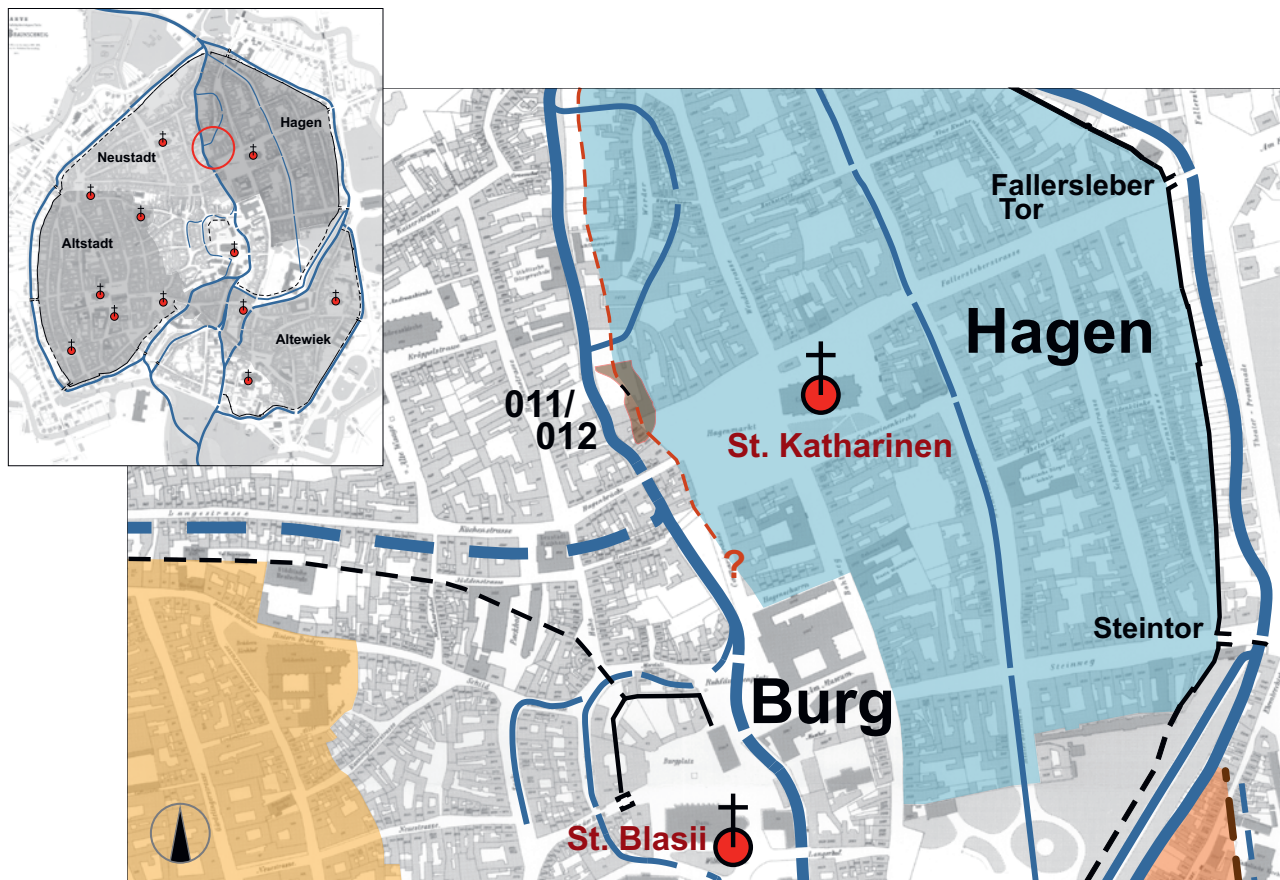
**Abb. 8** Braunschweig Hagenmarkt, Gesamtplan der Grabung 1979 (Rötting 1985, 103 Abb. 59 a, überarbeitet)

Oker treffenden Mauerfundamente der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bogen am Flussufer nach Süden ein, um dann aber bereits nach wenigen Metern zu enden. Eine Fortsetzung des Mauerzuges weiter nach Süden ist vom Befund her auszuschließen (GESCHWINDE 2014, 315f Abb. 6). Michael Geschwinde hat die archäologischen Befunde an der Wendenstraße als Hinweis darauf gelesen, dass „der Hagen im Westen entlang der Oker über keine Befestigung verfügte“ (GESCHWINDE 2014, 315). Strenggenommen kann dies jedoch nur für eine Mauerbefestigung gelten, während eine Bewehrung mit einem dem Okerlauf hinterlegten Wall denkbar bleibt.

Im Jahr 1979 wurden unter Leitung von Hartmut Rötting archäologische Untersuchungen auf dem Grundstück Hagenmarkt 13 an der Nordseite des Hagenmarktes durchgeführt, die möglicherweise einen Fingerzeig auf eine solche Wall- und Grabenbefestigung im Westen des Hagen liefern (RÖTTING 1997, 100–102, 59 Abb. 29, 103 Abb. 59 a, 105 Abb. 59b, Farbtafel 2). Auf einer von Rötting als inselartige Sandbank zwischen dem an der Westseite des Hagenmarktes fließenden Hauptarm der Oker und einem östlich abzweigenden Okernebenarm angesprochenen flussparallelen Erhebung wurden die Fundamente einer Steinkemenate der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts freigelegt, die ihrerseits eine mit deutlichem Abstand zum Flussbett am westlichen Okerufer entlanglaufende Palisadenreihe aus Rundpfosten von etwa 2,2 m Länge und 0,15–0,35 m Durchmesser überschneidet (Befund 11/12). Die etwa einen Meter

tief im Boden verankerten, oberseitig stumpf zugeschlagenen Palisaden wurden auf etwa 10 m Länge dokumentiert und als Uferbefestigung gedeutet. Die Breite der insgesamt auf etwa 80 m Länge erfassten Sandbank betrug auf Höhe der Palisaden etwa 15 m, nördlich und südlich davon floss die sandige Anhöhe bis auf gut 20 m auseinander. Die rückwärtige östliche Flucht der Sandfläche war mit Flechtwandfaschinen gesichert. Eine Holzdatierung der Palisaden am Okerufer erbrachte das Fälljahr 1180+/-2 (**Abb. 8 u. 9**).

Die Befunde vom Hagenmarkt lassen sich durchaus auch im Sinne einer Wallbefestigung interpretieren. Die von Rötting postulierte Okerinsel wäre in diesem Fall als teilweise abgeflossener Rest eines Wallstumpfes zu deuten, der vermutete östliche Okernebenarm würde sich den Wallbefunden von der Echternstraße und von der Langen Straße im Westen und der Altstadt entsprechend in wallbegleitende Materialgruben auflösen. Die im Westen verlaufenden Uferpfosten kämen als grabenseitig vorgeblendete Wallpalisade einer möglicherweise auch gestuften Holz-Erde-Befestigung in Frage, während die Faschinen im Rücken der Sicherung des inneren Wallfußes gedient haben könnten. Nicht zuletzt reihen sich die Hagenmarktbefunde durch die Dendrodatierung der Holzpalisaden in den Zeitrahmen der in die späten 1170er Jahre zu setzenden Mauerbefestigung an der Ostseite des Hagen im Zuge der Erschließung des Weichbildes unter Heinrich dem Löwen ein.



**Abb. 9** Die Stadt Braunschweig am Ende des 12. Jahrhunderts, Kartenausschnitt mit Rekonstruktion der Wallbefestigung an der Westseite des Hagen im näheren Umfeld der Hagenmarktgrabung von 1979 (Hintergrund: Karte der Stadt Braunschweig, C. Allers 1885. Mertens 1981, Bl. 54. Grabungsbefunde vom Hagenmarkt 1979 nach Rötting 1985, 103 Abb. 59 a)

Hinweise auf eine Wall- und Grabenbefestigung im Westen des Hagen finden sich auch in den Schriftquellen. In diesen Zusammenhang ist nicht allein noch einmal auf Albert von Stade zu verweisen, der allgemein eine Umwehrung des Hagen „fossa ac vallo“ zum Jahr 1166 mitteilt (MODERHACK 1985, 8). Anzuführen ist auch die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts niedergeschriebene Braunschweigische Reimchronik, die für

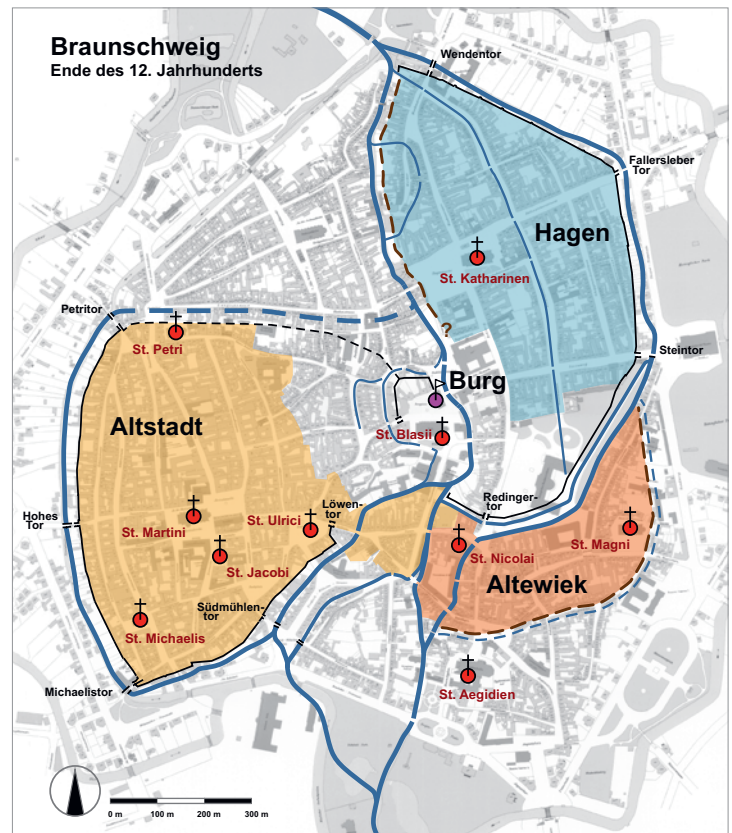
den Hagen Wehranlagen „mit howe und mit slage“ im Osten wie im Westen des Weichbildes überliefert, was sich, soweit man Paul Jonas Meier folgen darf, im Sinne eines Verteidigungswerks „aus Pallisaden, Wall und Graben“ lesen lässt (MEIER, P. J. 1912, 36; MACK 1912, 127–129; MEIER, H. 1912, 140f; STEINACKER 1924, 33).

## 5. Zusammenfassung

Die Stadt Braunschweig erfuhr im späten 12. und beginnenden 13. Jahrhundert mit der Gründung des Hagen unter Heinrich dem Löwen in der Flussniederung im Osten der Oker und der Erschließung der Neustadt auf der gegenüberliegenden Flussseite unter Otto IV. eine erhebliche Erweiterung ihres bis dahin auf die Altstadt im Südwesten und die Altwiek im Südosten beschränkten Siedlungsgebiets. Mit dem Siedlungsausbau, der sich im Schatten der stadtherrlichen Burg Dankwarderode vollzog, gingen umfängliche Befestigungsmaßnahmen einher.

Mitte der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde die Altstadt, die bis dahin lediglich eine Umwehrung mit Wall und vorgelagertem Graben besaß, mit einer Steinmauer umwehrt. Der schützende Graben wurde erneuert. Die Befestigung, die sich im Süden und Westen eng um das Altstädter Siedlungsgebiet legte, verlief im Norden in Richtung der späteren Neustädter Straßenzüge der Langen Straße und der Küchenstraße und schloss das Gelände des sich erst im weiteren Verlauf des 13. Jahrhunderts im Nordosten der Altstadt herausbildenden Weichbildes Sack mit ein. Der Hagen erhielt zur Landseite im Norden und Osten sowie zur Altwiek im Süden eine dem Rand der trockengelegten Okeraue folgende Befestigung mit Mauer und Graben. Im Westen, wo der Hauptlauf der Oker den Hagen begrenzte, konnte wegen des unsicheren Baugrundes eine Steinmauer nicht errichtet werden. Möglicherweise wurde die Verteidigung hier durch einen mit Palisaden bewehrten Wall sichergestellt. Die Altwiek blieb ohne wirksame Verteidigungswerke (**Abb. 10**).

Unter Otto IV. wurden den Befestigungsanlagen Heinrichs des Löwen Mauer und Graben der Neustadt hinzugefügt und die Alte Wiek in die Mauerumwehrung einbezogen. Anlass zum Ausbau der Verteidigungswerke hatte Belagerung Braunschweigs durch Philipp von Schwaben im



**Abb. 10** Die Stadt Braunschweig am Ende des 12. Jahrhunderts vor Ausbau der Befestigungsanlagen unter Otto IV. (Hintergrund: Karte der Stadt Braunschweig, C. Allers 1885. Mertens 1981, Bl. 54)

August 1200 gegeben, die nur mit Mühe zurückgeschlagen werden konnte. Die Verteidigungsbauten Ottos, durch die die Stadt sich in eine nach allen Seiten mauerumwehrte Festung verwandelte, waren möglicherweise bereits nach wenigen Jahren fertiggestellt, denn schon 1204 ließ sich Braunschweig in einer Otto IV. zugeschriebenen Überlieferung als „*civitas inexpugnabilis*“ feiern.



# Literatur

## ALPER 2004

Götz Alper, Innenstadt FStNr. 137, Gde. Stadt Braunschweig, KfSt. Braunschweig, Reg. Bez. BS. Fundchronik Niedersachsen 2003, in: Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte Beiheft 10, Stuttgart 2004, 150–151.

## ALPER 2005

Götz Alper, Innenstadt FStNr. 1/2 und 141–144, Gde. Stadt Braunschweig, KfSt. Braunschweig, Reg. Bez. BS. Fundchronik Niedersachsen 2004, in: Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte Beiheft 11, Stuttgart 2005, 176–179.

## ALPER 2006

Götz Alper, Innenstadt FStNr. 145, Gde. Stadt Braunschweig, KfSt. Braunschweig, Reg. Bez. BS. Fundchronik Niedersachsen 2005, in: Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte Beiheft 12, Stuttgart 2006, 167–168.

## BANSE 1940

Ewald Banse, Die Entwicklung der Wallanlagen der Stadt Braunschweig aus der alten Befestigung, in: Braunschweigisches Jahrbuch 3 (1940), 5–28.

## DÜRRE 1861

Hermann Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Braunschweig 1861.

## GARZMANN 2000

Manfred Garzmann, Die Stadt Braunschweig im späten Mittelalter, in: Horst-Rüdiger Jarck und Gerhard Schildt (Hrsg.), Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000, 317–352.

## GESCHWINDE 2014

Michael Geschwinde, Ac muris amplificavit – Archäologische Befunde zur Befestigung der Stadt Braunschweig im Mittelalter, in: Alfred Falk, Ulrich Müller, Manfred Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser, Lübeck 2014, 311–318.

## GESCHWINDE/GERDAU 1996

Michael Geschwinde und Angela Gerdau, Innenstadt FStNr. 1, Gde. Braunschweig, KfSt. Braunschweig, Reg. Bez. BS. Fundchronik Niedersachsen 1995, in: Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte 65 (1996), 376–377.

## GESCHWINDE/MEIBEYER 2010

Michael Geschwinde und Wolfgang Meibeyer, Zur vor- und frühstädtischen Zeit von Braunschweig – aus gemeinsamer Sicht von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie, in: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 91 (2010), 13–42.

## HUCKER 1990

Bernd Ulrich Hucker, Kaiser Otto IV. (Monumenta Germaniae Historica, Schriften 34), Hannover 1990.

## HUNDERTMARK 1941

Edeltraut Hundertmark, Stadtgeographie von Braunschweig, Oldenburg i.O. 1941.

## KABLITZ 1985

Karsten Kablitz, Sozialdaten über Anwohner der Jöddenstraße im 14. und 15. Jahrhundert, in: Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1984, Hameln 1985, 237–246.

## KABLITZ 1992

Karsten Kablitz, Die Alte Waage in Braunschweig. Braunschweig 1992.

## KABLITZ 2005

Karsten Kablitz, Die Braunschweiger Neustadt in Mittelalter und früher Neuzeit. Archäologische Untersuchungen an der Weberstraße und der Langen Straße 1997 bis 1999 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 10), 2 Bände, Rahden/Westfalen 2005.

## KÖTHER 2012

Doris Köther, Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses (Stadthaus St. Petri) auf dem Grundstück Hintern Brüdern 23 in 38100 Braunschweig. Grabungsbericht der Arcontor OHG, Wolfenbüttel 2012.

## MACK 1912

Heinrich Mack, Immer wieder die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig 11 (1912), 116–129.

## MACK 1925

Heinrich Mack, Überblick über die Geschichte der Stadt Braunschweig, in: Wilhelm Görge, Ludwig Ferdinand Spehr, Fritz Fuhse (Hrsg.), Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover 1. Braunschweig 1925, 34–54.

## MECKSEPER 1982

Cord Meckseper, Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter, Darmstadt 1982.

## MEIBEYER 1994

Wolfgang Meibeyer, Herzog und Holländer gründen eine Stadt. Die Entstehung des Hagen in Braunschweig unter Heinrich dem Löwen, in: Braunschweigisches Jahrbuch 75 (1994), 7–28.

## MEIBEYER 2005

Wolfgang Meibeyer, Siedlungsgeographischer Beitrag zur Entstehung und Grundrissausbildung der Neustadt im mittelalterlichen Braunschweig, in: KABLITZ 2005, Bd. 2, 9–41.

## MEIER 1911

Heinrich Meier, Braunschweigs älteste Befestigung, in: Braunschweigisches Magazin 17 (1911), 15–22.

## MEIER, H. 1912

Heinrich Meier, Zu den Untersuchungen P.J. Meiers über die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig 11 (1912), 130–141.

## MEIER, P.J. 1912

Paul Jonas Meier, Untersuchungen über die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig 11 (1912), 1–47.

## MERTENS 1981

Jürgen Mertens, Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten, Braunschweig 1981.

## MODERHACK 1985

Richard Moderhack, Braunschweigs Stadtgeschichte, in: Gerd Spies (Hrsg.), Braunschweig. Das Bild einer Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten, Bd. 1, Braunschweig 1985.

## RIEGER 2009

Dirk Rieger, „Eine Veste-Stadt“. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtfortifikationen in Braunschweig, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Die Befestigungen. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VII., Lübeck 2009, 465–478.

## RIEGER 2010

Dirk Rieger, platea finalis. Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 15), Rahden/Westfalen 2010.

## RIEGER 2012

Dirk Rieger, brunesguik – Brunswik. Archäologische Untersuchungen zur Frühphase der Stadt Braunschweig, in: Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte 81 (2012), 215–229.

## RÖTTING 1981

Hartmut Rötting, Archäologische Befunde zu praestädtischen Siedlungsformen Braunschweigs vor Heinrich dem Löwen, in: Gerd Spies (Hrsg.), Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981 – Die Stadt Heinrichs des Löwen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Braunschweig 1981, 695–723.

## RÖTTING 1997

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1992. Erweiterte Neuauflage mit einem Forschungsbericht 1997, Hameln 1997.

## RÖTTING 2002

Hartmut Rötting, Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 14, Bonn 2002, 125–167.

## SACK 1850

Carl Wilhelm Sack, Die Befestigung der Stadt Braunschweig, Hannover 1850.

## SCHNEIDMÜLLER 2003

Bernd Schneidmüller, Burg – Stadt – Vaterland. Braunschweig und die Welfen im hohen Mittelalter, in: Johannes Fried, Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen 57), Ostfildern 2003, 27–81.

#### **SCHNEIDMÜLLER 2009**

Bernd Schneidmüller, Hütte oder königliche Stadt? Die Welfen und Braunschweig 1198–1235, in: Bernd Ulrich Hucker, Stefanie Hahn, Hans-Jürgen Derda (Hrsg.), Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Petersberg 2009, 239–248.

#### **STEINACKER 1924**

Karl Steinacker, Die Stadt Braunschweig, Stuttgart, Berlin 1924.

#### **STEINFÜHRER 2009**

Henning Steinführer, „In nostre serenitatis defensionem suscepimus“ – Zum Verhältnis zwischen Otto IV. und der Stadt Braunschweig, in: Bernd Ulrich Hucker, Stefanie Hahn, Hans-Jürgen Derda (Hrsg.), Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, Petersberg 2009, 249–262.

#### **STELZER 1954**

Lage und Ausdehnung der Marktsiedlung Braunschweigs im 11. Jahrhundert, in: Fritz Timme (Hrsg.), Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und

Sprachkunde (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte 15), Braunschweig 1954, 74–90.

#### **STOOB 1988**

Heinz Stooß, Die Stadtbefestigung, in: Kersten Krüger (Hrsg.), Europäische Städte im Zeitalter des Barock (Städteforschung Reihe A/ 28), Köln, Wien 1988, 25–54.

#### **TIMME 1949**

Fritz Timme, Die erste Bebauung der Altstadt, in: Braunschweigische Heimat 35 (1949), 5–16.

#### **TIMME 1953**

Fritz Timme, Alte Wehrbefestigungen? Untersuchungen zur älteren Geschichte Braunschweigs (Freundeskreis des Großen Waisenhauses 7), Braunschweig 1953.





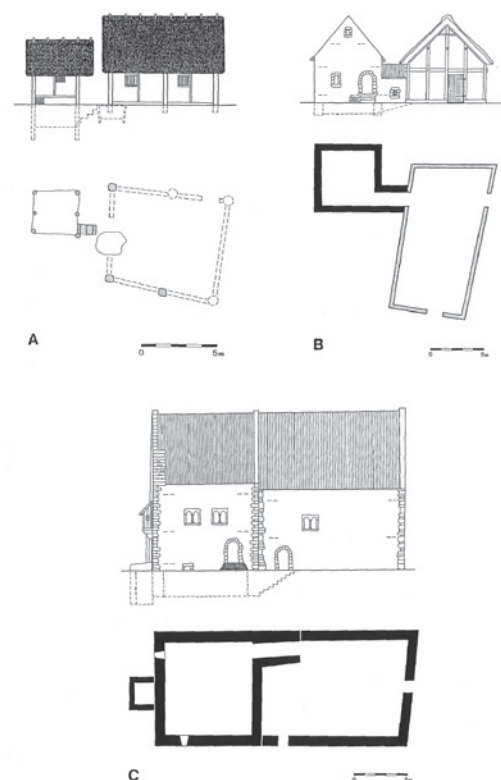
# Das „norddeutsche Doppelhaus“ nach Hartmut Rötting. Eine städtische Bauform des hohen Mittelalters.

*„Die Herausbildung eines Doppelhauses in der hochmittelalterlichen Altstadt von Braunschweig hat zu einer ortstypischen Hauptform des Stadthauses der sozialen Oberschicht in der gesamten Gruppenstadt geführt.“*

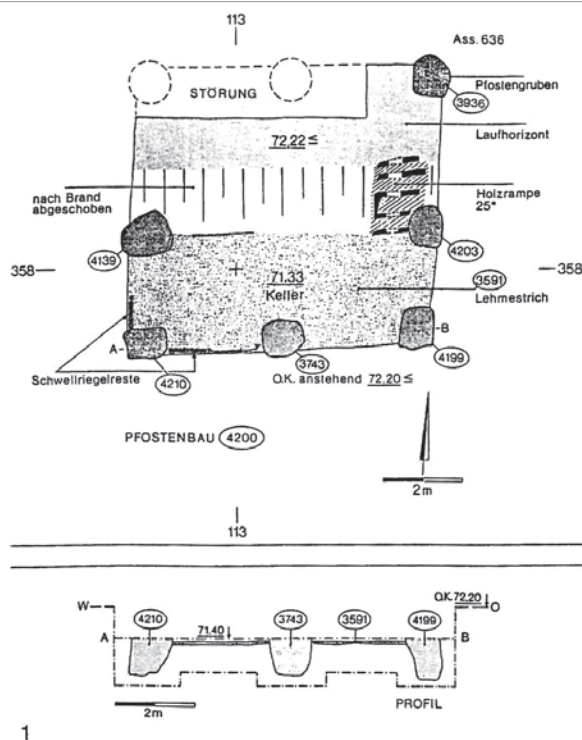
(RÖTTING 1996, 53)

**Dirk Rieger**

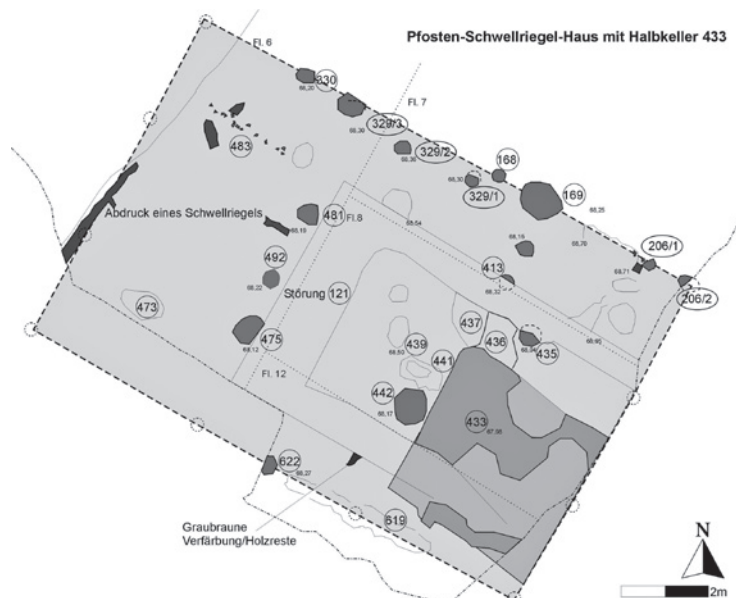
Mit dieser Aussage umschrieb Hartmut Rötting eines seiner Lieblingsthemen innerhalb der Braunschweiger Stadtarchäologie: Die Entstehung des Bebauungskomplexes aus Vorderhaus und rückwärtig angeschlossener „Kemenate“ als typische Vertreter des norddeutschen Doppelhauses. Auf dem Weg hin zu diesem Idealbild hatte die architektonische Gebäudekomposition jedoch mehrere Stadien zu durchlaufen, die dementsprechend verschiedene Definitionen des so prägnanten Begriffs „Doppelhaus“ mit sich führten. Hartmut Rötting entschloss sich daher, der Forschungstradition folgend, zu einem Kriterienkatalog, der die Definitionen begleiten und ergänzen sollte. Seiner Meinung nach umfassen Doppelhäuser (a) Hauptgebäude mit rückwärtigem (Wohn-)Speicher, (b) Hauptgebäude mit rückwärtigem unterkellertem Speicher, der sich zum Steinwerk, welches von Rötting zumeist als Kemenate bezeichnet wurde (beheizbare *caminata*), bzw. zum repräsentativen „Wohnspeicher“ entwickelte, (c) eine die beiden multifunktionalen Gebäudeeinheiten verbindende Zugangsrampe bzw. Treppe, die (d) kurz nach 1100 als additive Verbindung der beiden Gebäude unter einem gemeinsamem Dach, mit einer gemeinsamen Wand, oder als Zwischenbau ausgebildet war, (e) Gebäude mit einer separaten Nutzungseinheit wie z. B. einer Kammer über dem unterkellerten Bereich ausgestaltet war. Das vordere Hauptgebäude wandelte sich in der Folgezeit vom Schwellen-Hochständerbau zum Fachwerkbau bzw. zum versteinerten Saalgeschoßbau (f).



**Abb. 1** Stadien der Entwicklung des Doppelhauses vom angehängten Grubenhaus (A) zum kleinen unterkellerten Steinbau (B) zum Steinwerk (C) (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 2** Braunschweig, Pfosten-Schwellriegelgebäude mit integrierten Halbkeller des 11. Jahrhunderts an der ehemaligen Friesenstraße (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 3** Braunschweig, als Wohnturm interpretierter Pfosten-Schwellriegel-Bau mit integriertem Halbkeller an der Turnierstraße (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

Vor allem die Grabungen in der Braunschweiger Altstadt im sogenannten Quartier St. Jakobi-Turnierstraße (1985–1990), gelegen zwischen dem Eiermarkt, der Petersilienstraße, der Güldenstraße und der Heydenstraße, lieferten die archäologische Datenbasis für Hartmut Röttings Forschungen, die ihn die

Untersuchung des Doppelhauses untersuchen ließ (**Abb. 1**) (Rötting 1991; Rötting 1995; Rötting 1997; Rötting 2000; Rötting 2001; Rötting 2002). Ausgangspunkt dieser Arbeiten waren Befundlagen, die er in das letzte Drittel des 11. Jahrhunderts datierte. Es handelte sich um eingeschossige, als Hallenhäuser rekonstruierte Pfosten-Schwellriegel-Bauten an die rückwärtig kleinere, eigenständige Gebäude angeschlossen waren. Diese konnten einerseits als Grubenhausannex (an der Turnierstraße 1) oder als eingeschossiges, steinernes Kellerhaus (am Eiermarkt 7) erkannt werden (Rötting 1991, 24; Rötting 2001, 407 ff., Abb. 3, 6, 8.A; Rötting 2002, Abb. 6, 7 a, 7b und 8b.1). Auf dem Gebiet des ehemaligen Braunschweiger Stadtschlusses, in der heutigen Alten Wiek, konnten im Vorfeld großer Baumaßnahmen ebenfalls Befundlagen des 11. Jahrhunderts archäologisch untersucht werden. Auch hier zeigten sich Pfosten-Schwellriegelgebäude mit jedoch nicht angeschlossen, sondern einem integrierten Halbkeller (**Abb. 2**) (Rieger 2007, 23 ff.). Aber auch in der Braunschweiger Neustadt (Weberstraße 10) wurden vor allem hölzerne Doppelhäuser ausgegraben, die denen in der Altstadt in Konstruktion und Form identisch waren (Kablitze 2005, 242 ff.). Doch zurück zur Altgrabung: An der Ostseite der Turnierstraße war ein großer und mit rund 7,5 m Seitenlänge annähernd quadratischer Pfosten-Schwellriegel-Bau errichtet worden, der als Wohnturm interpretiert wurde (**Abb. 3**). Diesem Gebäude war zusätzlich ein großer Halbkeller inkludiert, der aus dem Gebäude selbst über eine Rampe abgegangen werden konnte (Rötting 2001; Rötting 2002). Dieser Bautyp steht denen der Steinwerke in Form und Gestalt schon sehr nahe, wie noch zu sehen wird. Sie waren auch ausschlaggebend, neben weiteren historischen



**Abb. 4** Braunschweig, Quartier St. Jakobi-Turnierstraße in der zweiten Bauphase mit den dort untersuchten Doppelhäusern (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

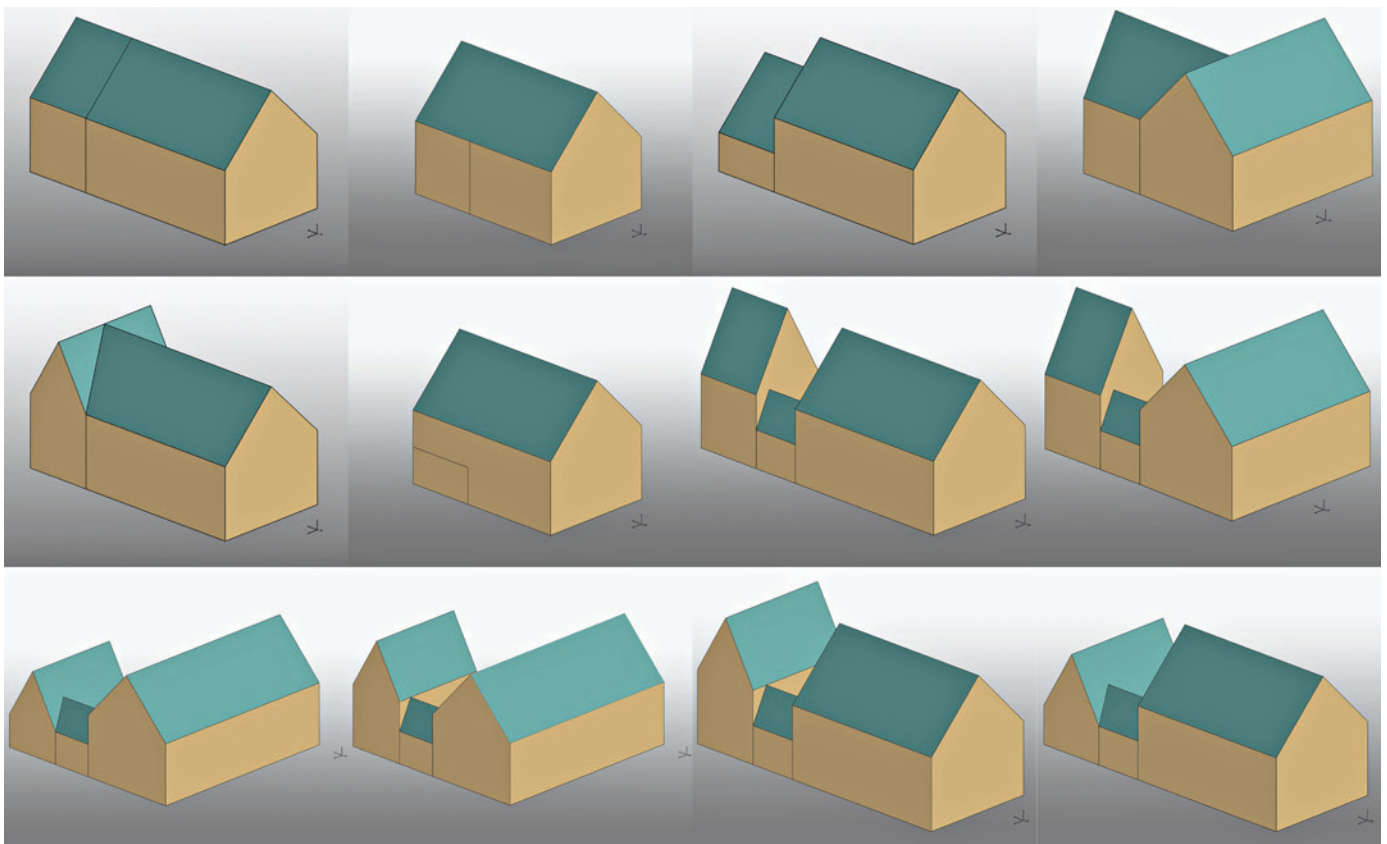


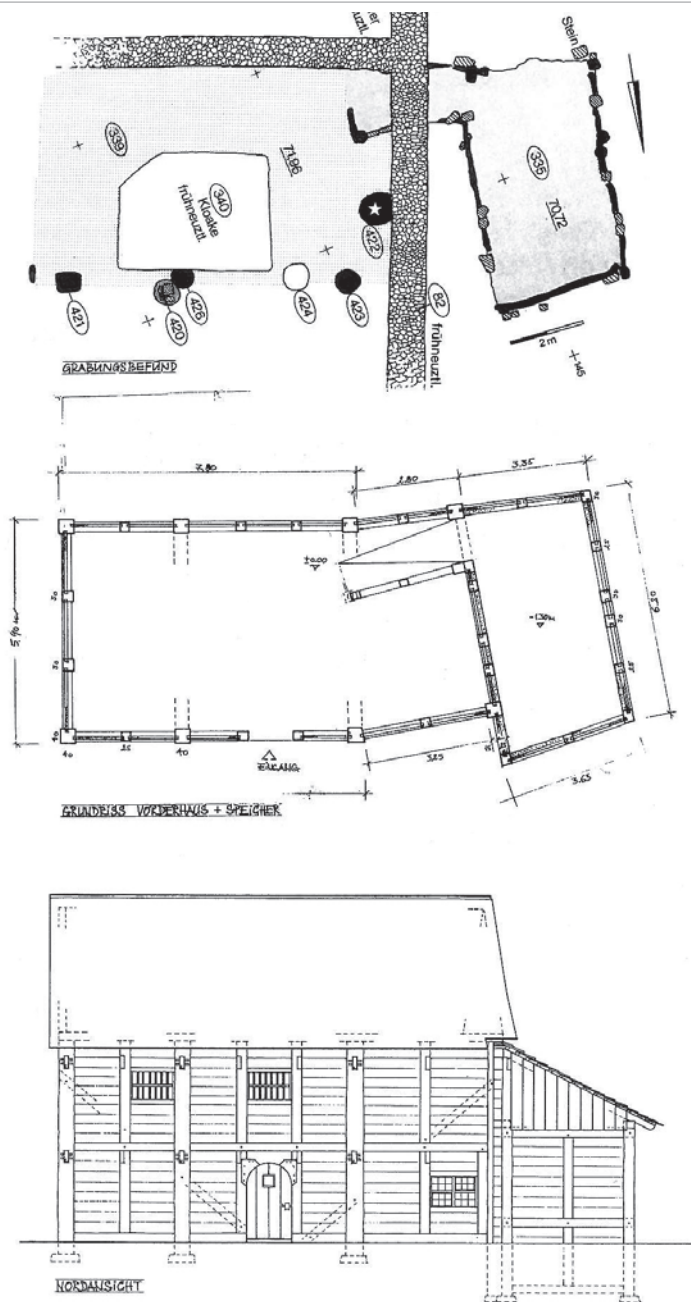
Abb. 5 Grundschemata unterschiedlicher Doppelhausvarianten

(Bild: Rieger)

Faktoren, für eine Zuweisung in eine elitäre Oberschicht. Jene bereits architektonisch entwickelten Gebäudeensembles wurden nach einer Brandzerstörung, vermutlich zu Beginn des 12. Jahrhunderts, vollständig erneuert (Rötting 1997, 318 ff.; Rötting 2000, 308 ff.; Rötting 2001, 409 ff.; Rötting 2002, 149 ff.). In dieser zweiten Bauphase ersetze man die vorangegangenen Konstruktionen durch Schwellenständerbauten, die teilweise sogar bereits auf kleinen Steinsockelmäuerchen gründeten (Rötting 2001, Abb. 4 und 5.2; Rötting 2002, Abb. 8 a.2). Der größte Innovationswandel jedoch entstand nach Hartmut Rötting bei den primären Haupthausarchitekturen (Rötting 1995, 10 ff.). Seiner Meinung nach entwickelte sich aus den Hallenhäusern mit angeschlossenem Grubenhaus oder unterkellertem Steinbau das zweiteilige Doppelhaus (Abb. 1 und 4). Hierbei bestand die Vorderhauspartie entweder aus einem Schwellenständerbau oder einem massiven Steinbau mit einem angehängten als Holz- oder Steinbau ausgeführten, unterkellerten Anbau von meistens gleicher Breite. Dieser Anordnung bzw. Bauweise lassen sich mehrere Grundschemata zuweisen, die die jeweiligen Lagen zueinander veranschaulichen (Abb. 5). Grundsätzlich ist die Wahl des Baumaterials in der Theorie nebensächlich, sofern die von Hartmut Rötting aufgestellten Kriterien des Doppelhauses erfüllt sind. Es gab somit auch rein in Holz gehaltene Varianten dieses Gebäudetyps, die noch in Pfosten-Schwellenriegel-Bauweise errichtet waren (Abb. 6). In der gängigen Praxis jedoch wies das Gros der in der Braunschweiger Altstadt ausgewerteten Architekturen dieses Schemas eine Ausformung der unterkellerten Anbauten als massive Steinwerkskonstruktion auf (Abb. 7 und 8).

Diese steinerne Ausführung war es scheinbar auch, die sich im Verlauf des 13. Jahrhunderts gegenüber den anderen Varianten des Doppelhauses durchsetzte, so dass schließlich nur die Kombination aus zweigeschossigem, giebelständigem Vorderhaus mit angeschlossenem aber unter einem gemeinsamen Dach gebautem Steinwerk übrigblieb (RÖTTING 1995, 7; RÖTTING 1997, 321). Diese Steinwerke zählten in Braunschweig zu den umfangreichen steinernen Bürgerhäusern. Insgesamt sind mehr als 150 Exemplare des hohen und späten Mittelalters durch archäologische, schriftliche wie bildliche Quellen belegt oder sogar noch im Bestand erhalten (ARNHOLD/ALPER 2008, 213 f.). Ab um 1250 wurde das Steinwerk auch um den straßenseitig gelegenen Massivbautyps des Saalgeschoßbaus ergänzt (FRICKE 1975, 14 ff.). Dieser nahm die steingewordenen Dimensionen und Funktionen des ehemaligen Schwellenständerbau auf, in natürlich sehr repräsentativer Weise (Abb. 9). Diese kann mitunter noch im heutigen Baubestand bewundert werden und zeigt sich äußerlich vor allem durch aufwändig in Kalkstein gefasste Fenstergewände, die als Zwei- oder dreigliedrige Fenstergruppen, sogenannte Bi- oder Triforienfenster, oftmals Verwendung in den Architekturen der Oberklasse fanden. Aber es geht auch simpler: Durch die Arbeit der Archäologie ist es möglich, hin und wieder einen Einblick in die für unsere Gesellschaft heutzutage ganz alltäglichen Bereiche dieser Repräsentation vorzudringen, die nicht immer auf den ersten Blick offensichtlich sein muss. So zeigt sich beispielsweise mittelalterliches „High-Tech“ in der Dämmung von Gebäudeteilen: Am Hagenmarkt 13 konnte Hartmut Rötting die beinahe vollständige Fußbodenisolierung eines





**Abb. 6** Braunschweig, klassisches Doppelhaus, das als reiner Holzbau an der Turnierstraße ausgeführt wurde. Befund und Rekonstruktion (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

Steinwerkes aus dem 13. Jahrhundert ausgraben (**Abb. 10**). Innerhalb des rund 100 m<sup>2</sup> großen Steinwerks wurde, wohl aufgrund eines feuchten und kalten Klimas, in eine Lehmschicht ein Topfpflaster aus rund 800 Kugeltöpfen, Krügen, Kannen und Bechern eingebracht. Diese wurden mit der Öffnung auf den vorbereiteten Boden gestellt und mit Lehm überzogen, anschließend komplettierte ein Pflaster aus Tonfliesen die neue Fußbodenisolierung (RÖTTING 1997, 100 ff.).

Eine weitere Form des Doppelhauses, die nicht weniger repräsentativ ist, ist die des Schwellenständerbaus mit integrierter unterkellierter Holz- oder Steinkammer, wie sie im Westen der Braunschweiger Altstadt an der Echternstraße dokumentiert wurde (RIEGER 2010, 111 ff.). Diese Kammern waren – ganz dem Begriff der *caminata* entsprechend – durch Warmluftöfen beheizbar (**Abb. 11**). Sie lagen in einer der rückwärtigen Hausecken und nahmen rund die Hälfte der gesamten Gebäudebreite ein (**Abb. 12**). Die über eine Treppe zu erreichende, beheizbare Kammer wird als Aufkammer bezeichnet und von einem durchgehenden Obergeschoß bzw. – stock überlagert. Neben den Steinwerken sind auch deren „kleinen Brüder“ noch heute zahlreich im Baubestand erhalten, so beispielsweise in Lemgo (Mittelstraße) und Osnabrück (Redingerstraße). Aber selbst in Braunschweig sind Teile dieser integrierten Doppelhäuser noch heute im Stadtbild auffindbar, so an der Echternstraße 16 und Gildenstraße 1 erhalten (**Abb. 13**).

Im Jahr 1985 publizierte Hartmut Rötting erstmals eine Karte, auf der er die Verbreitung der Doppelhausformen im ehemaligen Herzogtum Sachsen im hohen und späten Mittelalter auf primärer Grundlage archäologisch erhobener Daten darstellte (**Abb. 14**). Er setzte damit einen Startpunkt für die Erforschung urbaner Architekturentwicklung, die vor allem in engen Kontakt zu Günter P. Fehring in Lübeck, einen An Schub in der noch jungen Disziplin der Stadtarchäologie gab. Heute, rund dreißig Jahre später, ist es ein leichtes aufgrund des enormen Wissens- und Literaturzuwachses dieselbe Karte<sup>001</sup> – aus-  
geweitet auf die umgebenden Gebiete – erneut vorzulegen (**Abb. 15**). In den folgenden Jahren werden sicher zahlreiche weitere Punkte entweder durch die Ergebnisse neuer Grabungen oder die Auswertung und Vorlage älterer Untersuchungen hinzukommen, die ein immer tiefschichtigeres und differenzierteres Bild dieses bestimmten Gebäudeensembles abbilden werden, dem sich Hartmut Rötting als einer der ersten Wissenschaftler so leidenschaftlich verschrieben hatte.

**001** Das Dargestellte ist keinesfalls vollständig, sondern bildet lediglich einen Arbeitsstand ab.



**Abb. 7** Braunschweig, Steinwerk an der Hagenbrücke, heutiger Bestand

(Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

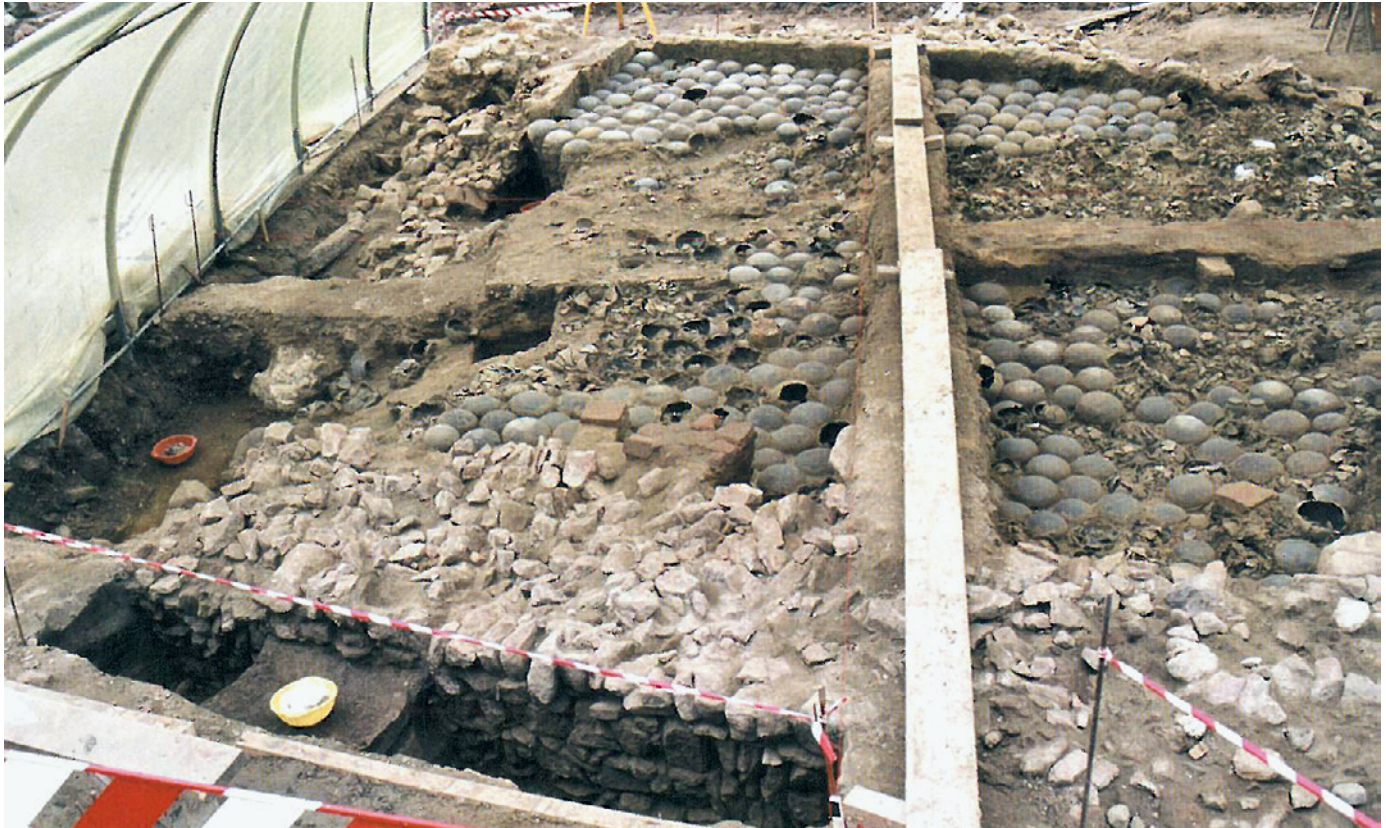


**Abb. 8** Braunschweig, Steinwerk und Vorderhaus als klassisches Doppelhaus, Rekonstruktionsversuch (nach Arnhold/Alper 2008).



**Abb. 9** Braunschweig, Saalgeschoßhaus am Eiermarkt, ursprünglich zweigeschossig und mit repräsentativen Fenstern versehen (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

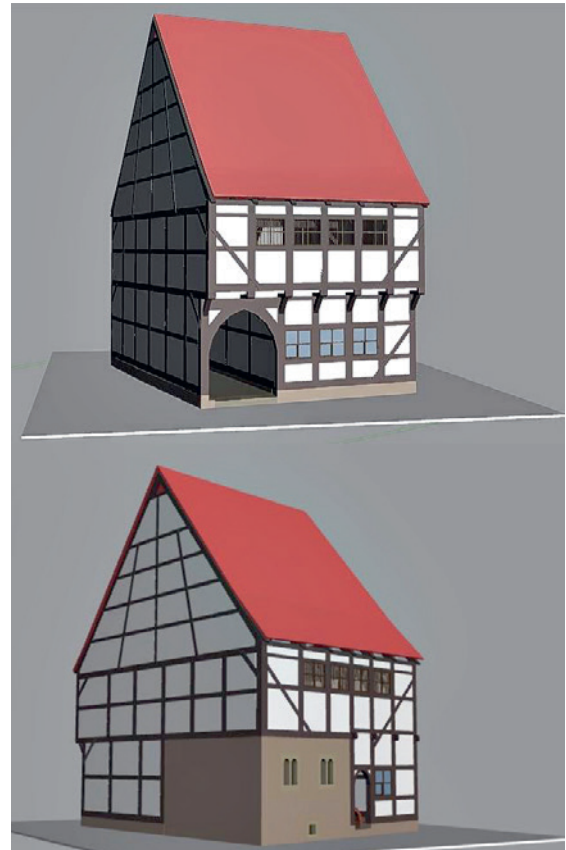




**Abb. 10** Braunschweig, Steinwerk am Hagenmarkt 13 mit „Kugeltopfpflaster“ als Bodenisolierung (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 11** Braunschweig, Warmluftheizung einer Steinkammer an der Echternstraße (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 12** Braunschweig, Rekonstruktionsversuch der Steinkammer in einem Schwellen-Ständerbau des 13. Jahrhunderts an der Echternstraße (Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).

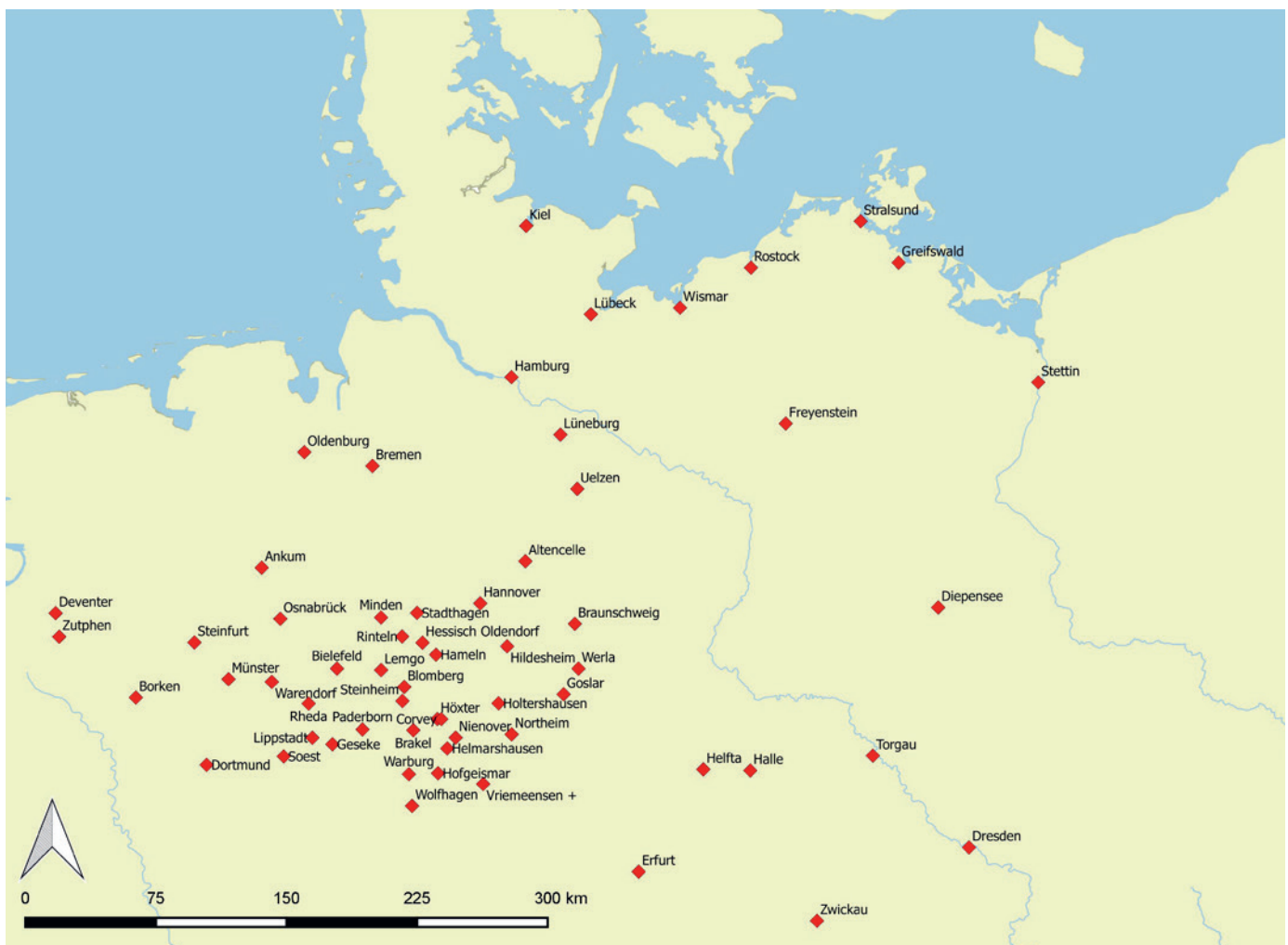




**Abb. 13** Braunschweig, Erhaltene Steinkammer an der Echternstraße, modern überbaut  
(Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 14** Verbreitungskarte der von Hartmut Rötting definierten Doppelhäuser im auf dem Gebiet des ehemaligen Herzogtums Sachsen (Stand 1985)  
(Bild: NLD, Archäologie Ref. BS).



**Abb. 15** Verbreitungskarte (Abbildung des momentanen Arbeitsstandes) der Rötting'schen Doppelhausform nach jüngsten Untersuchungen  
(Bild: Rieger, Stand 2015).

# Literatur

## ARNHOLD/ALPER 2008

Elmar Arnhold und Götz Alper, Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig, in: Michael James Hurst, Bruno Switala, Bodo Zehm (Hrsg.), STEINWERKE – ein Bautyp des Mittelalters? Vorträge des Kolloquiums Steinwerke vom 2. bis 4. März 2006 in Osnabrück (Kulturregion Osnabrück 28 / Schriften zur Archäologie des Osnabrücker Landes 6), Bramsche 2008, 179–216.

## FRICKE 1975

Rudolf Fricke, Das Bürgerhaus in Braunschweig (Das deutsche Bürgerhaus 20), Tübingen 1975.

## KABLITZ 2005

Karsten Kablitz, Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Archäologische Untersuchungen an der Weberstraße und der Langen Straße 1997 bis 1999, mit Beiträgen von Wolfgang Meibeyer, Eberhard May und Klaus Tidow (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 10), Rahden/Westfalen 2006.

## RIEGER 2007

Dirk Rieger, Die Alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 12), Rahden/Westf. 2007.

## RIEGER 2010

Dirk Rieger, *platea finalis*. Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter. Mit Beiträgen von Elmar Arnhold und Silke Grefen-Peters (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 15), Rahden/Westf. 2010.

## RÖTTING 1991

Hartmut Rötting, Pfostenbau – Ständerbau – Kemenate. Zu Baubefunden der Braunschweiger Altstadtgrabung, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 11 (1991), 22–28.

## RÖTTING 1995

Hartmut Rötting, Das Modell Quartier St. Jakobi-Turnierstraße. Braunschweig-Altstadt um 1230, hrsg. vom Herzog-Anton Ulrich Museum, Braunschweig 1995.

## RÖTTING 1996

Hartmut Rötting, Das ostsächsische Doppelhaus des hohen Mittelalters im archäologisch-rechtshistorischen Befund von Braunschweig, in: Památky archaeologické – Supplementum 6, Praha 1996, 40–54.

## RÖTTING 1997

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1992. Erweiterte Neuauflage mit einem Forschungsbericht 1997, Hameln 1997.

## RÖTTING 2000

Hartmut Rötting, Die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: Horst-Rüdiger Jarck und Gerhard Schildt (Hrsg.), Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000, 301–316.

## RÖTTING 2001

Hartmut Rötting, Zu Hausbau und Grundstücksbebauung in der hochmittelalterlichen Altstadt von Braunschweig, in: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum III: Der Hausbau, Lübeck 2001, 403–420.

## RÖTTING 2002

Hartmut Rötting, Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse, in: Steuer/Biegel 2002, 125–167.







# Der mittelalterliche Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen – Von der Ausgrabung in die Ausstellung

 Christine Kellner-Depner

Der Befund des mittelalterlichen Töpferofens aus Salzgitter-Gebhardshagen, Stadt Salzgitter, wurde im Herbst 1976 dokumentiert und ausgegraben. Er gehörte zu den ersten Ausgrabungsprojekten von Hartmut Rötting, die er im damaligen Dezernat für Bodendenkmalpflege des Verwaltungspräsidenten Braunschweig durchgeführt hat. Die Ausgrabung des Töpferofens in Salzgitter-Gebhardshagen dauerte vier Wochen im September 1976 und wurde parallel zu den intensiven Ausgrabungen auf dem Fundplatz von Wittmar, Landkreis Wolfenbüttel, durchgeführt.

Im Verlauf wurde ein im Hangboden eingetiefter Töpferofen von hufeisen-/birnenförmigem Grundriss freigelegt sowie mehrere zum Töpfereigelande gehörige Abfallgruben untersucht. Der Befund wurde 1977 kurz erörtert (RÖTTING 1977) und während der Jahrestagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Ratzeburg 1983 in einem Vortrag vorgestellt (STEUER 1984).

Eine umfassende Bearbeitung des Fundmaterials erfolgte in den 1990er Jahren durch die Verfasserin, die zunächst im Salzgitter Jahrbuch (KELLNER-DEPNER 1997/98) und in kompakter Form in den Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte vorgelegt wurde (KELLNER-DEPNER 2000).

Als im Jahr 2004 der südliche Ausstellungsbereich im Erdgeschoss von Schloss Salder für die Dauerausstellung „Salzgitter im Mittelalter“ umgestaltet wurde, sollte dieser für Salzgitter und die Region einzigartige Befund rekonstruiert werden. Insbesondere im Bereich „Handwerk und Leben auf dem Lande“ waren die archäologischen Funde und Befunde aus Gebhardshagen relevant. Die ersten Überlegungen gingen dahin, den

Befund 1:1 aufgrund der Dokumentation zu rekonstruieren. Als aber klar wurde, wie viel Lehm dazu verarbeitet, wie lange dieser allein zum Trocknen benötigen und welch hohes Gewicht die Konstruktion haben würde, war schnell klar, dass dies in den über 400 Jahre alten Räumen im Schloss Salder nicht zu verwirklichen war. Es wurde daher beschlossen, die älteste Bauphase des Ofenbefundes im Maßstab 1:4 zu rekonstruieren, welche bis heute in der Mittelalter-Abteilung des Städtischen Museums Schloss Salder zu Salzgitter zu sehen ist.

Im Rahmen dieser Arbeiten wurde die Befunddokumentation, die seinerzeit von Rötting vorgenommen wurde, einer kritischen Prüfung unterzogen. Dadurch kam es punktuell zu einigen Neubewertungen. Außerdem liegen seit 2002 die Ergebnisse archäometrischer Untersuchungen von mehreren Scherben aus dem Töpferofen vor (SCHOLZ 2002), die am Mineralogischen Institut der Universität Würzburg vorgenommen wurden. Diese Ergebnisse lieferten neue Erkenntnisse zu den genutzten Tonen sowie zu Technik und Handel der Gebhardshagener Keramik. Im Folgenden wird der Befund unter Verwendung z. T. bisher unveröffentlichter Grabungsfotos noch einmal zusammenfassend vorgestellt. Weiter ist zu prüfen, inwieweit sich die archäologische Bearbeitung der Keramik mit den archäometrischen Ergebnissen in Einklang bringen lässt und welche Hinweise sich für potentiell genutzte Tonlager in der Umgebung finden. Schließlich soll die museale Rekonstruktion vorgestellt werden und der Befund in seinem historischen Zusammenhang zur Burg Gebhardshagen (1186 erwähnt) gestellt werden.

# 1. Archäologischer Befund

Die Fundstelle wurde am 6. September 1976 im Verlauf von Bauarbeiten am sogenannten Lattemannschen Herrenhaus in Salzgitter-Gebhardshagen entdeckt. Im Bereich des Westgiebels des denkmalgeschützten Hauses aus dem Jahre 1663 sollte ein neuer Anbau errichtet werden (**Abb. 1**). Bereits beim Ausschachten der Fundamentgräben wurden zahlreiche Scherben sowie fast vollständig erhaltene Gefäße gefunden (**Abb. 2**).

Es war deutlich, dass hier nicht Hausmüll entsorgt wurde, sondern Gefäßbruch in größeren Mengen, wie er normalerweise im täglichen Umfeld nicht anfällt. Es handelte sich um verzogene und gerissene Gefäßfragmente, die sich am ehesten als Ausschussware deklarieren ließen. Am Ende der Ausgrabung waren schließlich mehrere Zentner Keramik zusammen gekommen. Dies warf von Anfang an ein Schlaglicht auf diese Fundstelle, denn es war hier an einen Töpfereibetrieb zu denken. Ein Anhaltspunkt für die Datierung war dadurch gegeben, dass es sich um mittelalterliche, graue, hartgebrannte Irdenware handelte – nach der Röttingschen Nomenklatur später als

Jüngere graue Irdenware bezeichnet (RÖTTING 1985, 28f.) und mindestens im 13. Jahrhundert angefertigt.

Die weitere Prospektion der Fundstelle zeigte wenig später, dass die Fundamentgräben an der südwestlichen Hausecke einen Töpferofen angeschnitten hatten, der sich auch im Planum trotz jüngerer Störungen deutlich abzeichnete (**Abb. 3**).

Der Brennofen war annähernd nord-südlich der Hanglage folgend angeordnet, wobei sich die Feuerkammer im Süden befand. Wiederum südlich vorgelagert befand sich eine Arbeitsgrube, die mit Brandschutt verfüllt war, von hier aus wurde die Feuerkammer beschickt. Der Zugang befand sich wohl im Osten, wo ein treppenartiger Abgang dokumentiert werden konnte (**Abb. 4**).

Bei diesem Ofen handelt es sich um einen sog. Liegenden Ofen, wo der Brennraum hinter dem Feuerungsraum der Feuerkammer angelegt ist. Die typische Hanglage sollte den natürlichen Luftzug nutzen. Liegende Öfen stellen eine Weiterentwicklung der Stehenden Öfen mit Lochtenne da, denn in ihnen



**Abb. 1** Lattemannsches Herrenhaus 2013: Erkennbar ist der dreistöckige Fachwerkbau mit profilierten Knaggen sowie einem hervorragenden Obergeschoss mit ornamentverzierten Füllbrettern. Das Gebäude ist 1663 erbaut worden und hat ein älteres Tonnengewölbe mit aufgenommen, welches heute noch erhalten und im Bild rechts vorne im Bereich des Bruchsteinfundamentes zu verorten ist. Am linken Bildrand ist der Anbau von 1976 zu sehen. (Foto: [https://commons.wikimedia.org/wiki/Salzgitter#/media/File:Salzgitter-Gebhardshagen\\_-\\_Lattemannshaus\\_2013-05-04.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/Salzgitter#/media/File:Salzgitter-Gebhardshagen_-_Lattemannshaus_2013-05-04.jpg) (<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>))





**Abb. 2** Scherbengefüllte Abfallgrube im Fundamentgraben für den Anbau am Westgiebel (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).

ließen sich höhere Brenntemperaturen erreichen (WEISER 2003, 24–30). Weitere Details sind eine etwa 30 cm tiefe Abtreppung zwischen Feuerkammer und Brennraum: eine sog. Ofenbrust, die für die älteste Ofenphase überliefert ist und einer besseren Verteilung der Hitze sowie der Flammenführung diente; diese Ofenbrust wurde vermutlich in einer jüngeren Phase durch einen Feuerkegel ersetzt, der die Funktion der Ofenbrust übernahm. Die Ofenkuppel bestand aus Lehm – in der jüngeren Phase über einem Rutengeflecht. Zum Ofen gehörte eine Arbeitsgrube mit treppenartigem Abgang von Osten (**Abb. 5**).

Während der Ausgrabungen wurde der Töpferofen Schritt für Schritt freigelegt. Dabei konnte festgestellt werden, dass der Ofen mindestens viermal zum Brennen genutzt und dafür dreimal umgebaut wurde. **Abb. 6** zeigt den Ofen von Norden aus gesehen mit der Brennkammer sowie der Feuerkammer.

Es ist zu erkennen, dass die Feuerkammer deutlich unter dem Niveau der Brennkammer liegt. In der ältesten Bauphase war zwischen beiden Kammern eine etwa 30 cm hohe Abtreppung – die Ofenbrust – vorhanden, wie im Längsschnitt von **Abb. 5** zu erkennen ist. Diese ist auf **Abb. 6** nicht zu erkennen, weil das Foto von hinten aufgenommen wurde. Aber die unterschiedliche Höhe der Kammern ist sehr deutlich zu sehen sowie noch die 8–10 cm starke verziegelte Lehmpackung des Ofenbodens innerhalb der Brennkammer. Teile der Ofenwandung waren bis auf 70 cm Höhe erhalten. Für diesen ältesten Ofenbau ließ sich ein Aufbau der Ofenkuppel nicht nachweisen, aber die Ofenkuppel muss stabilisiert gewesen sein. Ob Steine, große Scherben oder ebenfalls ein Rutengeflecht eingebaut waren, ist nicht bekannt. Laut Grabungsbericht war der Standort für einen Feuerkegel schon für diesen ältesten Ofenbau nachzuweisen. Es soll sich um eine etwa 25 cm große Grube zwischen Feuerung und Brennraum gehandelt haben (**Abb. 7**). Allerdings ist fraglich, ob der älteste Ofenbefund sowohl mit einer Ofenbrust als auch mit einem Feuerkegel ausgestattet war. Der Feuerkegel könnte auch erst später eingesetzt worden sein, als Ersatz für die Ofenbrust, die sukzessive durch Anhöhung der Feuerraumes beseitigt wurde (**Abb. 7**).

Vielleicht erzielte man mit diesem Ofenbau nicht die gewünschten Resultate, denn man begann den Ofen systematisch zu verändern. Zunächst wurde im Bereich der Feuergrube ein weiteres Lehmpaket eingebracht. Dadurch wurde die Höhe der

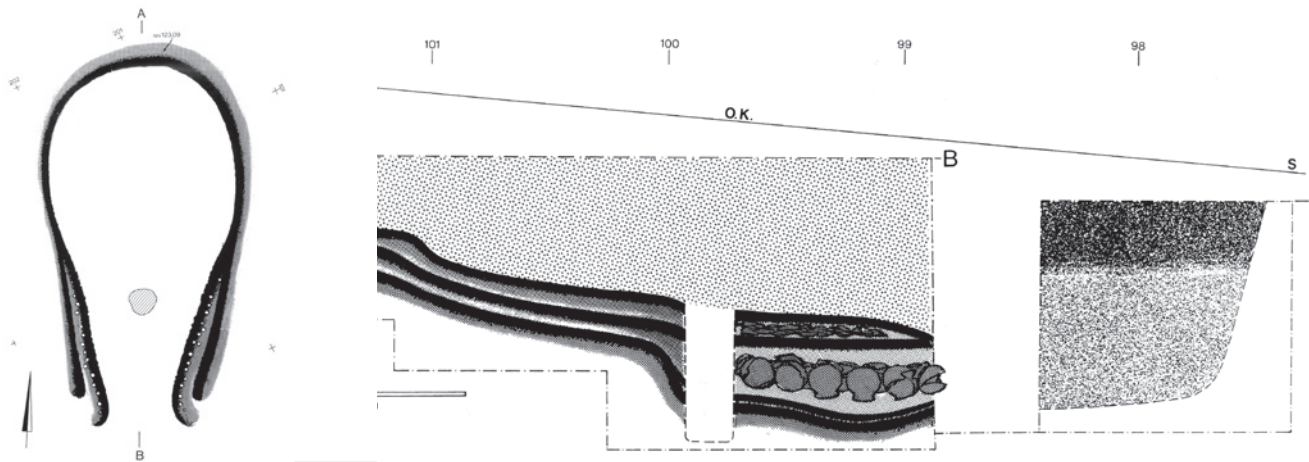


**Abb. 3** Im Planum hebt sich der rot verziegelte Umriss des Ofens ab. Im Bereich der vorderen Feuerkammer sind zwei verziegelte Ofenwangen zu erkennen, die eine Mehrphasigkeit des Befundes anzeigen. Zwei jüngere Einbauten sowie ein schmaler Graben, der auf die Hausecke zuläuft, stören den Befund zum Teil erheblich (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).



**Abb. 4** Treppenartiger Abgang im Bereich einer Arbeitsgrube, von welcher aus die Feuerkammer des Ofens beschickt wurde (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).





**Abb. 5** Idealisierter Grundriss sowie Längsschnitt durch den Töpferofen aufgrund der Ausgrabungen in Salzgitter-Gebhardshagen nach Rötting. Im Grundriss ist ein Umbau im Bereich der Feuerkammer zu erkennen. Der Standort für einen Feuerkegel ist markiert, der Bereich der Ofenbrust ist nicht eingezeichnet, ebenso fehlen die Störungen. Im Längsschnitt sind wiederum diverse Umbauten im Bereich der Feuerkammer dargestellt. Die Störung durch einen Graben ist hier markiert. Sie verläuft unmittelbar vor der Ofenbrust, die für die älteste Bauphase noch nachvollziehbar ist. Die Lage des Feuerkegels lässt sich anhand des Längsschnittes nicht nachvollziehen. An den Ofenschnitt schließt sich, durch einen Profilgraben getrennt, das Profil durch die Arbeitsgrube an (Abb.: nach RÖTTING, Grabungsdokumentation 1976).

Ofenbrust verringert. Auch dieses Lehmpaket war verziegelt, es muss also ein Brennvorgang stattgefunden haben (**Abb. 10, Umbau 1**).

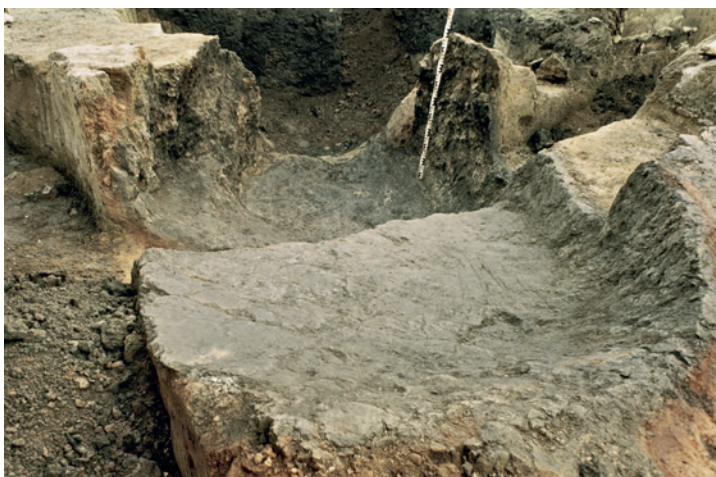
Danach kam es zu wesentlichen Veränderungen am Ofen: In die Feuerkammer wurden vollständige Kugeltöpfe eingebracht (29 Gefäße bzw. – fragmente, drei waren vollständig erhalten, und etwa 100 Scherben, darunter zwei Kugelkannen) (**Abb. 8 und 9**).

Sie standen teilweise auf der Mündung oder lagen seitlich. Darüber brachte man ein weiteres Lehmpaket ein, sodass die Ofenbrust verbaut und das Niveau von Feuerkammer und Brennkammer beinahe angeglichen war. Dieser Umbau ging mit einem kompletten Neuaufbau der Feuerkammer einher, denn die Seitenwände des Ofens wurden in diesem Bereich neu errichtet, in dem man vor die alte Ofenwand eine neue Wand aus Lehm über einem Rutengeflecht aufbaute und die Seitenwände

weiter nach vorne zog. Dadurch verlängerte sich der gesamte Ofen einerseits auf L 3,15 m, während sich die Breite im Bereich der Feuerkammer um etwa 30 cm verringerte und der Ofeneingang etwa 75 cm betrug (**Abb. 10, Umbau 2**).

Schließlich ließ sich ein dritter Umbau nachweisen: wiederum betraf es den Bereich der Feuerkammer. Sie wurde wiederum angehoben, indem eine neue Scherbenlage (bestehend aus 35 Gefäßfragmenten, 1 Kugelkanne) aufgebracht wurde und abschließend ein durchgehendes Lehmpaket über Feuer- sowie Brennkammer gelegt wurde (**Abb. 10, Umbau 3**). Nach Aussage des Ausgräbers geschah dies unter Berücksichtigung des Feuerkegels. Die Grabungsfotos geben jedoch zu erkennen, dass der Feuerkegel lediglich nach dem zweiten Umbau noch vorhanden war, nach dem 3. nicht mehr (**Abb. 11 a,b**).

Normalerweise dient eine Ofenbrust – also der Absatz zwischen Feuer- und Brennkammer – dazu, ein gutes Ziehen



**Abb. 6** Ältester Ofenbefund von Norden, Blick von hinten in den Ofen. Im Vordergrund liegt die eigentliche Brennkammer für die Töpfe. Die Feuerkammer liegt dahinter (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).



**Abb. 7** Blick in die unterste Feuerkammer mit dem Standort des Feuerkegels von Süden, dahinter die erhöhte Brennkammer. Bei der Abtreppung handelt es sich nicht um die Ofenbrust, sondern um den Rest des kleinen Grabens, der den Ofenbefund in west-östlicher Richtung komplett durchschnitten hat. Der Zollstock liegt direkt in dieser Störung. Rechts und links im Vordergrund des Fotos sind die Reste der aufgehenden Ofenwandung im Bereich der Feuerkammer zu sehen (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).



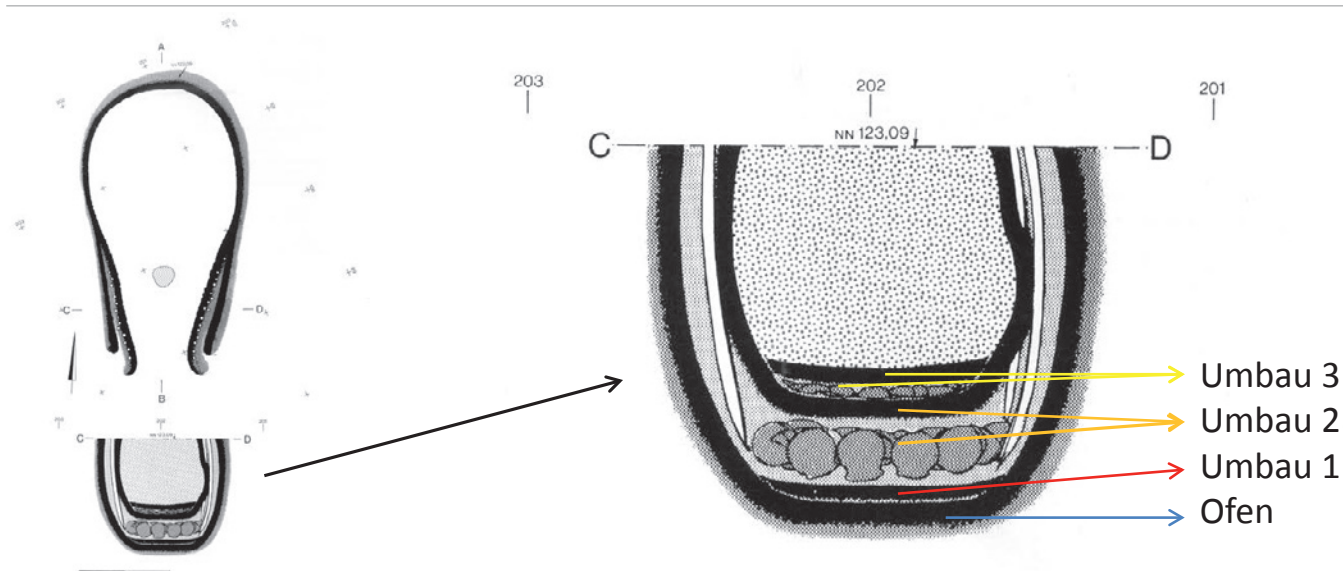
**Abb. 8** Blick in die Feuerkammer: im Profil ist die Lage der Kugeltöpfe zu erkennen (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).



**Abb. 9** Kugeltopflege im Planum nach Abtrag der oberen Schichten im Bereich der Feuerkammer (Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).

der Hitze aus der tiefergelegenen Feuergrube in die höhere Brennkammer zu gewährleisten und ist bei mittelalterlichen Öfen ein gängiger Befund. Vielleicht erzielte man jedoch mit dem Gebhardshagener Ofen nicht die besten Resultate. Es ist denkbar, dass besonders jene Gefäße, die im unteren Bereich der Brennkammer gestapelt waren, nicht durchbrannten – oder nicht so schnell durchbrannten, und sich verformten, zusammensackten und dazu führten, dass darüber gestapelte Gefäße oder dahinter sich befindliche Gefäße umfielen und zerscherbten. Vergleichbare Umbauten an Brennöfen sind auch andernorts bekannt (KELLNER-DEPNER 2000, 187 – 191). Auch die Erneuerung von Bodenplatten war eine übliche Praxis, denn auch sie konnten reißen oder durch Fehlbrände in Mitleidenschaft gezogen werden. Es war ein gerader und ebener Stand für die Gefäße zu gewährleisten (zusammenfassend WEISER 2003, 28 – 30).

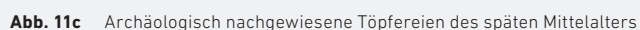
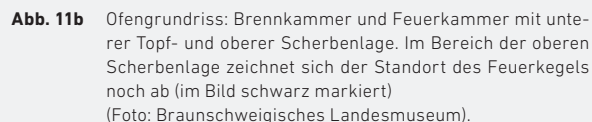
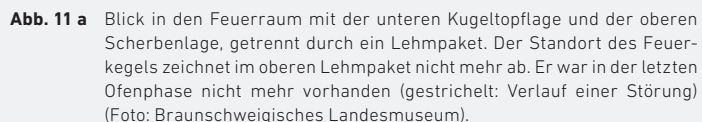
Ein sehr gut vergleichbarer Ofen liegt aus dem Peiner Töpferviertel am Gröpern vor, ist dort jedoch etwa 100 Jahre jünger (BUDDE 2010, 132). Auch hier wurde eine Ofenbrust nachgewiesen, sowie zusätzliche Töpfersäulen zur Stabilisierung der Kuppel sowie in die Ofenwandung eingebaute Gefäße. Die nächsten vergleichbaren Öfen sind dann bei Einbeck (HEEGE 1993; HEEGE 1998; HEEGE 2002) bzw. im südniedersächsischen Pottland zwischen Leine und Weser zu finden (zusammenfassend STEPHAN 1982, 89 – 99; STEPHAN 2004, 266 – 268; auch RÖBER 2002, 21 – 22). (Optional: **Abb. 11c**)



**Abb. 10** Schematischer Schnitt durch den Bereich der Feuerkammer mit den Umbauphasen

(Abb.: nach RÖTTING, Grabungsdokumentation 1976).





(Abb.: nach STEPHAN 1982, 120)

## 2. Naturwissenschaftliche Untersuchungen der Keramik

Die Bearbeitung des Fundmaterials aus dem Töpferofen erfolgte von Rötting seinerzeit auch unter interdisziplinären Gesichtspunkten. An der TU Clausthal wurden diverse keramologische Untersuchungen durchgeführt. Es wurde zunächst eine dilatometrische Messung an drei verziegelten Proben der Ofenwandung vorgenommen. Dadurch ließ sich ermitteln, dass die Brenntemperatur im Ofen – jedenfalls aufgrund der vorliegenden Proben – bei höchstens 1000 °C gelegen haben kann. Außerdem wurden sowohl Gefäßkeramik als auch Ofenbaumaterial unter Aufsicht untersucht sowie Dünnschliffe der Proben angefertigt. Dabei stellte sich heraus, dass für die Gefäße und den Ofenbau verschiedene Rohstoffe genutzt wurden. Bei Letzterem scheint es sich um den anstehenden Lehm direkt vor Ort gehandelt zu haben, der unaufbereitet verbaut wurde. Die Lehmentnahmestellen wurden mit Gefäßabfall und Ausschussware wieder planiert. Der Gefäßton dagegen scheint aus einer anderen Lagerstätte zu kommen und wurde gezielt aufbereitet, wobei zu den Lagerstätten keine Hinweise vorlagen. Mit Hilfe der Röntgenfluoreszenzanalyse konnten die chemischen Hauptbestandteile der Proben bestimmt werden (zusammenfassend bei KELLNER-DEPNER 2000, 192 und SCHRAVEN 1985, 487–490). Sieben weitere Proben von Gefäßkeramik aus verschiedenen Befunden des Töpferofens sowie den Abfallgruben gelangten 1987 an das Mineralogische Institut der Universität Würzburg, wo sie von Peter Scholz im Rahmen seiner Dissertation untersucht und die Ergebnisse erst 2002 abschließend vorgelegt wurden (SCHOLZ/RÖTTING 1995; SCHOLZ 2002). Scholz untersuchte insgesamt 274 Scherben aus Braunschweiger Stadtgrabungen, aber auch aus dem Braunschweiger Umland, darunter auch diverse Scherben aus dem Töpferofen von Gebhardshagen sowie Gefäßabfall aus zwei verschiedenen Gruben dieses Fundortes. Im Folgenden wird auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen eingegangen.

Ausgehend vom mikroskopischen Befund soll Gebhardshager Keramik nach den Ausführungen von Scholz vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts nach Braunschweig verhandelt worden sein. Scholz führt dafür mit Gebhardshagen mikroskopisch übereinstimmende Scherben aus den Stadtgrabungen vom Braunschweig-Eiermarkt sowie Braunschweig-Hagenmarkt an (SCHOLZ 2002, 53). Dabei geht er von einer Produktion in Gebhardshagen in zwei unterschiedlichen Töpferöfen aus, die in der Lattemannsgasse 7 sowie auf dem Nachbargrundstücken Lattemannsgasse 3–5 gearbeitet haben sollen (SCHOLZ 2002, 18). Scholz bezieht sich dabei auf die Bearbeitungen der archäologischen Funde und Befunde, die die Verfasserin in zwei Aufsätzen in den Salzgitter-Jahrbüchern veröffentlicht hat (KELLNER-DEPNER 1993/94, 5–90; KELLNER-DEPNER 1997/98, 25–96). An dieser Stelle ist zunächst anzumerken, dass auf dem Grundstück Lattemannsgasse 3–5 lediglich Siedlungsbefunde dokumentiert worden sind, die aufgrund des Fundmaterials frühestens in die Zeit 1.

Hälfte 13. Jahrhundert/ Mitte 13. Jahrhundert datiert werden konnten. Von hier liegen weder ein Töpferofen, noch Hinweise für einen solchen bzw. einen Töpfereibetrieb vor. Nach Ausweis der Funde ist in diesem Bereich mit handwerklichen Tätigkeiten wie (Bunt-)Metall- und Stoff- und Lederverarbeitung zu rechnen. Die leider nur noch ausschnittshafte Befundlage ließ detailliertere Aussagen nicht zu. Aber das reiche Fundmaterial zeigte einen Siedlungsabbruch an dieser Stelle spätestens in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Erst am Ende des späten Mittelalters bzw. in der frühen Neuzeit wurden dort zwei Gruben unbekannter Funktion ausgehoben und mit Abfall verfüllt. Unter dem Fundmaterial lagen auch Gefäßfragmente vor, die mit kreuzförmigen Einritzungen versehen sind (KELLNER-DEPNER 1993/94, 27, Taf. 7, 32,47; Taf. 8, 58; Taf. 13, 169). Diese Scherben zeigen zwar Verbindungen zum Töpferofen auf, wo ebenfalls Gefäße mit kreuzförmigen Einritzungen gefunden bzw. hergestellt wurden. Sie befinden sich aber auf dem Nachbargrundstück Lattemannsgasse 3–5 umgelagert in jüngeren Befunden. Da sich die Töpfereibefunde nur wenige Meter östlich entfernt befanden, ist ein Vorkommen in einer flächigen Brandschicht (Befund 5) bzw. Planierschicht (Befund 4) nicht ungewöhnlich. Es deutet aber nichts darauf hin, dass der Töpfereibetrieb sich bis dorthin ausgedehnt hatte, denn die Leitprofile zeigen keine Befunde an, die in irgendeiner Weise mit der Töpferei in Verbindung stehen könnten (KELLNER-DEPNER 1993/94, 18), auch wenn einschränkend festgestellt werden muss, dass ein großer Bereich des Grundstückes bereits unbeobachtet ausgehoben worden war. Es lässt sich demnach noch einmal abschließend konstatieren, dass im Bereich der Lattemannsgasse in Salzgitter-Gebhardshagen nur ein Töpferofen archäologisch nachgewiesen ist – der allerdings diverse Umbauphasen aufzeigt. Auch sind die von Scholz gemachten Angaben zur Datierung der Gebhardshager Töpferei nicht nachzuvollziehen: „Gebrannt wurde in der Lattemannsgasse im Zeitraum vom 13.–14./15. Jahrhundert in zwei unterschiedlich positionierten Öfen.“ (SCHOLZ 2002, 18). Das keramische Material aus dem Töpferofen sowie den Abfallgruben lässt sich nach bisherigen Kriterien in die Zeit um 1200/ 1. Hälfte 13. Jahrhundert datieren (KELLNER-DEPNER 1997/98, 63–66).

Dennoch ist die Tatsache, dass Keramikfunde aus der Braunschweiger Altstadt sowie der Gebhardshager Töpferei identische geochemische Kennzeichen aufweisen, bemerkenswert. Mit Hilfe der Röntgenfluoreszenz- sowie der Neutronenaktivierungsanalyse ermittelte Scholz die Elementkonzentrationen der Proben und konnte auf diese Weise diverse Keramikgruppen erkennen. Als Referenzen für die Braunschweiger Funde dienten mehrere Töpfereikomplexe aus dem Braunschweiger Umland, darunter auch jener aus Salzgitter-Gebhardshagen. Die so untersuchten Proben wurden schließlich einer statistischen Auswertung unterzogen, die sowohl



produktionsbedingte als auch magerungsbedingte Elementkonzentrationen berücksichtigte. Ohne auf diese Untersuchungen hier im Detail eingehen zu können (vergl. SCHOLZ 2002, 62–67), gelang es ihm, Braunschweiger Produktion von (über-) regionaler Produktion zu trennen. Dadurch war es möglich, unter den Braunschweigischen Grabungsfunden Keramik aus der Lattemannsgasse in Salzgitter-Gebhardshagen von anderen Produkten zu unterscheiden. Diese Gebhardshagener Keramik wurde in diversen Befunden erkannt (nach den Angaben von SCHOLZ 2002, Anhang Tab. I,II):

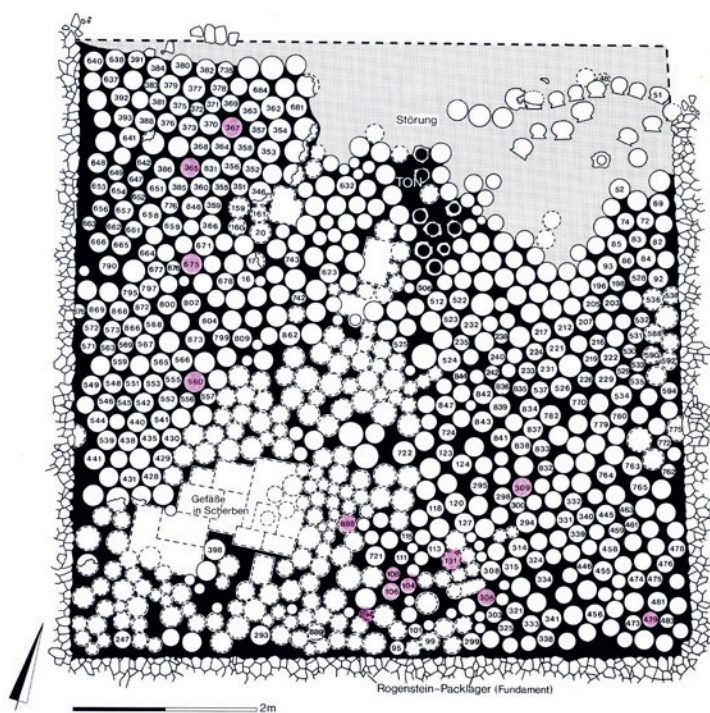
1. aus einer Kloake vom Eiermarkt (Stadtgrabung 33, 85:1/1294.5), Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert
2. aus einer Brandschicht vom Eiermarkt (Stadtgrabung 33, 85:1/5342.13), 13. Jahrhundert
3. aus einer Kloake, Gördelinger Str. 41 (Stadtgrabung 32, 83:1/10), Anfang 14. Jahrhundert
4. aus einer Planierschicht vom Eiermarkt (Stadtgrabung 33, 85:1/4894), 14. Jahrhundert
5. aus einer Bauschuttschicht vom Eiermarkt (Stadtgrabung 33, 85:1/4829), 14./15. Jahrhundert
6. aus einer Planierschicht vom Aegidienmarkt 15 (Stadtgrabung 25, 80:10/49), um 1300.
7. aus der Fußbodenisolierung vom Hagenmarkt 13 (Stadtgrabung 18, 79:5/diverse) 1. Hälfte 14. Jahrhundert (nach RÖTTING 1985, 102; 2. Hälfte 14. Jahrhundert)

Im Hinblick auf die Datierung der Gebhardshagener Keramik in Braunschweiger Befunden sind Diskrepanzen zu erkennen. Insbesondere die Proben 3–7 (s. o.) sind alle erheblich

jünger datiert, als der Töpferofen. Lediglich die Proben 1–2 passen in den zeitlichen Produktionsrahmen. Für die Funde aus Planier- oder Bauschuttschichten ließe sich immer noch eine Umlagerung ins Feld führen, wodurch älteres und jüngeres Scherbenmaterial vermischt wurde. Allerdings lässt die Fußbodenisolierung vom Hagenmarkt derartige Interpretationen zunächst nicht zu. Hier wurde unter einem Boden aus Tonfliesen eine intentionell eingebrachte Lehmschicht ausgegraben, in der auf der Mündung stehende Gefäße eingebaut waren. Diese sollten als Isolierschicht gegen aufsteigende Feuchtigkeit dienen. Dort waren „etwa 940 Kugeltöpfe, Kannen, Krüge und Becher, darunter auch Fehlbrände, eingesetzt worden, von denen sich 804 Gefäße trotz einer älteren Störung noch bergen ließen“ (nach RÖTTING 1985, 102). Das Planum (**Abb. 12**) zeigt in rot markiert die Fundlage einiger der von Scholz untersuchten Gefäße innerhalb der Isolierschicht unter der Kemenate.

Nicht alle der 29 von Scholz beprobten Gefäße lassen sich lokalisieren. Dennoch ist deutlich, dass die betreffenden Töpfe regulär innerhalb der Fußbodenisolierung verbaut worden sind. Sie kommen weder aus Störungen, noch aus vermeintlich älteren Befunden. Es besteht kein Zweifel darüber, dass sie primär in die Fußbodenisolierung eingebaut wurden. Ausgehend davon, dass es sich bei diesem Fundkomplex um einen geschlossenen Fund handelt, nahm Rötting die Datierung aufgrund der jüngsten Keramiktypen vor. Dabei handelt es sich um Fünfpasgefäße und diverse Kannen, die er in die 2. Hälfte des 14. Jahrhundert datierte (RÖTTING 1985, 106–108). Die entsprechenden Gefäße sind nach Sonja König in ihre Formengruppen I bzw. II einzuordnen (KÖNIG 2000, 82, Abb. 1). Eine spezifische chronologische Einordnung, wie sie Rötting vornahm, lässt sich danach nicht vornehmen. Für die hohen Fünfpasbecher mit ausgeprägtem Standlappen, kannelliertem Gefäßunterteil und gerieftem Oberteil mit Rollstempelzier (vergl. RÖTTING 1985, Abb. 19.1), von denen insgesamt 16 Gefäße in der Isolierschicht gefunden wurden, konnte auch König nur eine allgemeine Datierung in das 14. bis 15. Jahrhundert ermitteln (KÖNIG 2000, 84). Diese allgemeine Datierung gilt auch für alle weiteren Fünfpasgefäße mit Ausnahme der Fünfpaskanne mit geriefter Halszone und Wellenfuß. Diese stellt einen Sondertyp da, der bei König nur als Vierpassvariante aufgeführt ist und vom 13.–15. Jahrhundert datiert wird. Demnach käme nach König als Datierung für die Fünfpasgefäße auch ein früherer Zeitansatz als der vorgeschlagene von Rötting in Frage (KÖNIG 2000, 82). Wenngleich auch Hartwig Lüdtke im Handbuch für mittelalterliche Keramik feststellt, dass es „der Gesamtvorlage aller Fundstücke dieses Ensembles vorbehalten sein [wird], die Relation zwischen verschiedenen Kugeltopfformen hier genau herauszuarbeiten und auch die methodischen Ableitungen im Hinblick auf die chronologische Einordnung dieser Keramik zu entwickeln“ (LÜDTKE/SCHIETZEL 2001, 140), wären in der Topflage Gefäße verbaut, deren Produktion mindestens 100 Jahre auseinanderliegt – ein in Hinblick auf die erhöhte Zerbrechlichkeit von Keramik höchst ungewöhnlicher Fall (**Abb. 13**).

Es ist deshalb angebracht, die Kugeltöpfe aus der Fußbodenisolierung formal mit dem im Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen hergestellten Gefäßspektrum zu vergleichen. Rötting ermittelte seinerzeit neun verschiedene Randformen,



**Abb. 12** Braunschweig, Hagenmarkt 13, Planum der Isolierschicht aus Kugeltöpfen. Die rot markierten Töpfe geben die Fundposition einiger Gefäße, die aufgrund der geochemischen Ergebnisse nach SCHOLZ 2002 im Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen hergestellt wurden, wieder (Abb.: nach RÖTTING 1985, 42).

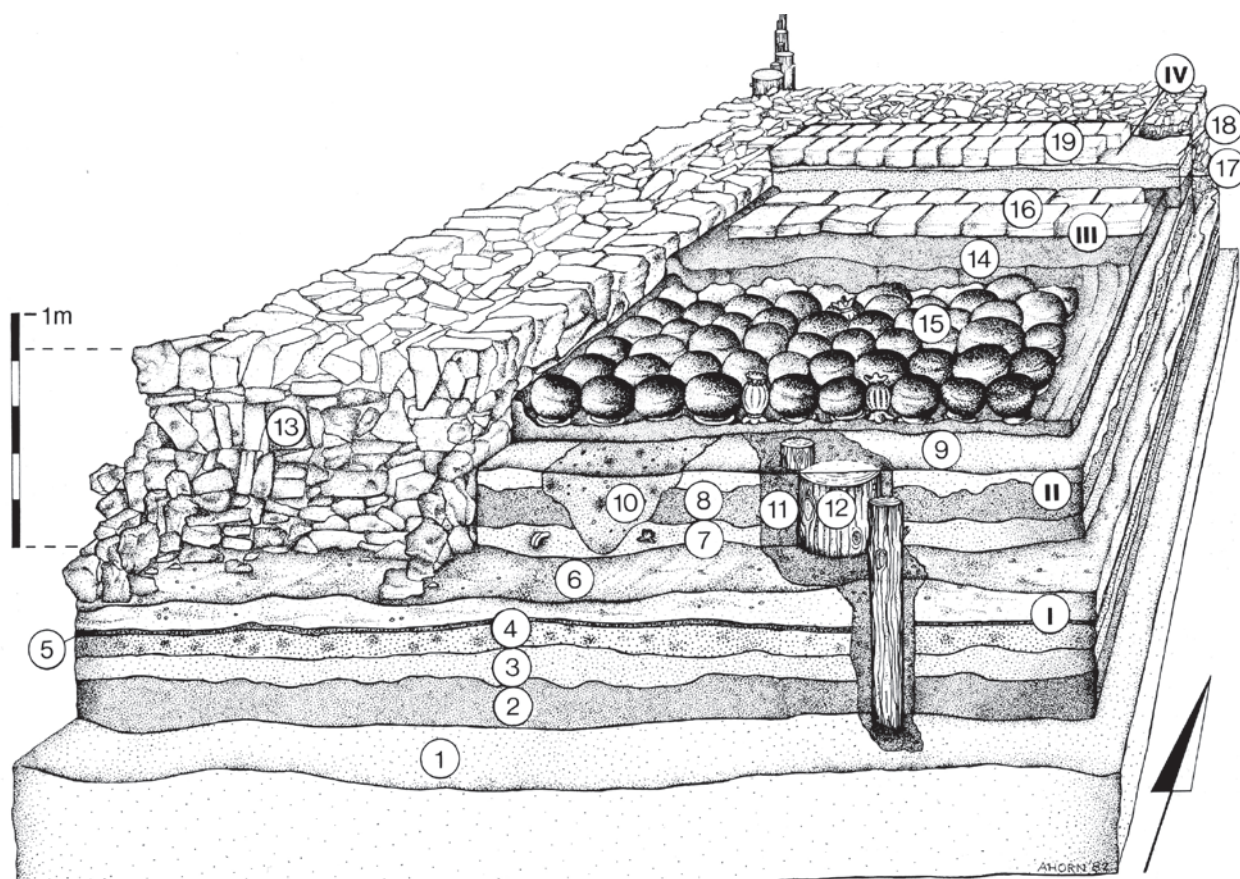


die allerdings lediglich auf Grundlage der Bearbeitung von 271 Gefäßen beruhen – also nicht einmal ein Drittel der verbauten Kugeltöpfe. Demnach lässt sich lediglich die bei Rötting abgebildete Randform „6“ gut vergleichen, wobei es sich um einen dreieckig/keulenförmig verdickten Randabschluss handelt. Diese liegt aus dem Töpferofen in verschiedenen Varianten als Randform I 3, I 3b und I 3c vor (RÖTTING 1985, Tab.6–8; KELLNER-DEPNER 2000, Abb.7). Die verjüngt oder spitz aufgebogenen Ränder 3–6, von Rötting auch als Kehlrisen bezeichnet, liegen aus Gebhardshagen dagegen nur vereinzelt vor (RÖTTING ebd.; KELLNER-DEPNER 2002, Abb.8). Möchte man den Randformen auch mit anderen Bearbeitern nicht zu große chronologische Relevanz zuweisen, fällt doch auf, dass es bislang nur wenige vergleichbare Details gibt (PEINE 1988, 17; STEPHAN 2000, 51, im Gegensatz dazu SCHOLZ, 2002, 56, der mit Ausnahme der von Rötting ermittelten Randformen 3 und 9 für die Fußbodenisolation vom Hagenmarkt alle Randformen auch in der Gebhardshagener Produktion erkennt). Andererseits lässt sich erkennen, dass sich unter den Kugeltöpfen vom Hagenmarkt ebenfalls nur wenige befinden, die eine Riefenzone am Hals aufweisen. Dies korrespondiert mit den Beobachtungen am Gebhardshagener Material (RÖTTING 1985, Tab.8; KELLNER-DEPNER 2000, 200–201; LÜDTKE/SCHIEZEL 2001, 140) (**Abb. 14 a, 14b**).

Wie könnten die Diskrepanzen in den Datierungen beider Fundkomplexe erklärt werden:

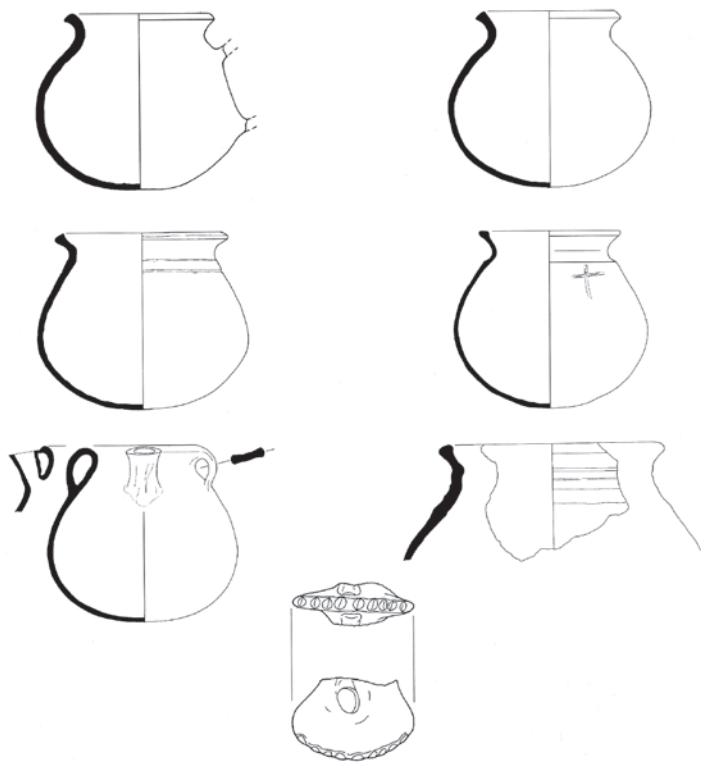
1. Die Datierung des Töpferofens von Salzgitter-Gebhardshagen ist nicht korrekt
2. Die Datierung der Fußbodenisolation vom Hagenmarkt ist nicht korrekt
3. Für die Gefäße von beiden Fundorten wurde der gleiche Rohstoff genutzt

Die Datierung des Töpferofens erfolgte aufgrund der chronologischen Einordnung von Gefäßen aus den beiden Topflagen, denn sie sind während der Produktionsphase des Ofens dort eingebaut worden. Aus der unteren Topflage liegen lediglich unverzierte Gefäße vor, zwei Kugeltannen sowie ein Henkelgefäß; sechs Gefäßfragmente waren mit kreuzförmigen Zeichen versehen. Aus der oberen Topflage liegen eine Kugeltanne, zwei Scherben mit kreuzförmigen Einritzungen sowie zwei Gefäßfragmente mit Schulterfurchen vor. Demnach waren auch hier 91 % der Scherben unverziert. Die Auswertung ergab außerdem, dass zwei verschiedene Randformen in beiden Topflagen unterschiedlich stark vertreten sind. Ob dies feinchronologisch oder produktionsbedingt zu bewerten ist, konnte nicht gesagt werden. Aufgrund des Fundmaterials wurde die Datierung in die Zeit um 1200 vorgenommen, was hier nicht noch einmal diskutiert werden soll. (KELLNER-DEPNER 2000, 202, 210). Erst in der obersten Planierung des Ofens fanden sich Hinweise für möglicherweise jüngere Formen wie spezifisch gestufte Ränder (Randform XI), die z. T. mit deutlichen Schulterfurchen versehen waren. Darunter befand sich außerdem



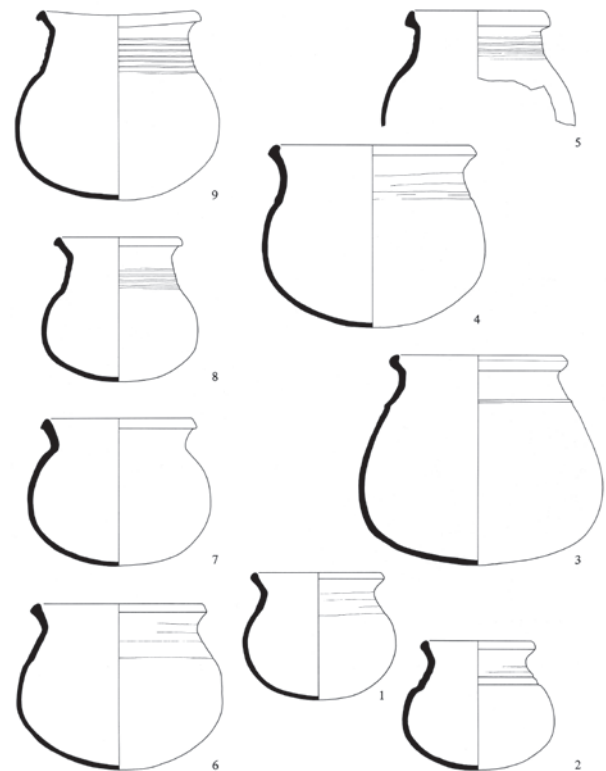
**Abb. 13** Braunschweig Hagenmarkt 13: nach dem Ausgrabungsbefund rekonstruierte Darstellung des Fußbodens

(Abb.: nach RÖTTING 1985, 105).



**Abb. 14a** Produktionspektrum aus dem Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen (Abb.: nach KELLNER-DEPNER 2000, Abb. 9).

ein Krug/Kanne mit geripptem Bandhenkel. Interessant ist auch, dass die Ofengrube offensichtlich zeitlich mit einer der vier entdeckten Abfallgruben, nämlich Grube 30, planiert wurde. In beiden Befunden befanden sich je eine Scherbe desselben Gefäßes. In Grube 30 war jedoch auch bleiglasierter, neuzeitliche Keramik verfüllt. Unter den sieben von Scholz beprobten Scherben befinden sich zwei aus Abfallgruben: während für Probe 167 L keine Angabe gemacht wird, kann Probe 170 L der Abfallgrube 30 in Gebhardshagen zugeordnet werden! Nach der Beschreibung handelt es sich um eine Scherbe mit Kehlrund (SCHOLZ 2002 Tab. I) – einer Randform, die in Gebhardshagen lediglich aus Abfallgruben (Grube 10 und 14), aber nicht aus den eingebauten Topflagen, nachgewiesen ist. In Gebhardshagen wird diese Randform als RF verjüngt/spitz bezeichnet. In Grube 10 war diese Randform mit einem Grauben vergesellschaftet. Die Verfasserin hat bereits in ihrer Bearbeitung darauf hingewiesen, dass insbesondere für die Abfallgruben Hinweise für jüngere Produktionszeiträume vorliegen. Dies gilt auch für Abfallgrube 30, wo ebenfalls eine jüngere Durchmischung nicht auszuschließen ist. Das Material aus dieser Grube fand deshalb nicht Eingang in die Bearbeitung. Dies gilt ebenfalls für Abfallgrube 28, die direkt unter den



**Abb. 14b** Kugeltöpfe mit den Randformen 1–9 aus der Isolierschicht der Kemenate Hagenmarkt 13 in Braunschweig – eine Gegenüberstellung. Im Detail unterscheiden sich die Randformen der beiden Fundplätze. 80 % der Gefäße sind in Gebhardshagen vollkommen unverziert. Aus der Isolierschicht der Kemenate liegen sowohl Gefäße mit einer gerippten Halszone, als auch unverzierte Gefäße vor. Aussagekräftige Zahlen können nicht genannt werden, weil der Fundkomplex nicht umfassend bearbeitet wurde. Bisher fehlen vom Hagenmarkt kreuzförmige Einritzungen, wie sie aus Gebhardshagen an 16 Gefäßen (9 %) vorliegen sowie Kugelkannen (Abb.: nach RÖTTING 1985, Abb. 17).

Hausfundamenten des Lattemannschen Herrenhauses lag und ebenfalls neuzeitliche Keramik enthielt (KELLNER-DEPNER 2000, 183, bes. 208). Diese Befunde deuten darauf hin, dass die Töpferei in Gebhardshagen länger in Betrieb war. Möglicherweise hat sie sich in östlicher Richtung fortgesetzt und wurde schließlich 1663 vom Herrenhaus oder seinem vermeintlichen Vorgängerbau mit Gewölbekeller überbaut. Auch ist zu berücksichtigen, dass das Grundstück Lattemannsgasse 7 nicht vollständig archäologisch untersucht wurde. Es ist durchaus möglich, dass sich dort weitere Töpferöfen und/oder Abfallgruben befanden bzw. immer noch befinden. Demnach ist zu Punkt 1 zu bemerken: der ausgegrabene Töpferofen wurde um 1200 benutzt und mehrfach umgebaut; jüngere Betriebsphasen in anderen Öfen können jedoch nicht ausgeschlossen werden! Ob sie allerdings bis in das 14./15. Jahrhundert reichen – also in die Zeitstellung (nach Rötting) der Fußbodenisolierung der Kemenate am Hagenmarkt – bleibt eher unwahrscheinlich (s. u. zur Datierung des Vorwerkes der Burg).

Könnte es möglich sein, dass die Isolierschicht vom Hagenmarkt ursprünglich viel älter ist, als Rötting angibt? Dazu müsste der Befund einer kritischen Überprüfung unterzogen werden. Es ist zu fragen, ob die Mehrpassgefäße nicht



ursprünglich, sondern erst später in die Fußbodenisolierung eingebaut wurden. Die Fußbodenisolierung wäre dann nicht mehr als geschlossener Fund zu betrachten. Wie aus **Abb. 13** hervorgeht, befindet sich die Topfisolierung direkt über Schwemmsedimenten mit Siedlungsabfällen des 11./12. Jahrhunderts sowie einer darin gesetzten Uferpalisade, die dendrochronologisch auf  $1180 \pm 2$  datiert ist (RÖTTING 1985, 105). Für das Fundament der Kemenate aus Rogensteinen gibt Rötting eine ältere Datierung als für die Isolierschicht an: nämlich in das 13. Jahrhundert bzw. 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts (RÖTTING 1985, 100; 105). Über den Töpfen befand sich eine Lage aus Tonfliesen. Immerhin wäre denkbar, dass die Lage der isolierenden Töpfe schon mit dem Bau der Kemenate im 13. Jahrhundert eingebracht wurde. Weiter ist denkbar, dass die Lage aus Tonfliesen direkt über den Gefäßen nicht die ursprüngliche Pflasterung darstellt, sondern später – eben in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts – erneuert wurde und erst dabei die Mehrpassgefäße eingesetzt wurden. Da die Schicht mit den Tonfliesen sowie die Isolierschicht während der Ausgrabung nicht ungestört vorgefunden wurden, ist eine Zweiphasigkeit möglicherweise nicht ganz auszuschließen. „Ein großer Teil von ihnen [Gefäßen] ist noch in Folge der Bauarbeiten 1979 in der Geschiebelehmsschicht zerscherbt worden“ (RÖTTING 1985, 102). An dieser Stelle wären die Dokumentationen der Ausgrabung noch einmal kritisch zu befragen bzw. überhaupt der gesamte Befund einer eingehenden wissenschaftlichen Bearbeitung zuzuführen. Demnach ist zu Punkt 2 festzuhalten, dass die Datierung der Fußbodenisolierung vom Hagenmarkt 13 in die 2. Hälfte des 14. Jahrhundert nach Rötting durchaus in Frage gestellt werden kann.

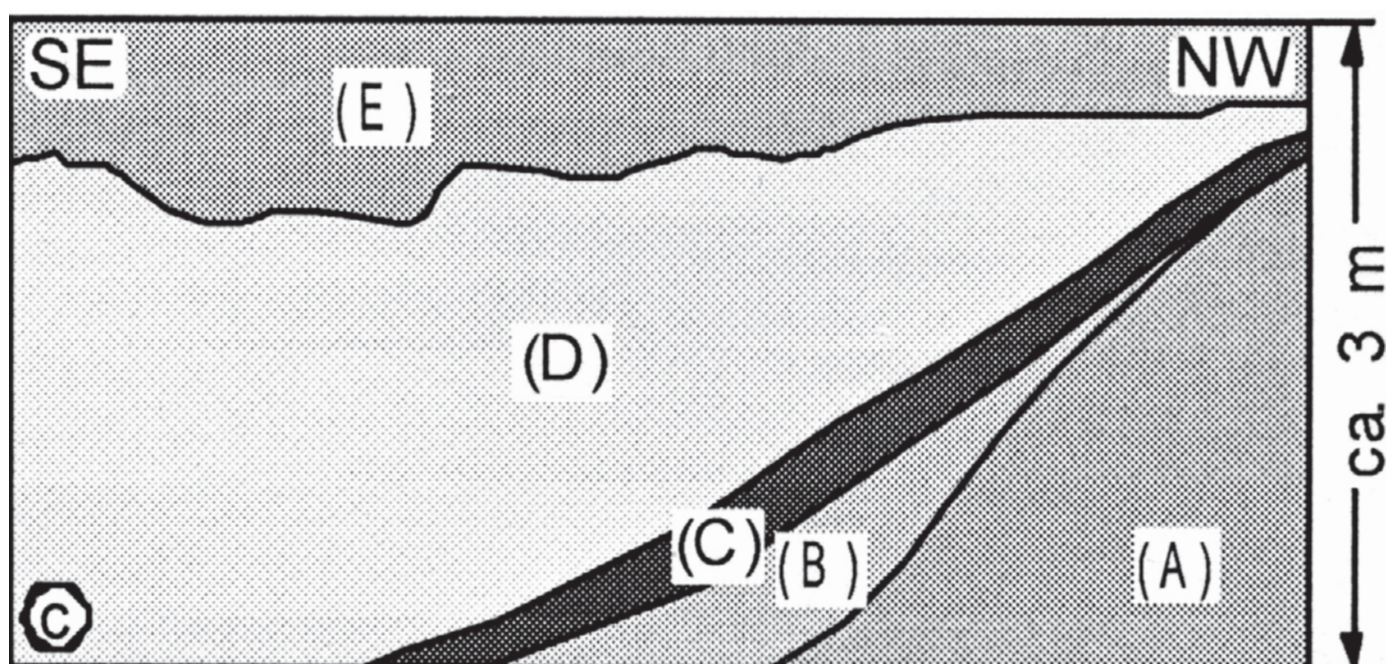
Die aufgezeigten Interpretationsmöglichkeiten zur Diskrepanz der unterschiedlichen Datierungen für den Töpferofen aus Salzgitter-Gebhardshagen sowie der Isolierschicht aus

Braunschweig, Hagenmarkt 13, müssen vorerst spekulativ bleiben. Es deutet sich jedoch an, dass der Töpfereibezirk in Gebhardshagen noch im späteren 13. Jahrhundert in Betrieb war. Eindeutig kann durch die Untersuchungen von Scholz belegt werden, dass Keramik aus Gebhardshagen nach Braunschweig verhandelt und in der Isolierschicht der Kemenate am Hagenmarkt 13 verbaut wurde.

Vermutlich wurde diese Keramik schon erheblich früher als, wie von Rötting vorgeschlagen, in der 2. Hälfte des 14. Jahrhundert verbaut.

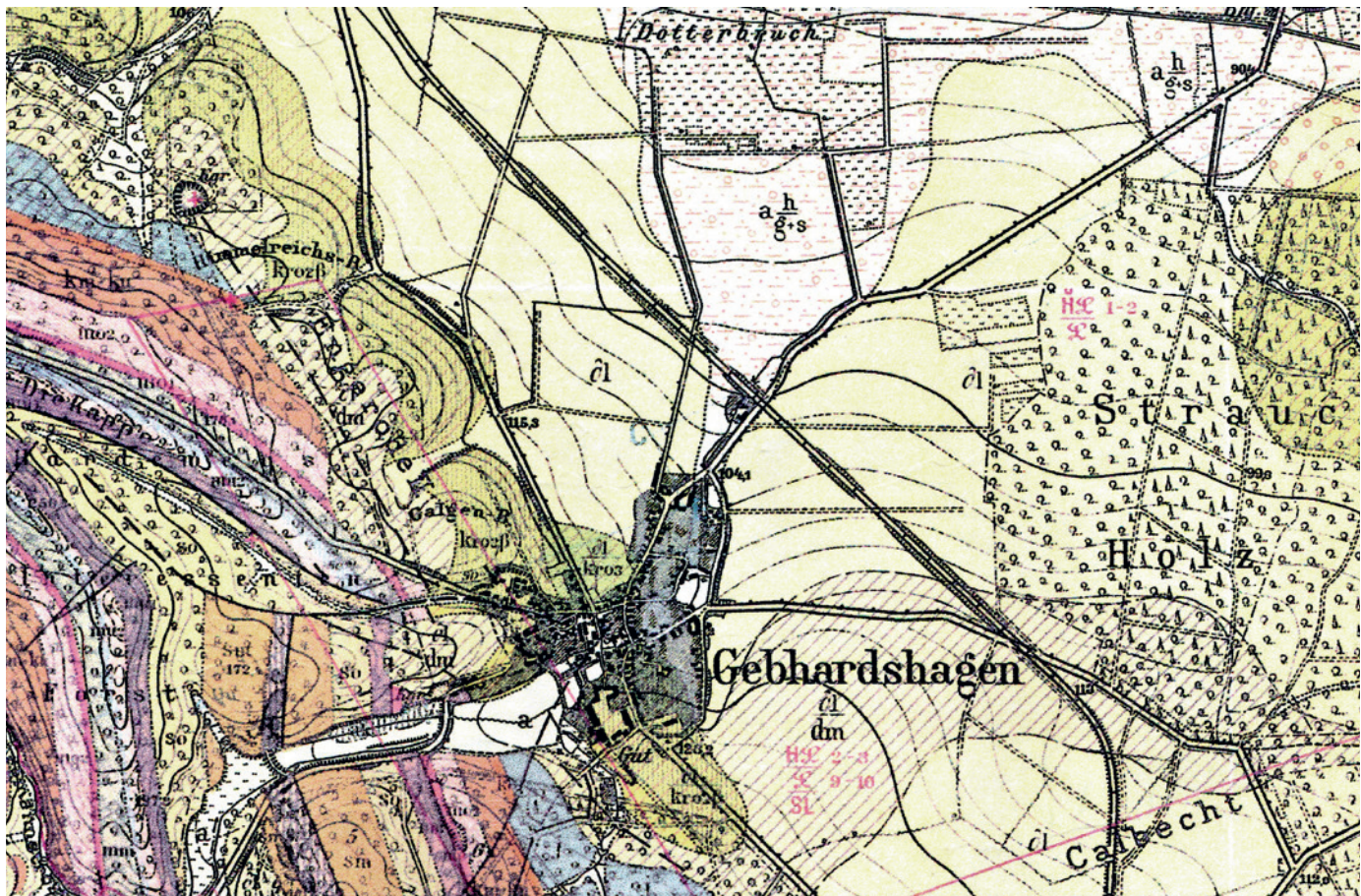
Immerhin besteht eine dritte Möglichkeit, nämlich dass die Keramik aus dem Töpferofen sowie der Isolierschicht aus demselben Rohton produziert wurde. Dies würde bedeuten, dass nicht das Endprodukt verhandelt wurde, sondern lediglich der Rohton. Der Handel mit Ton ist zumindest für das 17. Jahrhundert in Braunschweig bezeugt: in der Gildeordnung von 1664 wird die Einfuhr von Potterde aus Oberg, Landkreis Peine, bezeugt (KABLITZ 1993, 314–315). Thomas Budde nimmt aufgrund der Oberger Funde von gelbtoniger Ausschussware an, dass der qualitativ hochwertige Rohton möglicherweise bereits im Mittelalter verhandelt wurde (BUDDE 2044, 14). Vielleicht gilt dies auch für den in Gebhardshagen verwendeten Rohton.

Wo der Rohton für die Gebhardshagener Töpferei gewonnen wurde, ist unklar. Schraven mutmaßte, dass der Lehm für den Bau des Töpferofens direkt vor Ort entnommen wurde. Die Tonentnahmestellen wurden schließlich mit Gefäßabfall planiert (SCHRAVEN 1985, 489). An dieser Stelle wird außerdem auf Scholz verwiesen, der ein Profil dokumentierte, welches auf unveröffentlichte und mündlich überlieferte Angaben von Wolfgang Meibeyer zurückgeht, der seinerzeit mit Rötting die Gebhardshagener Fundstelle unter siedlungsgeographischen Gesichtspunkten besichtigte und die Abfallgruben



**Abb. 15** nach SCHOLZ 2002, 30: Schematisches Profil (SE – NW) aus der Baugrube nach Meybeier (1992, unpubliziert): (A) Steilstehende Plänerkalke (B) Grundmoräne, sandig bis tonig, drenthezeitlich (C) Vermutlich fossiler Boden (0,2 m), stark verfestigt (D) Grauer Ton mit wechselnden Sandgehalten (E) Kulturboden, begleitet von Brand- und Holzkohleschichten.





**Abb. 16a** Ausschnitt aus der geologischen Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern, Blatt Barum, 1928: in blau sind die Vorkommen von jurassischen, dunklen Tönen mit Geoden markiert. Die Lagerstätte setzt sich nordwestlich von Gebhardshagen fort (Abb.: Ausschnitt aus der geologischen Karte, Blatt Barum. Königl. Preuß. Landesaufnahme 1899, Lieferung 305, 1932).

in Augenschein nahm. „In den Gruben ist der obere Teil der pleistozänen Talfüllung angeschnitten, die nach einem durch Meibeyer bei Bauarbeiten aufgenommenen Profil aus leicht sandigen Tönen mit vereinzelt Kalkgeröllchen besteht, überlagert von geringmächtigem Kulturboden (Meibeyer, unveröffentlicht; Schichten D und E)“ (SCHOLZ 2002, 32), vergleiche **Abb. 15**.

Nach diesem Aufschluss steht direkt unter der Kulturschicht ein grauer Ton mit unterschiedlichen Sandanteilen an, der wiederum nach Schraven für den Bau des Töpferofens Verwendung fand (s. o.). Woher aber könnte der Rohton für die Gefäßkeramik gekommen sein?

In Gebhardshagen ist bis heute bei nur noch wenigen alt-ingesessenen Bürgern die Lage einer Tonkuhle bekannt. Sie lag ehemals etwa 250 m Luftlinie vom Töpferofen entfernt und befand sich im heutigen Straßenbereich Hardeweg/An der Steinkuhle (!). Auf einer Karte aus dem Jahre 1896 ist dieser Bereich als „Alte Lehmgrube“ ausgewiesen. Die Karte befindet sich heute im Privatbesitz bei Charlotte Günther, Salzgitter-Gebhardshagen. Sie wurde seinerzeit im Zusammenhang mit dem Verkauf einer 172qm großen Fläche an den Maurer Heinrich Samtlebe zu Gehardshagen angefertigt („Übersichtskarte des am Stukenberge unter dem Galgenberg gelegenen 38,83 a großen, der Gemeinde Gebhardshagen gehörenden Steinbruchs betreffs“). In dieser Tonkuhle wurde insbesondere Material für den Verputz der Fachwerkhäuser entnommen, wie

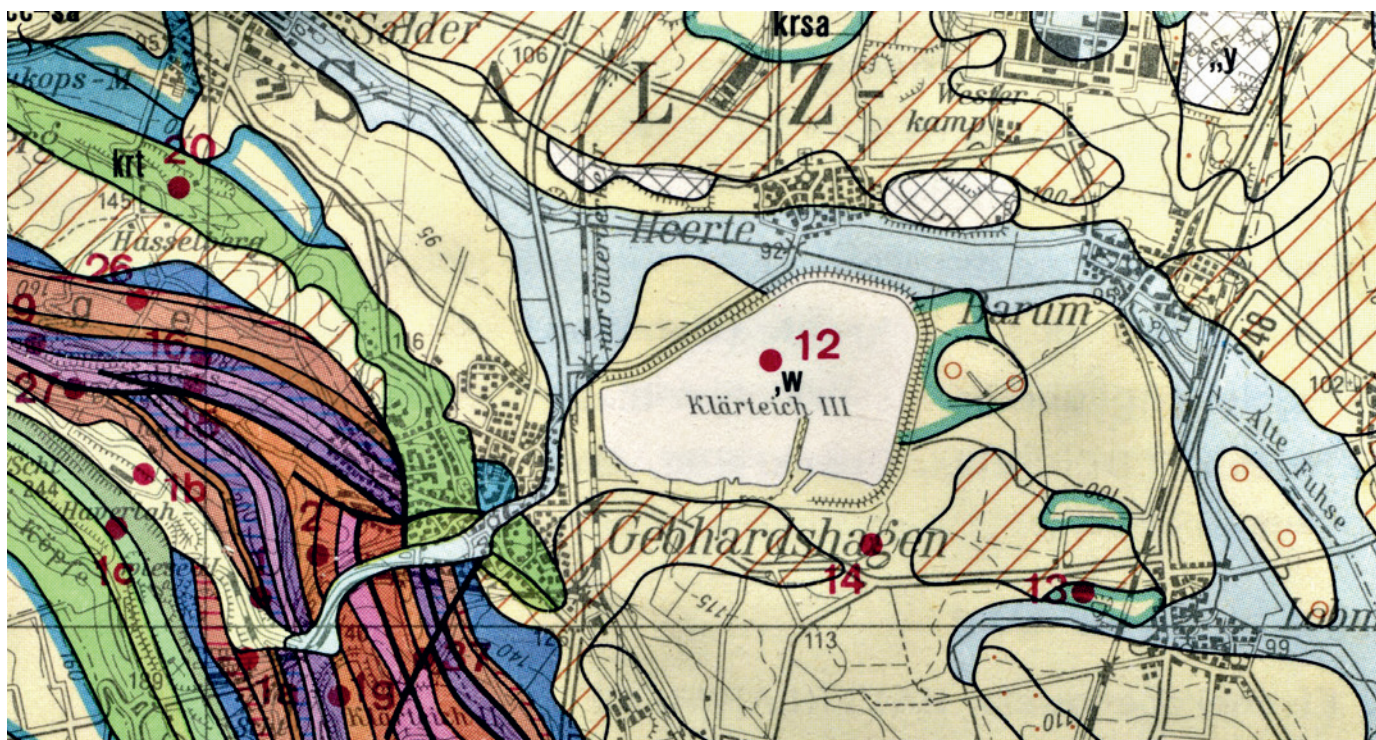
Ortsansässige noch 2016 rückblickend zu berichten wussten. Vielleicht wurde an dieser Stelle schon viel früher Lehm gewonnen.

Aufgrund der geologischen Karte für das Gebiet um Gebhardshagen aus dem Jahre 1928 stehen südlich und nordwestlich der Ortschaft direkt unter dem Löss Tonvorkommen des Jura an (**Abb. 16 a**, blau). Im Kommentar dazu wird bemerkt, dass nicht sicher fest stehe, „ob nur Lias oder Lias und Dogger vorhanden sind.“ (KÜHNE 1932, 13).

Die Geologische Wanderkarte des entsprechenden Gebietes aus dem Jahre 1984 weist ebenfalls in blau diese Jura-Tone aus, jedoch zusätzlich nördlich des Ahrbeeks (dementsprechend östlich des Töpfereigeldes an der Lattemannsgasse) einen weiteren Bereich jener Doggerschichten mit Schluff- bis Tonsteinvorkommen (**Abb. 16b**).

Demnach waren also Tonvorkommen in unmittelbarer Nähe vorhanden, man darf sogar davon ausgehen, dass sich das Töpfereigeld direkt auf der Lagerstätte befand. Dass diese Tone in Gebhardshagen Verwendung fanden, können wiederum die Arbeitsergebnisse von Scholz untermauern: In einer Scherbenprobe aus der zweiten Topflage des Gebhardshagener Ofens konnte er Toneisenstein nachweisen, wie er insbesondere in jurazeitlichen Sedimenten anzutreffen ist. „Ein Fragment von Toneisenstein, der im Bereich des Salzgitterer Höhenzuges verbreitet in kretazischen Sedimenten auftritt, findet sich in





**Abb. 16b** Ausschnitt aus der geologischen Wanderkarte „Braunschweiger Land“

(Abb.: Ausschnitt aus der geologischen Wanderkarte, Look 1984).

Scherbe 166 L. Der Elektronenstrahl-Mikrosondenanalyse zufolge besteht das Fragment überwiegend aus FeO bzw. FeO<sub>3</sub> und etwa gleichen Mengen an SiO<sub>2</sub> und Al<sub>2</sub>O<sub>3</sub> (SiO<sub>2</sub> 15,3, Al<sub>2</sub>O<sub>3</sub> 12,5, Gesamteisen als Fe<sub>2</sub>O<sub>3</sub> 59,4 Gew.-%)“ (SCHOLZ 2002, 54).

Toneisenstein bildete sich insbesondere im Jura: Das Eisen (neben weiteren Elementen) der eisengesättigten Meere remineralisierte die verwesenden Organismen der Jura-Meere. Auf diese Weise bildeten sich Toneisenstein-Geoden, die schließlich zu Trümmer-Erzen verwitterten. Das von Scholz nachgewiesene Toneisensteinfragment spricht also dafür, dass in Gebhardshagen die dort anstehenden jurassischen Tone verarbeitet wurden. Während der Ton für den Aufbau des Töpferofens direkt verwendet werden konnte, musste er für die Gefäßproduktion aufbereitet werden. Sowohl Scholz als auch Schraven weisen jedoch darauf hin, dass der Gefäßton nicht mit dem Lehm für den Ofenbau übereinstimmt: „*Eine Entnahme des zur Keramikherstellung verwendeten tonigen Rohstoffes aus anderen als den bisher belegten Gruben ist naheliegend*“ (SCHOLZ 2002, 32) – sie müssen aber aufgrund des Toneisensteinfragmentes aus derselben Lagerstätte kommen.

Das nächst bekannte Tonvorkommen ist westlich von Salzgitter-Lobmachersen mit äußerst qualitätvollen oberkreidezeitlichen Tönen bekannt, die dort zur Anlage von zwei Ziegeleien im 19. Jahrhundert führten. (KÜHNE 1932, 18; LOOK 1984, 201, Abb. 13).

Leider konnte die Probenauswahl aus dem Töpferofen seinerzeit nicht mit den optisch/haptisch erkannten Warenarten

der Bearbeitung von 1997/98 abgeglichen werden, weil sie vorab durch den Ausgräber Rötting erfolgt war, sodass im Nachhinein ein Vergleich mit den gewonnenen Warenarten nicht mehr vorgenommen werden konnte (KELLNER-DEPNER 1997/98, 53 – 60). Es wurden außerdem keine Referenzscherben der Proben hinterlegt. Wie bereits oben festgestellt wurde, ließen sich die beiden übereinander liegenden, im Ofen verbauten Topflagen, formal aufgrund zwei verschiedener, zahlenmäßig unterschiedlich auftretender, Randformen unterscheiden. Die Verfasserin vermutete bereits eine Entsorgung unterschiedlicher Produktionsreihen. Eine Interpretation, ob dieser Umstand feinchronologisch oder formal zu erklären war, blieb unklar (KELLNER-DEPNER 2000, 202). Scholz konnte wiederum feststellen, dass die Keramik aus den beiden Topflagen in mikroskopischer Hinsicht weitgehend übereinstimmten (SCHOLZ 2002, 53). Er ermittelte dagegen auffällige Unterschiede zwischen der Keramik aus den Topflagen (sowie den Abfallgruben) hinsichtlich Magerung und Gefüge der Scherben. So zeichnet sich die Keramik aus der unteren Topflage (1. Isolierschicht des Ofens n. Scholz) durch eine Magerung mit „unvollkommen durchmischten (glazi-)fluviatilen Sand“ aus, während für die Gefäße aus der oberen Topflage (2. Isolierschicht des Ofens n. Scholz) „eine naturbelassene Verarbeitung des tonigen Rohstoffes“ in Frage kommt. (SCHOLZ 2002, 53f). Insofern spiegeln sich zwischen den beiden verbauten Gefäßlagen innerhalb des Ofens nicht nur formale Unterschiede wieder, sondern auch unterschiedliche Tonaufbereitungen.



### 3. Die Rekonstruktion

Im Jahre 2004 wurde der südliche Ausstellungsbereich im Erdgeschoss von Schloss Salder für die Dauerausstellung „Salzgitter im Mittelalter“ umgestaltet. Der Bereich umfasst etwa 200 qm in vier Räumen, wobei sich Raum 2 mit den mittelalterlichen Dörfern, dem Handwerk, dem Handel, der Landwirtschaft usw. befassen sollte. Ausstellungsrelevant waren vor allem die Objekte aus Gebhardshagen. Die ersten Überlegungen gingen zunächst dahin, den Befund 1:1 aufgrund der Dokumentation zu rekonstruieren. Als aber deutlich wurde, wie viel Lehm dazu benötigt wurde, und vor allem, wie lange er allein zum Trocknen benötigen würde, war schnell klar, dass dies im Rahmen unserer zeitlichen Planung nicht machbar war. Es wurde deshalb entschieden, den ältesten Ofenbefund im Maßstab 1:4 zu rekonstruieren.

Für den Grundriss war das relativ einfach umzurechnen, für die Kuppel lagen keine Maße vor, da nicht erhalten. Die älteste Feuerkammer lag ca. 1,20 m unter der rezenten Oberfläche.

Das tiefste Niveau der ältesten Brennkammer lag etwa 0,90 m unter der rezenten Oberfläche und stieg dann nach Norden an. Aufgrund der Befundstratigraphie scheint die mittelalterliche Fläche etwa 20 cm höher gelegen zu haben, nach Norden ansteigend. Das hieße, dass die Kuppelwölbung im Bereich der Feuerkammer mindestens 1,40, wahrscheinlich 1,50–1,60 m, betragen haben muss. Dementsprechend wurde für die Rekonstruktion des Töpferofens eine Kuppelhöhe von 1,50–1,60 m auch für den Brennraum zugrunde gelegt.

Für viele vergleichbare Ofentypen werden etwas niedrigere Höhen ermittelt, allerdings handelte es sich auch im Grundriss um kleinere Öfen. Für Einbeck rekonstruierte Andreas Heege jedoch eine Höhe von 2 m (HEEGE 1993, 31). Viele Bearbeiter gehen davon aus, dass man sich im Ofen bewegen können muss – wenigstens in gebückter Haltung, um ihn zu beschicken. Alternativ könnte jedoch eine Beschickung durch eine seitliche oder hintere Öffnung in der Ofenwand vorgenommen



**Abb. 17** Rekonstruktion des Töpferofens aus Salzgitter-Gebhardshagen auf Grundlage der in der Ausgrabung 1976 dokumentierten Maße im Maßstab 1:4 in den Räumen des Städtischen Museums Schloss Salder (Abb.: Städtisches Museum Schloss Salder).





**Abb. 18a** Detail an der hinteren Ofen-Rekonstruktion. Man erkennt den Ofenbau über einem Rutengeflecht (Abb.: Städtisches Museum Schloss Salder).



**Abb. 18b** Blick in den Brennraum durch die hintere Ofenöffnung (Abb.: Städtisches Museum Schloss Salder).

werden und diese nachträglich zu verschließen. Vielleicht wurde eine solche Öffnung zunächst nur verkleinert und während der Vorwärmphase gleichzeitig als Rauchabzug genutzt. Derartiges war im Befund nicht nachzuweisen, es musste aber ein Rauchabzug vorhanden gewesen sein. In der Rekonstruktion wurde er am hinteren Ofenende modelliert. Das Modell wurde aus Styropor angefertigt, die Kuppel ist ein Flechtwerkbau aus Weide und Haselnuss, der mit Lehm verschmiert wurde (**Abb. 17**).

Für das Modell wurde eine Kuppelhöhe von 26 cm aufgebaut. Auch wurde die leichte Hangneigung nachmodelliert sowie die Arbeitsgrube nachempfunden. Da unklar ist, ob bereits im ältesten Ofenbau ein Feuerkegel vorhanden war, haben wir uns dazu entschlossen, ihn für die Rekonstruktion nicht zu berücksichtigen. An einer Seitenwand wurde aufgezeigt, dass Bereiche der Ofenkuppel aus Ruten – wahrscheinlich einem Rutengeflecht – aufgebaut war (**Abb. 18a**). Im hinteren Bereich des Ofens wurde eine Beschickungsöffnung / bzw. Rauchabzugsöffnung belassen. Lehmhaufen weisen darauf hin, dass Lehm benötigt wurde, um die Öffnung wieder zu verschließen (**Abb. 18b**). Auch die Ofenbrust im Innern ist dort vorhanden. Das Modell ist im Zustand nach einem Brand dargestellt.

Ausgehend von den dokumentierten Maßen sowie einer angenommenen Kuppelhöhe von 1,50 – 1,60 m lässt sich das Volumen des Brennraumes annähernd errechnen: es ergibt sich ein Rauminhalt von mindestens 1,3 Kubikmetern.

Grundmaß:  $2 \text{ m} \times 1,60 \text{ m} \times H 1,50 = 1,35 \text{ qm}^3$  (Berechnung für einen Kegel bei gemitteltem DM:  $V = \frac{1}{3} \pi \times r \times 1,50 = 1,27 \text{ qm}^3$ ).

Wie viele Gefäße hätten in einem Brennvorgang gebrannt werden können? Die Gebhardshagener Gefäße waren nicht besonders groß: 77 % der ermittelten Randdurchmesser liegen zwischen 12 und 16 cm. Für eine Berechnung wurde ein Bauchdurchmesser von 18 cm angenommen und eine Volumenberechnung für eine Kugel (Volumen Kugel:  $\frac{4}{3} \pi \times r^3$ ) vorgenommen, um zu sehen, wie viele Gefäße in die Brennkammer hineinpassen könnten. Rein rechnerisch wären das 426 Gefäße, ein rein theoretischer Wert, weil der Leerraum zwischen den Kugelgefäßen nicht berücksichtigt ist. Bei einer ebenen ovalen Grundfläche von  $2 \text{ m} \times 1,60 \text{ m}$  könnte man allein fast 80 Gefäße aufstellen. Bedenkt man, dass die Gefäße sowohl ineinander als auch übereinander gestapelt werden konnten und auch Brennhilfen dabei eingesetzt wurden, um mehrere Lagen übereinander zu stapeln, können in einem Brennvorgang durchaus zweihundert Gefäße gebrannt worden sein.

## 4. Die Töpfer Arbeitsgemeinschaft

Der Ofenbefund im Museum führte zu den Überlegungen, einen Töpferkurs für Schülerinnen und Schüler im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft anzubieten. Dabei sollte es nicht darum gehen, von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu erwarten, mittelalterliche Kugeltöpfe nachzubauen. Die Idee war vielmehr, mit den Kindern den Werkstoff Ton kennen zu lernen und zu bearbeiten, und zwar erfolgreich mit einfachster Technik. In zweiter Linie ging es darum, das Thema Ton inhaltlich zu thematisieren: seit wann töpft der Mensch, welche technischen Voraussetzungen waren dafür nötig, wie haben sich Formen und Technik seit der Steinzeit gewandelt?

Durch einen glücklichen Umstand bekam das Museum 2014 einen modernen Brennofen gespendet, der mittlerweile in unserem Gebäudetrakt im Schafstall untergebracht ist und dort problemlos auch außerhalb der musealen Öffnungszeiten in Betrieb genommen werden kann. Zunächst wurde im Rahmen eines Ferienprogramms getestet, wie das Thema „Ton und

Töpfern im Museum“ überhaupt angenommen werde. In einem zweiten Schritt wurde durch eine Kooperation mit der Integrierten Gesamtschule Salzgitter dieses Thema als Arbeitsgemeinschaft über mehrere Monate (von November bis März) angeboten. Der Kurs wurde geleitet von der Braunschweiger Künstlerin Delia Rauls (**Abb. 19**); inzwischen hat die Künstlerin Beate Haupt den Kurs übernommen.

In diesem Jahr ging es u. a. um das Thema Mittelalter und den Töpferofen aus Gebhardshagen. Die Kinder lernten den Befund kennen und die Gefäße, die dort hergestellt wurden. Es wurden auch originale Gefäße und Scherben in die Hand genommen. Die Teilnehmerinnen bekamen die Aufgabe, kleine Miniatur-Kugeltöpfe herzustellen, die ursprünglich am Modell des Ofens aufgebaut waren, aber inzwischen von Besuchern entweder mitgenommen oder zerstört worden waren. Die kleinen Kugeltöpfe wurden gebrannt ersetzt inzwischen die defekten und fehlenden Exemplare am Ofenmodell.



**Abb. 19** Die Töpfer-AG des Schuljahres 2016 im Städtischen Museums Schloss Salder (Abb.: Städtisches Museum Schloss Salder).



## 5. Der Töpferofen in seinem historischen Umfeld

Die Geschichte der Burg und ihres direkten Umfeldes geht mindestens in das 12. Jahrhundert zurück, indirekt durch die Nennung der Edelfamilie von Hagen, 1179–1194/1201) durch *Ludolf von Haghen*. In den 1180er Jahren, wahrscheinlich 1186, heißt es von diesem Ludolf: „*dominus Ludolphus de castro, quod appellatur Haghen*“, womit die älteste Erwähnung der Burg belegt ist, die bis 1372 schlicht Hagen (oder lateinisch Indago) hieß und Stammsitz des Adelsgeschlechts derer von Hagen war (DAHMS 2003, 45).

Die Bezeichnung Gebhardshagen wiederum geht auf die Familie von Bortfeld zurück, die spätestens 1293 in den Besitz der Burg gelangte und bei denen der Personennamen „Gevehard“ ein Leitname war (DAHMS 2003, 45; CASEMIR 2003, 161). Ab 1372 erscheint in den Quellen die Benennung *Gheverdesaghagen*, schließlich *Gebershagenn* und ab 1802 Gebhardshagen (CASEMIR 2003, 160). Die Linie derer von Hagen erlosch 1280, die Burg ging dann in den Besitz der welfischen Herzöge von

Braunschweig-Lüneburg über, die gegenüber den Bischöfen von Hildesheim die Oberlehnsherrschaft durchsetzen konnten, und in der Folgezeit verschiedene Geschlechter mit der Burg belehnten – u. a. die Familie von Bortfeld. 1540 richteten sie das Amt Gebhardshagen ein und die Burg wurde Amts- und Gerichtssitz (DAHMS 2003, 46 f.). Es bestand bis 1807 und befand sich im Torhaus (Abb. 20).

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Burg Domänenbetrieb (bis 1968), der Palas wurde zum Kornspeicher umgebaut. Zu dem aus vier Gebäudetrakten bestehenden Ensemble gehören außerdem noch ein im 17. Jahrhundert entstandenes Herrenhaus/Domänenverwalterhaus sowie Wasch- und Milchküchen des Domänenbetriebes. Zwei Türme – der graue Bergfried sowie der Rote Turm – sind inzwischen niedergelegt. Ursprünglich soll die Burg von einem Wassergraben umgeben gewesen sein, weshalb sie als Wasserburg angesprochen wird (z. B. STOLBERG 1968, 105; RENNER 1985, 8; MEINECKE 1992,



**Abb. 20** Burg Gebhardshagen, Innenhof mit Torhaus, rechts anschließend der Palas mit dem Rittersaal im Obergeschoss; links Ecke der Burgscheune auf Mauerresten des ehemaligen Zeughauses sowie der Burgkapelle (Foto: Stadtarchiv Salzgitter).

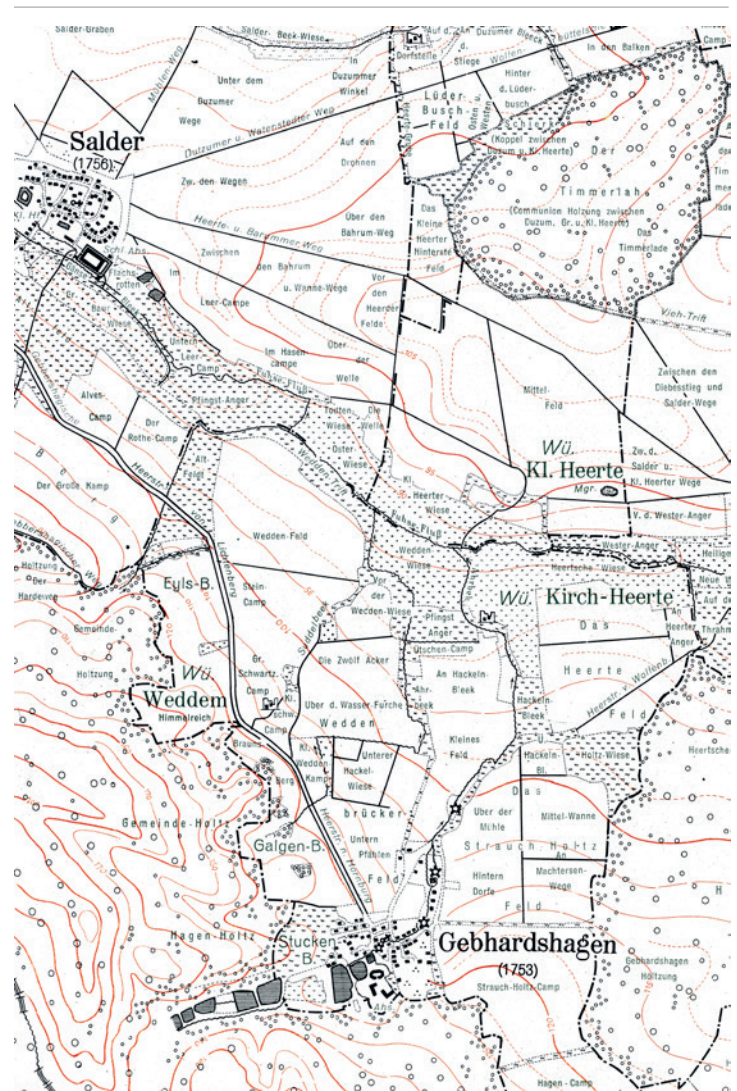




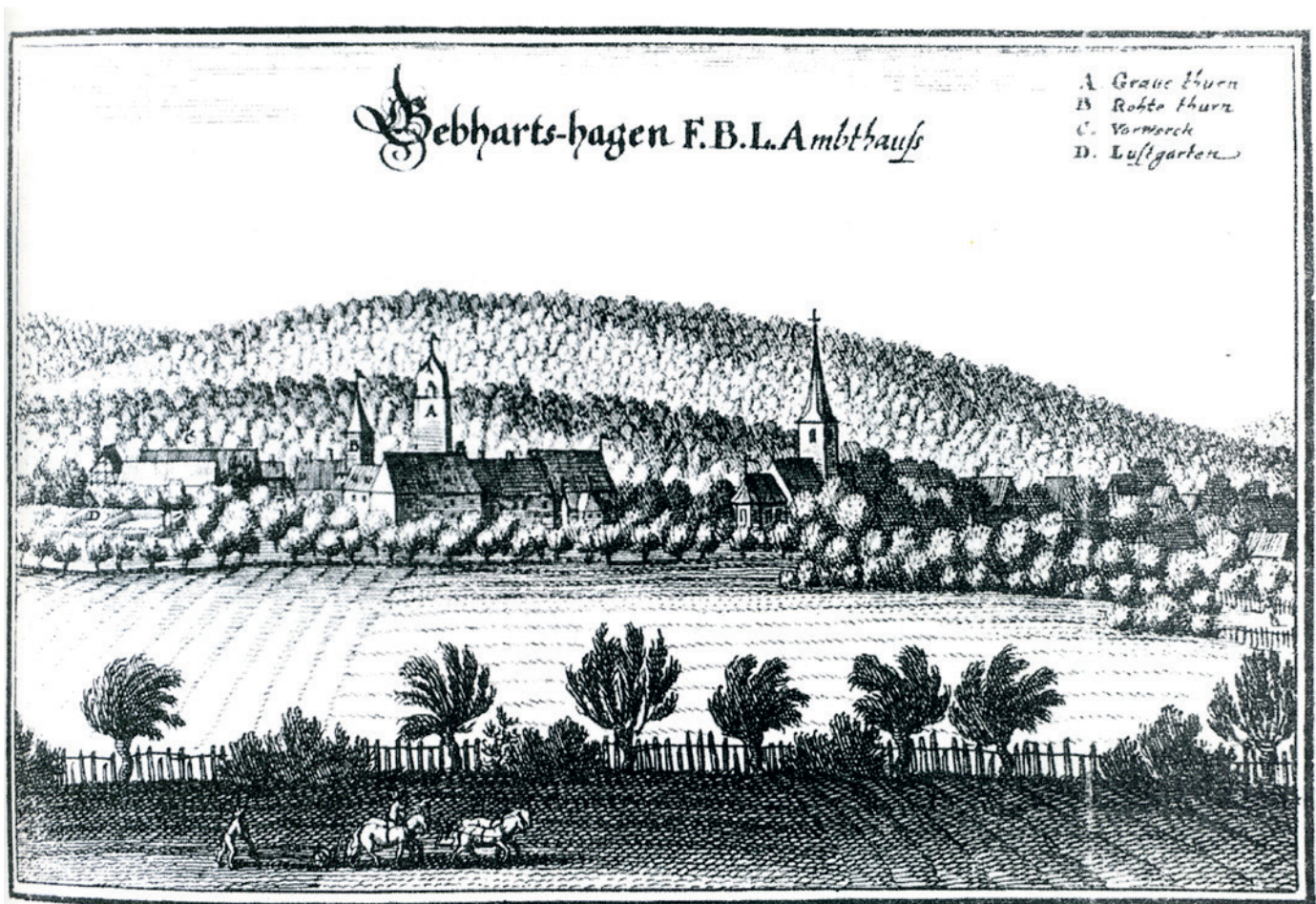


man hier – jenseits des Mühlenbachs – für die Zeit der ersten schriftlichen Erwähnung der Burg 1186 und des Ortes Hagen 1235 – den Standort für ein Vorwerk annehmen darf, welches in Zusammenhang mit der Burg und ihrer Herren stand. Der Betrieb einer Töpferei auf dem Lande ist ohne herrschaftliche Beteiligung in dieser Zeit kaum denkbar. Die Herren von Hagen standen sicherlich hinter dieser Töpferei.

Zwischen dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts und dem Ende des 15. Jahrhunderts scheint das Vorwerk jedoch verlegt worden zu sein. Nach 1475 entstanden hier große Ackerhöfe und das Gelände wurde nicht mehr handwerklich genutzt (DAHMS 2003, 47). Thomas Dahms interpretiert dies in Zusammenhang mit dem Wüstfallen des Dorfes Weddem. Die Ackerländer, die hier fortan nachzuweisen sind, bewirtschafteten die ehemalige Feldmark von Weddem, die zwischenzeitlich vollständig nach Gebhardshagen aufgegangen war (DAHMS 2003, 48). Demnach hätte sich das Dorf Hagen nach dem Wüstfallen von Weddem in östlicher Richtung am Mühlenbach ausgebreitet, während das Vorwerk der Burg nach Süden verlegt wurde, denn auf dem Merianstich von 1654 liegt es südlich der Burg, bis heute (**Abb. 23**).



**Abb. 22b** Ausschnitt aus der Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert (Ausschnitt aus der Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen XXIII, Ausschnitt aus Blatt Nr. 3828 Barum, 2.ber. Aufl. 1959).



**Abb. 23** Stich des Amtshauses Gebhardshagen von Matthäus Merian, in: *Topographia und Eigentliche Beschreibung der vornehmsten Städte, Schlösser auch anderer Plätze und Örter in denen Hertzogthümer Braunschweig und Lüneburg und denen dazu gehörende Graffschafften, Herrschafften und Landen*, Frankfurt 1654, neue Ausgabe 1961 herausgegeben von Lucas Heinrich Wüthrich, 90.

## 6. Zusammenfassung

Um 1200 existierte unmittelbar nördlich der Burg (Gebhards-) Hagen ein Vorwerk mit einer Töpferei. Nachgewiesen ist ein Töpferofen, der mehrmals umgebaut und in dem Graue Irdenware produziert wurde. Durch keramologische Untersuchungen ist nachgewiesen, dass Keramik aus Gebhardshagen nach Braunschweig verhandelt wurde. Mindestens 27 Gefäße sind in der Isolierschicht der Kemenate vom Hagenmarkt 13 in Braunschweig verbaut wurden. Die bestehenden Diskrepanzen in der Datierung beider Befunde – Töpferofen und Kemenate – lassen sich vorerst nicht auflösen. Es deutet sich aber an, dass der Töpfereibetrieb wohl nicht nur aus einem einzigen Ofen bestand und mindestens noch in der 2. Hälfte des

13. Jahrhunderts produziert hat. Die Datierung der Isolierschicht aus der Kemenate am Hagenmarkt 13 in Braunschweig in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts ist kritisch zu hinterfragen. Insbesondere wäre durch eine komplette Bearbeitung des Fundkomplexes zu klären, ob die Isolierschicht aus über 900 Kugeltöpfen bereits mit dem Bau der Kemenate im 13. Jahrhundert dort eingebaut und im 14. Jahrhundert lediglich ausgebessert worden ist – vielleicht, um einen neuen Fußboden einzubringen. Die Datierung wäre dann etwa 100 Jahre älter als von Rötting 1985 vorgeschlagen. Ein Modell des Töpferofens im Maßstab 1:4 kann im Städtischen Museum Schloss Salder besichtigt werden.



# Literatur

## BUDDE 2004

Thomas Budde, Zum Nachweis einer mittelalterlichen Qualitätstöpferei und dem Handel mit Töpferon in Oberg. Oberger Blätter Lfd. Nr. 50, 2004, 5–16 (Anmerkungen dazu befinden sich noch beim Autoren).

## BUDDE 2010

Thomas Budde, Der Peiner Gröbern. Die Wiederentdeckung eines Töpferviertel, in: Archäologie in Niedersachsen 13 (2010), 130–134.

## CASEMIR 2003

Kirsten Casemir, Die Ortsnamen des Landkreises Wolfenbüttel und der Stadt Salzgitter, Niedersächsisches Ortsnamenbuch Teil III (Veröffentlichung des Historischen Instituts der Universität Göttingen 43), Bielefeld 2003.

## DAHMS 2003

Thomas Dahms, Die Hagen von Salzgitter-Gebhardshagen, Braunschweig, Gandersheim und des Klützer Ortes (Salzgitter Forschungen 4), Salzgitter 2003.

## HEEGE 1993

Andreas Heege, Die Töpferei am Negenborner Weg: Einbecks ältester Gewerbebetrieb (Kleine Schriften des Städtischen Museums Einbeck 1), Oldenburg 1993.

## HEEGE 1998

Andreas Heege, Einbeck – Negenborner Weg I. Naturwissenschaftliche Studien zu einer Töpferei des 12. und frühen 13. Jahrhunderts in Niedersachsen (Studien zur Einbecker Geschichte 12), Einbeck 1998.

## HEEGE 2002

Andreas Heege, Töpferöfen des 12. und frühen 13. Jahrhunderts aus Einbeck, Niedersachsen. Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des 3. Kolloquiums des Arbeitskreises zur Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 62), Stuttgart 2002, 165–183.

## HEEGE 2007

Andreas Heege (Hrsg.), Töpferöfen – Pottery kilns – Four de potier. Die Erforschung frühmittelalterlicher bis neuzeitlicher Töpferöfen (6. – 20. Jh.) in Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Österreich und der Schweiz (Basler Hefte zur Archäologie 4), Basel 2007.

## KABLITZ 1993

Karsten Kablitz, Das Töpferhandwerk in Braunschweig während des 16. und 17. Jahrhunderts nach Ausweis der schriftlichen Überlieferung, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 62 (1993), 307–319.

## KELLNER-DEPNER 1993/94

Christine Kellner-Depner, Ergebnisse der Ausgrabungen in Salzgitter-Gebhardshagen an der Lattemannsgasse, in: Salzgitter-Jahrbuch 15/16 (1993/94), 5–90.

## KELLNER-DEPNER 1997/98

Christine Kellner-Depner, Der mittelalterliche Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen, in: Salzgitter-Jahrbuch 19/20 (1997/98), 25–96.

## KELLNER-DEPNER 2000

Christina Kellner-Depner, Der mittelalterliche Töpferofen von Salzgitter-Gebhardshagen, Lattemannsgasse 7. Befund und Produktion um 1200 n. Chr., in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 69 (2000), 181–221.

## KÖNIG 2000

Sonja König, Untersuchungen zur Typologie, Chronologie und Verwendung von spätmittelalterlicher Mündelkeramik in Mitteleuropa, in: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 16 (2000), 79–114.

## KÜHNE 1932

Friedrich Kühne, Erläuterungen zur geologischen Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern. Blatt Barum Nr. 2093, Berlin 1932.

## LOOK 1984

Ernst-Rüdiger Look, Geologie und Bergbau im Braunschweiger Land – Dokumentation zur geologischen Wanderkarte (Geologisches Jahrbuch Reihe A/ Heft 78), Hannover 1984.

## LÜDTKE/SCHIETZEL 2001

Hartwig Lüdtke und Karl Schietzel (Hrsg.), Handbuch zur mittelalterlichen Keramik in Nordeuropa (Schriften des Archäologischen Landesmuseums 6), Neumünster 2001.

## MEINECKE 1992

Alfred Meinecke, Salzgitter-Gebhardshagen. Ortsgeschichtliches über Gebhardshagen, in: Ortsheimatpflege in der Stadt Salzgitter, Salzgitter 1992, 54–60.

## MEIER 1906

Paul Jonas Meier (Hrsg.), Die Bau- und Kunstdenkmale des Kreises Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1906.

## PEINE 1988

Hans Werner Peine, Untersuchungen zur mittelalterlichen Keramik Mindens (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 17), Bonn 1988.

## RENNER 1985

Werner Renner, 750 Jahre Gebhardshagen, hrsg. vom Bürgerverein „Parkfest 80“ Gebhardshagen e. V., Salzgitter 1985.

## RÖBER 2002

Ralph Röber, Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des 3. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 62), Stuttgart 2002.

## RÖTTING 1977

Hartmut Rötting, Archäologische Denkmalpflege Braunschweig. Grabungsergebnisse 1976. Katalog zur Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum. Braunschweig 1977, 60–63.

## RÖTTING 1985

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), Hameln 1985.

## SCHOLZ/RÖTTING 1995

Peter Scholz und Hartmut Rötting, Stadtarchäologie Braunschweig. Archäometrische Untersuchungen zur Definition und Abgrenzung keramischer Warengruppen. Ein Vorbericht, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 64 (1995), 17–31.

## SCHOLZ 2002

Peter Scholz, Archäometrische Untersuchungen an Keramik des 9.–17. Jahrhunderts der Stadtgrabung Braunschweig. Online-Dissertation 2002 (<http://www.mittelalterarchaeologie.de/scholz/scholz.pdf>)

## SCHRAVEN 1985

Thomas Schraven u. a., Die mittelalterliche Töpferei von Salzgitter-Gebhardshagen, in: Keramische Zeitschrift 9 (1985), 487–490.

## SCHULTZ 1984

Hans Adolf Schultz, Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes, Braunschweig 1984.

## STEPHAN 1982

Hans-Georg Stephan, Die mittelalterliche Keramik in Norddeutschland (1200–1500), in: Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt. Handbuch zur Sonderausstellung 1982/83 (Hefte des Focke-Museums Bremen 62 / Veröffentlichungen des Helms-Museums Hamburg-Harburg 40), Bremen 1982, 65–122.

## STEPHAN 2000

Hans-Georg Stephan, Studien zur Siedlungsentwicklung und –struktur von Stadtwüstung und Reichskloster Corvey (800–1670) (Göttinger Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 26), Neumünster 2000, 1–3.

## STEPHAN 2004

Hans-Georg Stephan, Duingen und Coppengrave. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Töpferzentren in Südniedersachsen, in: Mamoun Fansa, Frank Both, Henning Haßmann (Hrsg.), Archäologie, Land, Niedersachsen. 400 000 Jahre Geschichte. Begleitbuch zur Sonderausstellung Archäologie, Land, Niedersachsen. 25 Jahre Denkmalschutzgesetz – 400 000 Jahre Geschichte, Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 42, Stuttgart 2004, 266–268.

## STEUER 1984

Heiko Steuer, Bericht über die Sitzung der Arbeitsgemeinschaft Mittelalter in Ratzeburg 1983, Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Jahrgang 10, Jg. 1982, Bonn 1984, 235–239.

## STOLBERG 1968

Friedrich Stolberg, Befestigungsanlagen im und am Harz von der Frühgeschichte bis zu Neuzeit (Forschungen und Quellen zur Geschichte des Harzgebietes 9), Hildesheim 1968.

## WEISER 2003

Barbara Weiser, Töpferöfen von 500 bis 1500 n. Chr. im deutschsprachigen Raum und angrenzenden Gebieten (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 15) Bonn 2003.





# Das Abtgrab 5 aus St. Aegidien, Braunschweig

**Heike Pöppelmann**

Im April 1978 stieß Hartmut Rötting bei Arbeiten zum Heizungseinbau in der Kirche St. Aegidien auf einige Gräber. Mit ihrer Freilegung gelang ihm „per Zufall“ die Entdeckung eines der bemerkenswertesten Gräber eines geistlichen Würdenträgers im norddeutschen Raum neben den Bischofsgräbern aus dem Bremer Dom. In St. Aegidien Grab 5 befand sich im Ornat eines Bischofs bestattet das grazile, 1,66 m große Skelett eines 55-60-Jährigen (RÖTTING/RÖMER-JOHANNSEN 1979, 15-56). Seit der Entdeckung des Abtgrabes im Jahre 1978 liegen bisher fünf verschiedene Datierungsansätze vor:

Abt Rengerus (gest. vor 1186)

nach Ute RÖMER-JOHANNSEN (1979),

Abt Hartmann (1186-1191)

nach Heidi BLOECHER (2012, 210 f.),

Abt Albrecht, Andreas oder Albert (1204-1225)

nach Bernd PÄFFGEN (2011),

Abt Dietrich (1226-1249) nach

Klaus NASS (1989),

Abt N. N. aus der Mitte 13. Jh. bis 1278

nach Leonie VON WILCKENS (1997, bes. 297).

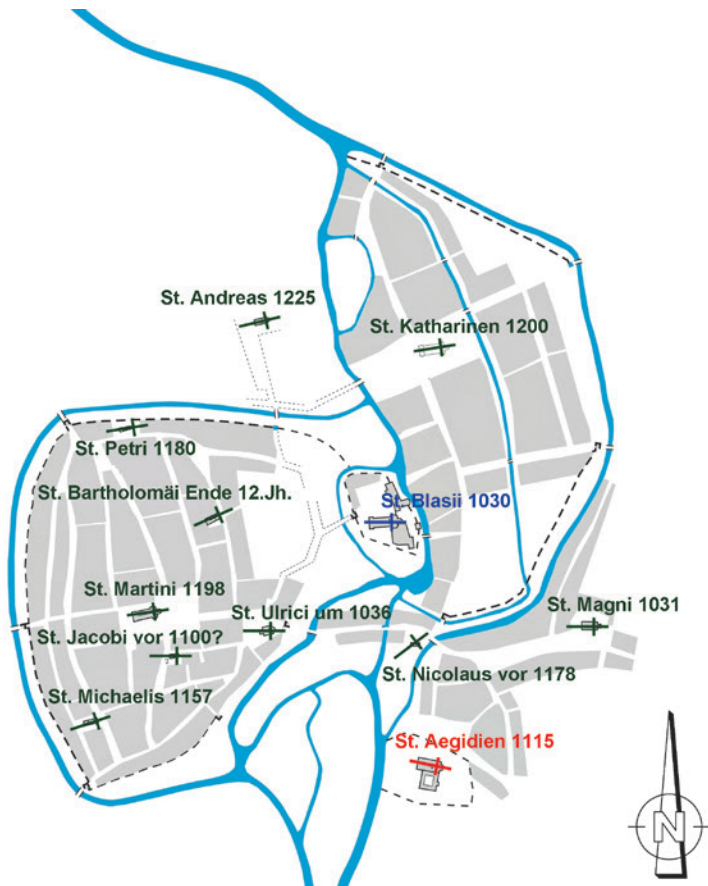
Die Datierung der Grablege ist mittels C14-Untersuchungen von Proben des Sargs und der Knochen sowie anhand einer antiquarischer Analyse neu bewertet worden.

## 1. Gründung und Geschichte des Klosters St. Aegidien

Am 1. September 1115 gründete die Markgräfin Gertrud die Jüngere (um 1060–1117), die letzte aus dem Geschlecht der Brunonen, das Kloster St. Aegidien unter Anwesenheit zahlreicher Äbte, Pröpste, Kleriker und Laien (SCHNEIDMÜLLER 1986, 41; DYLONG 2012, MGH DL III Nr. 67). Die Weihe des Marien-Klosters erfolgte am Tag des hl. Aegidius durch den päpstlichen Legaten Dietrich und den zuständigen Bischof Reinhard von Halberstadt. Anwesend waren ebenso Gertruds Tochter Richenza mit ihrem Gatten, dem sächsischen Herzog Lothar von Supplinburg (1125-1137 König und Kaiser).

Die Nachricht über diesen Gründungsakt und die Ereignisse der ersten Jahre vermittelt ein 1134 ausgestelltes Kaiserdiplom des damals anwesenden, vormaligen Herzogs, der mittlerweile als Lothar III. zum König gewählt und zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Da die Weihe 1115 am Gedenktag des hl. Aegidius erfolgte, geht die historische Forschung davon aus, dass Aegidius als Patron und Teil des Namens wohl schon vor seiner Ersterwähnung in einer Urkunde Heinrichs des Löwen von 1146 gebräuchlich gewesen ist (SCHNEIDMÜLLER 1986, 42 mit Anm. 8). Vor 1134 erwarb Richenza das Kloster und übertrug es ihrem Gemahl Kaiser Lothar III. Trotz der Reformbewegungen blieb das Kloster St. Aegidien weit über seine Gründungszeit Eigenkloster der Stifterfamilie zunächst der Brunonen und später der Welfen, d.h. es war herrschaftlich angebunden an die Besitzer der Burg Dankwarderode.

Michael GESCHWINDE (2014) stellte die mittelalterliche Topographie Braunschweigs bezüglich Stiften und Klöstern sowie deren Forschungsstand vor. Basierend auf seinen Ausführungen wird eine kurze Zusammenfassung der christlichen Topographie zur Einordnung des Klosters St. Aegidiens gegeben (**Abb. 1**). Im 11. Jh. verdeutlicht sich Braunschweigs Stellung als Herrschaftsmittelpunkt der Brunonen durch die Gründungen von zwei weltlichen Kollegiatstiften: das Stift St. Petrus und St. Paulus, später St. Blasius (vor 1036), gehörte zur Burg Dankwarderode auf der Halbinsel im Sumpfgelände der Oker sowie St. Cyriakus (vor 1079). Von dem zweiten Kollegiatstift, das im Schatten von St. Blasius blieb, sind keine Spuren erhalten. Das Stift wurde 1545 für ein freies Schussfeld abgerissen (DÖLL 1967; DOLLE 2012, 125). Beide Stifte sollten die Memoria sichern, also die typischen Aufgaben eines dynastisch geprägten Kollegiatstiftes, aber auch Aufgaben bei der immer stärker werdenden schriftlichen Verwaltungs- und Herrschaftspraxis übernehmen (CONRAD 2020, 407-416). Der Vollständigkeit halber ist noch das Zisterzienserkloster Riddagshausen anzuführen, das um 1145 in einem sumpfigen Niederungsbereich östlich der Stadt gegründet wurde (VON BOETTCHER 2012, 1298 ff.). Die vor 1200 gestifteten Stifte und Klöster sind alle in Verbindung zunächst mit den Brunonen und schließlich den Welfen zu sehen. Um 1180 präsentiert sich das Stadtbild Braunschweigs als eine Sakrallandschaft mit zwei



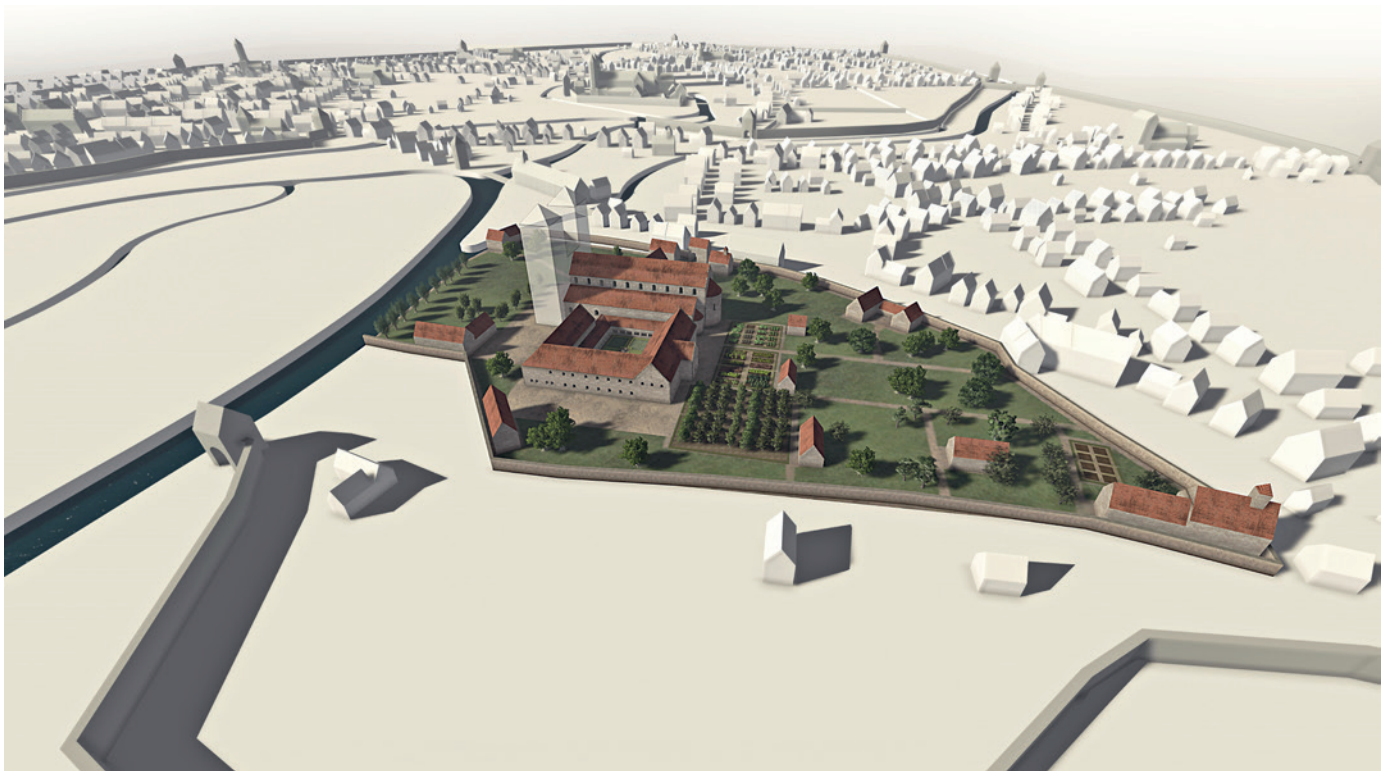
**Abb. 1a** Braunschweig um 1180: Im Zentrum die Burg Dankwarderode. Östlich und westlich liegen die beiden Weichbilder Altstadt und Hagen, südöstlich die Altewiek (aus: Geschwinde 2014, 220 Abb. 8)

Stiften und zwei Klöstern, sowie einer seit der Zeit um 1000 gewachsenen Struktur von Pfarrkirchen aus dorfbähnlichen Siedlungen, die im Laufe des 12. Jhs. sukzessive urbane Strukturen erhielten (**Abb. 1**).

Als ersten Abt St. Aegidiens bestimmte die brunonische Gräfin den von der Hirsauer Reform beeinflussten Heinrich von Bursfelde (SCHNEIDMÜLLER 1986, 45; FRECKMANN 2012, 281; MGH DL III Nr. 67)<sup>001</sup>. Das Kloster Bursfelde wurde 1099 ebenfalls von den Brunonen gegründet. Die reformierte Ausrichtung hat nach den auf älteren Ausgrabungen basierenden Untersuchungen Elmar Arnholds (o. J. 110 f.) das Aussehen der Kirche von St. Aegidien beeinflusst (**Abb. 2**). Die romanische dreischiffige Kirche besaß bereits die Ausmaße des heutigen gotischen Langhauses bis zum Ansatz des Chorraumes. Als östliche Abschlüsse der Seitenschiffe konnten halbrunde Apsiden nachgewiesen werden. Der Abschluss des Mittelschiffes ist nicht belegt, jedoch analog zu zeitgleichen Kirchenbauten ist eine halbrunde Apsis anzunehmen.

Der Rekonstruktionsversuch von Kreuzgang und Klauergeländen durch die Arbeitsgemeinschaft Gebautes Erbe, E. Arnhold und F. Ziehe, erfolgte auf Basis des erhaltenen Bestands und historischer Grundrisszeichnungen (**Abb. 3**). Der Ostflügel des Kreuzgangs besaß Rundbogenarkaden und teilende Säulen-Bogenstellungen. Der Brunnen befand sich ungefähr an ähnlicher Stelle wie heute, seine heutige Ummauerung datiert aufgrund einer Inschrift in das Jahr 1473 (ARNHOLD o. J., 114 f.). Am 12. Mai 1278 wurde die

**001** Die Dauer seiner Tätigkeit als Abt ist nicht bekannt. Klaus Nass (1989, 28) vermutet, dass Heinrich bereits 1119 ausgeschieden ist, da er am 18. April 1119 als *abbas de Buresvelt*, nicht aber als Vorsteher von St. Ägidien bezeichnet wird.



**Abb. 1b** Braunschweig im 12. Jahrhundert in Rekonstruktion der AG Gebautes Erbe, Braunschweig (Arnold o. J., 52)



Klosterkirche sowie das Kloster mit allen Werkstätten und Wirtschaftsgebäuden bei einem Stadtbrand zerstört, ein Teil des Konventgebäudes und der östliche Klosterflügel (**Abb. 3 b**) blieben vom Feuer verschont. Der Wiederaufbau des Klostergebäudes war kurz nach 1300 abgeschlossen (DYLON 2012, 132). Von den Gebäuden sind heute noch das Erdgeschoss des Ostflügels mit Kreuzgang, Sakristei, Kapitelsaal, Parlatorium und Refektorium (**Abb. 4**) erhalten. Ein Anhaltspunkt für die Datierung des Klosterflügels bieten die Kapitelle. Als beste Vergleiche gelten nach Henning GROTE (1982) die Kapitelle (**Abb. 5**) aus dem Abbruch des „Mosthauses“, also der Burg Dankwarderode, die Ludwig Winter 1883 aus dem Schutt barg und dokumentierte (GROTE 1982, 146). Grote führt z. B. Kapitell 1 (GROTE 1982, 141, Abb. 132) des Kapitelsaals und Kapitell 1 (**Abb. 6**) des Parlatoriums auf, deren Helices sich wie bei den Kapitellen der Burg gleich aus der Blatthülse heraustreten, die Blattspitzen rollen sich nur in der Fläche in die Volute ein. Der Baubeginn der Burg Dankwarderode ist zeitlich nicht genau festzulegen, vermutlich liegt er nach GROTE (1982, 147; PÄFFGEN/RESSEL 2019) um 1166 (mutmaßliche Errichtung des Löwendenkmals) bis um 1173 (Baubeginn des Doms). Das Kloster St. Aegidien war durch den Schutzbrief von Kaiser Lothar an den Vogt der Burg Dankwarderode gebunden, der das Gerichtswesen im Kloster ausübte, so dass eine Verbindung gegeben ist. Während der Amtszeit des Abtes Heinrich (1162–1173) dürften also die „Sakristei“, der Kapitelsaal, das Parlatorium, der Mönchsaal (Refektorium) und der östliche Kreuzgang entstanden sein. Darüber befindet sich das Dormitorium, das im Zuge des Umbaus zum Vaterländischen Museum 1906 nach damaligen Verständnis von Denkmalpflege „historistisch“ überprägt wurde (GROTE 1982, 139). Die anderen Gebäude des Klosters wurden Ende des 19. Jhs. abgerissen. Die drei Räume im Untergeschoss des Ostflügels (Kapitelsaal, Parlatorium, Refektorium) sind heute mit Durchgängen versehen, die erst 1906 für die Einrichtung des Vaterländischen Museums angelegt wurden (**Abb. 7**).

Das Benediktinerkloster St. Aegidien bestand bis zur Einführung der Stadtreformation im Jahre 1528. Dass Teile des Kirchenschatzes den Brand von 1278 überlebt haben, zeigt sich



**Abb. 2** Kloster St. Aegidien. Aufgrund von alten Plänen und den Ergebnissen archäologischer Grabungen lässt sich das Aussehen des ersten Kirchenbaus rekonstruieren. Haupt- und Seitenschiffe schließen jeweils mit einer halbrunden Apsis ab (Arnhold o. J., 110).

anhand der erhaltenen 164 Urkunden (heute: Niedersächsisches Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel), die 1576 an das Konviktum der Universität Helmstedt (DYLON 2012, 135) übergeben worden sind, oder anhand des Verzeichnisses der 1707 an Herzog Anton Ulrich ausgelieferten Teile des mittelalterlichen Kirchenschatzes von St. Aegidien. Anton Ulrich verschenkte zahlreiche Stücke aus dem Schatz an den befreundeten Abt von Corvey (PÖPPELMANN 2017). Einige Preziosen sind bis heute erhalten, wie das um 1200 gefertigte Evangeliar und das Evangelistar aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. (heute im Bestand des Herzog Anton Ulrich-Museums: KLÖSSEL 1995). Auch Textilien überlebten den verheerenden Brand. Der aus byzantinischer Seide gefertigte und englischer Goldstickerei geschmückte Mantel Kaiser Ottos IV, den der Herrscher 1218 testamentarisch dem Kloster St. Aegidien vererbte, wird noch 1707 in der Paramentenliste des Klosters geführt; um 1744 verkauft gelangte er in das Collegium Carolinum. Dort fand den zu einer Altardecke umgearbeitete Mantel 1859 der Inspektor des herzoglichen Museums (heute Herzog Anton Ulrich Museum) (SCHMITZ-VON LEBEDUR 2006).

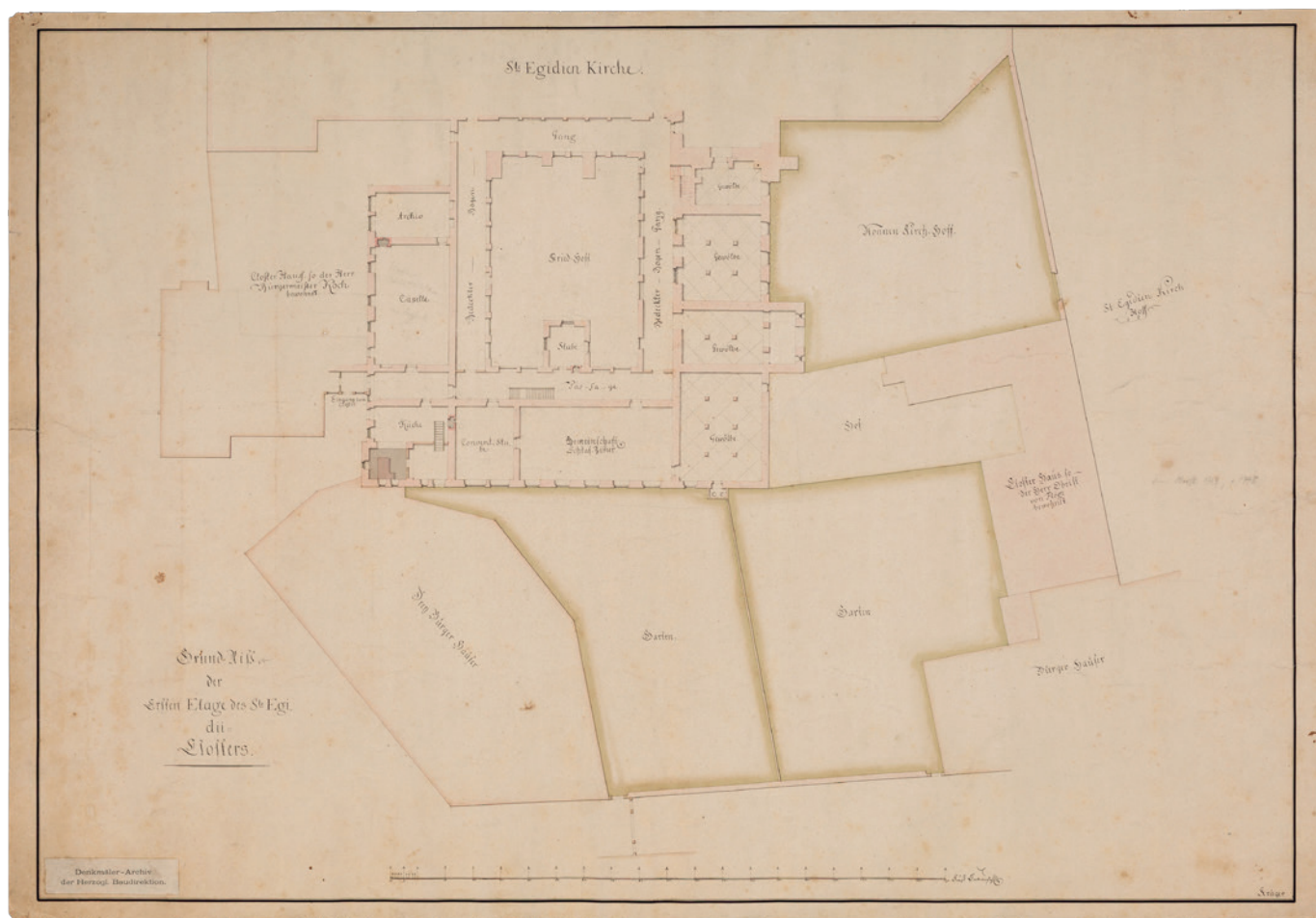


**Abb. 3 a** Der Kreuzgang des Kloster St. Aegidien in Rekonstruktion der AG Gebautes Erbe, Braunschweig (Arnhold o. J., 116–117)



**Abb. 3 b** Der erhaltene östliche Flügel heute (Foto Braunschweigisches Landesmuseum, I. Simon)

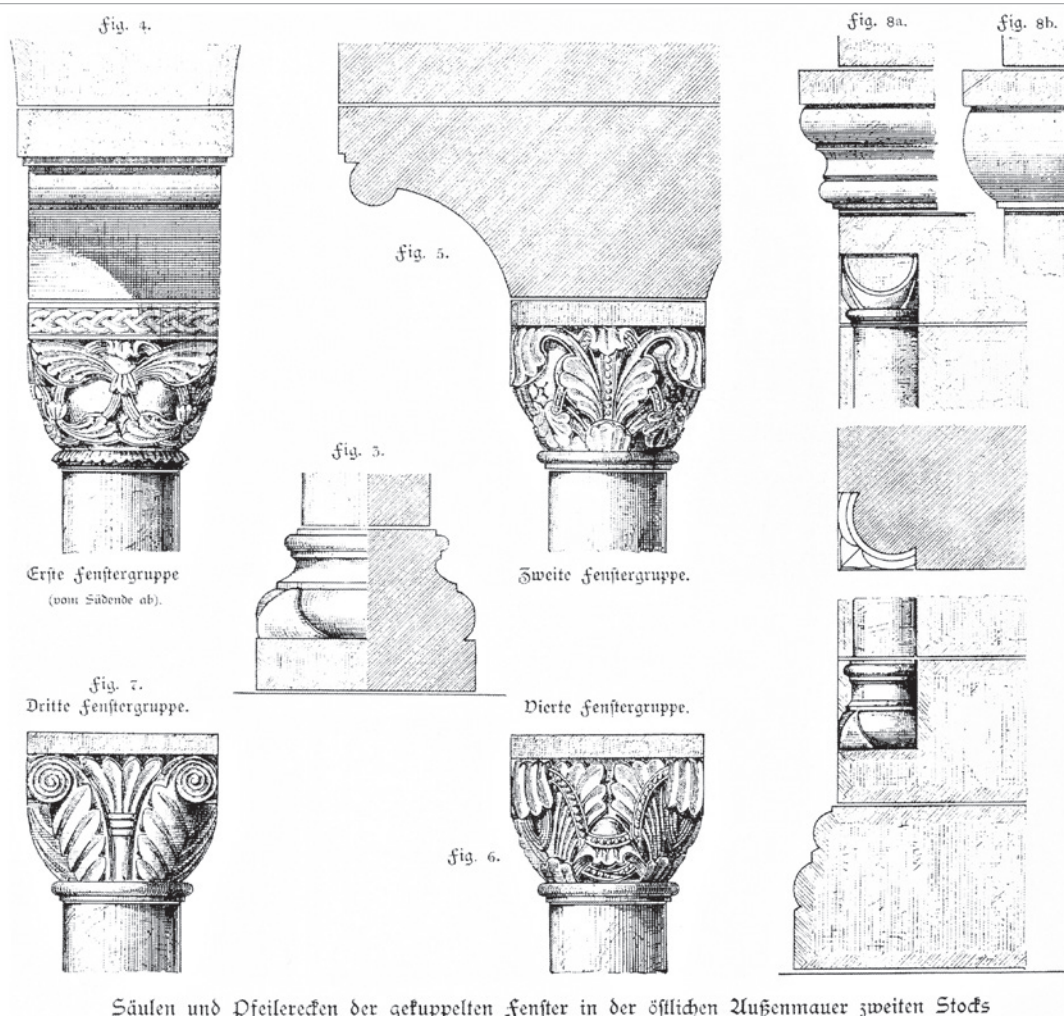




**Abb. 4** Grundriss des Erdgeschosses vom Kloster St. Aegidien, Zeichnung, 3. Viertel 18. Jh. (Foto Braunschweigisches Landesmuseum, A. Pröhle)

Die romanische Klosterkirche St. Aegidien war durch den Brand von 1278 so stark beschädigt, dass man 1282 den Neubau im gotischen Stil begann. Der Chor und das Querschiff waren weitgehend beendet, die östlichen Langhausjoche und die Grundmauern im Westteil der Kirche waren errichtet, als der Bau der Hallenkirche 1325 unterbrochen wurde. Zwischen 1409 und 1478 beendete man das Langhaus, der begonnene Westbau wurde schließlich 1817 abgerissen (ARNHOLD o. J.).

Auf dem Grabplattenplan des Hofkupferstechers Anton August Beck (zwischen 1750–1760) (**Abb. 8**) ist oberhalb der beiden westlichsten Säulen eine Grabplatte von 1446 eingetragen worden, die 1812 mit der Profanierung beseitigt worden ist (RÖMER-JOHANNSEN 1979, 18 ff.).



Säulen und Pfeilerecken der gekuppelten Fenster in der östlichen Außenmauer zweiten Stocks

**Abb. 5** Säulen und Pfeilerecken der gekuppelten Fenster im Obergeschoss der nördlichen Außenmauer der Burg Dankwarderode nach Ludwig Winter 1883 (Herrenberger 1995, 65)



**Abb. 6** St. Aegidien, Parlatorium, korinthisches Kapitell (Säule 1) (Foto Braunschweigisches Landesmuseum, I. Simon)



**Abb. 7** Die drei Räume im Untergeschoss des Ostflügels (Kapitelsaal, Parlatorium, Refektorium) sind heute mit Durchgängen versehen, die erst 1906 für die Einrichtung des Vaterländischen Museums angelegt wurden (Foto Braunschweigisches Landesmuseum, A. Pröhle).

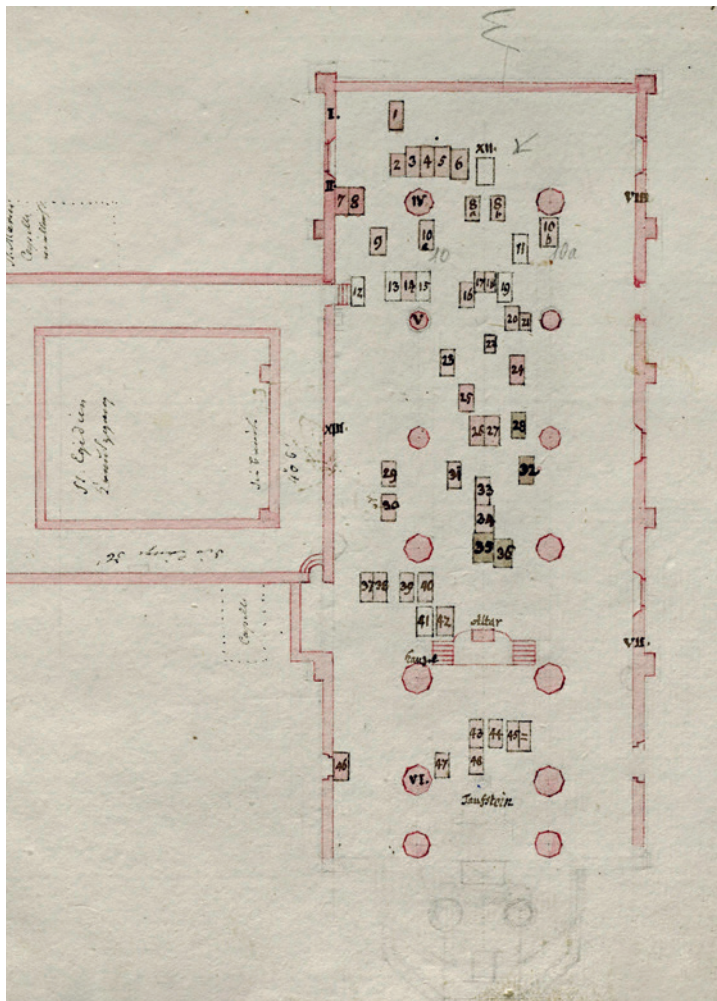


## 2. Das Abtgrab Nr. 5 und seine Ausstattung

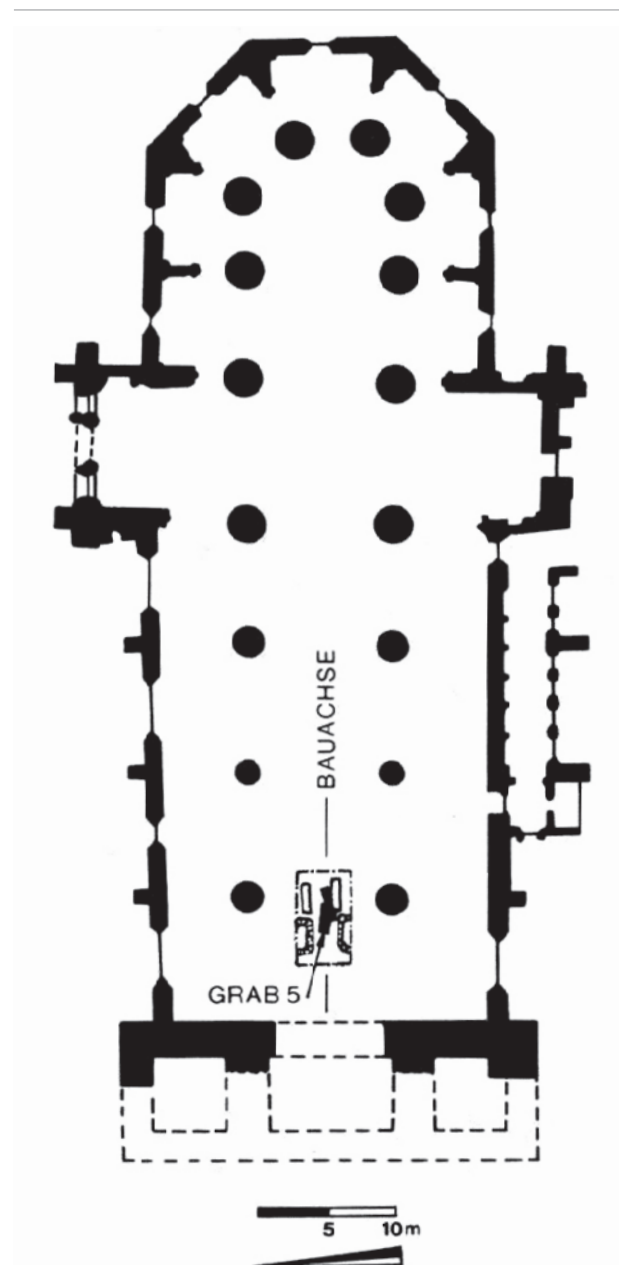
An der Stelle, wo nach dem um 1750 durch Beck erstellten Grabplattenplan eine spätmittelalterliche Grablege der Äbte des Benediktinerkloster zu lokalisieren ist, war 1978 die Verlegung eines Heizkanals geplant (**Abb. 9**). Um die mittelalterliche Grablege nicht zu stören, erfolgte eine Umplanung, so dass der Graben etwas weiter östlich verlegt werden sollte. In der durch Hartmut Rötting durchgeführten Notgrabung vom 2. bis 7. April 1978 wurden in einer Grabungsfläche von 28 m<sup>2</sup> sieben Gräber, davon drei mittelalterliche Abtbestattungen in der Kirchenachse, flankiert von je zwei Laiengräbern des 18. Jhs. freigelegt (**Abb. 10–11**). Der Verstorbene aus Grab 5 war mit den Insignien eines Bischofs, also mit Krümme und Pontifikalornat beigesetzt worden. Es fand sich eine Mitra sowie Reste von Albe, Kasel, Stola und Teile eines Lederschuhs. Der zweite Schuh und Beinkleider wurden nicht gefunden, da Grab 6 den unteren Teil des Grabes 5 überdeckte. Im Folgenden werden die datierbaren Teile der Grabausstattung zur

Überprüfung der bisherigen Ansätze zum Zeitraum der Grablegung vorgestellt.

Die Krümme (*curvatura*) bestand aus teilweise vergolde-tem Kiefernholz, der mittels Zapfenkonstruktion an dem Stab (*pedum*) aus Ahornholz befestigt war, mit einer Rundmanschette gesichert (**Abb. 12**). Ausgehend von kunsthistorische Vergleichen kam Hartmut RÖTTING (1979, 40–44; PÄFFGEN 2011, 82) zu einer zeitlichen Einordnung des Krummstabs in die Mitte bis zweite Hälfte des 12. Jh.

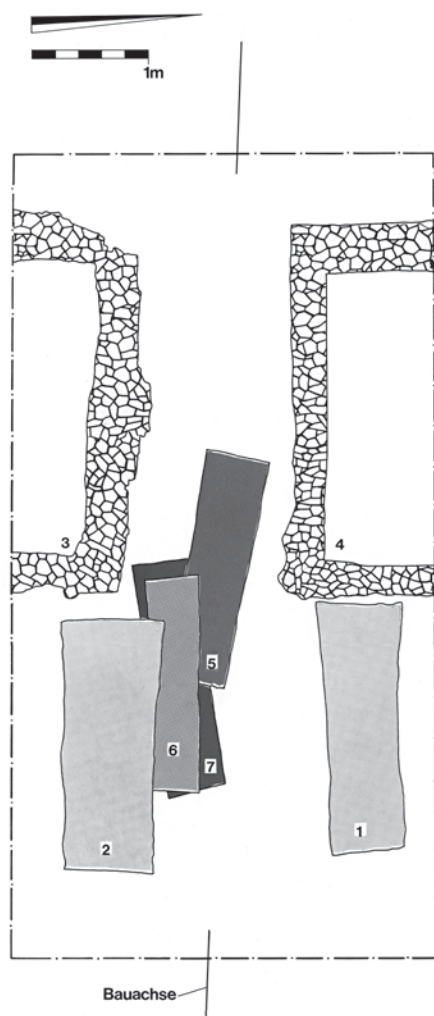


**Abb. 8** Grabplattenplan von dem Hofkupferstecher Anton August Beck (zwischen 1750–1760). Unter XII Grabplatte der Äbte von 1446 (Römer Johannsen 1979, 21 Abb.3) (Stadtarchiv Braunschweig H V Nr. 125)



**Abb. 9** Kirche St. Aegidien, Stadtgrabung 36, Übersichtsplan (Rötting 1997, 138)





**Abb. 10** Kirche St. Aegidien, Stadtgrabung 36, Übersichtsplan (Rötting 1997, 138)



**Abb. 11** Blick auf die Abtgrablage, die 1978 angefertigten fotogrammetrischen Fotos sind neu montiert (NLD Braunschweig, M. Greif) (GESCHWINDE 2014, 216 Abb. 4)

Bemerkenswert ist die fragmentarisch erhaltene kunstvolle Schnitzerei, deren Deutung Rötting ebenfalls zu verdanken ist. Ihre Darstellung bezieht sich auf Äsops Fabel „Der Wolf und der Kranich“. Als der Wolf ein erbeutetes Schaf so gierig verschlang, dass ein Knochen im Rachen stecken blieb, versprach er seinem Helfer eine große Belohnung. Der Kranich half dem angeschlagenen Raubtier. Doch anstatt einer Belohnung höhnte der Wolf, dass sein Retter schon froh sein kann, dass er ihm nicht den Kopf abgebissen habe. Sein Fazit: Hilfe gerne in der Not, erwarte keinen Dank. Der Abt trug das Motiv vom drohenden Wolf an seinem Hirtenstab, sowohl er selber wie auch sein Konvent konnten sich die Fabel als Lehre im Umgang mit den Mächtigen zu Mahnung nehmen.

Anneliese Streiter, Leonie von Wilckens und Sybille Wirth haben die Textilien aus dem Abtgrab 5 restauriert und wiederholt wissenschaftlich beschrieben, 1979 in der Erstpublikation zu 800 Jahre St. Aegidien, 1985 in der von Rötting herausgegebenen Stadtarchäologie von Braunschweig sowie 1987 in dem Textilsymposium von York, zuletzt erfolgte eine erweiterte Beschreibung in der 1997 erschienenen Neuauflage der Stadtarchäologie von Braunschweig (STREITER/v. WILCKENS 1979, STREITER 1990; STREITER/WIRTH 1997; VON WILCKENS 1997).

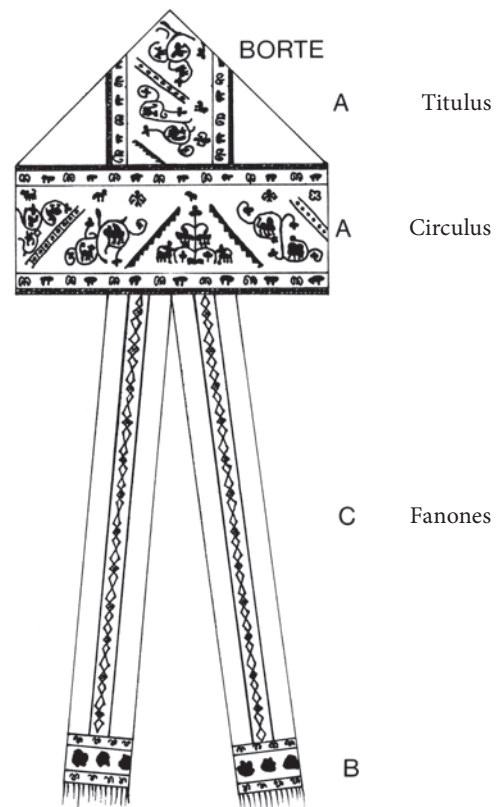
Die Einordnung und Beschreibung der Mitra aus dem Braunschweiger Abtgrab basiert auf den Forschungen von Heidi Blöcher, die in einer ausführlichen Untersuchung die rund 100 erhaltenen Mitren des Mittelalters 2012 neu vorgestellt hat. Der Braunschweiger Fund bestand nach erhaltenen Resten an den Hörnern vermutlich aus ungemusterter Halbseide, die eventuell identisch mit dem Grundstoff der Bänder war (STREITER 1990, 151). Erhalten sind die Goldborten des Circulus, des Titulus und aufgenäht als Besatz der Fanones (BLÖCHER 2012, Kat.-Nr. 18, 210 ff.) (Abb. 13-14).

Die 10,7 cm breite Goldborte des Circulus und der Tituli bestehen aus zwei schmalen Seiten und einem breiten Mittelstreifen (Abb. 15). Auf den Seitenstreifen finden sich Rankenbäumchen, vierblättrige Rosetten und zur unteren Kante ausgerichtete kleine Tiere. Der Mittelstreifen zeigt zwischen Diagonalbögen gegenläufig geschwungene Ranken mit Tieren, jeweils unterschiedlich geformt. Einzelne Rankenbäumchen und kleine Tiere finden sich an der oberen Konturlinie. Das rückseitige Seidengewebe ist mit groben Stichen angebracht und vermutlich nachträglich verändert. Das beste Vergleichsstück des klein gemusterten Seidenstoffes führt uns zu den sog. Palermitaner Borten, die während des 12. Jhs. in einer sizilianischen



**Abb. 12** Fragmente des Abtstabes aus Grab 5 mit Curva, Nodus und Pedum

(Foto Braunschweigisches Landesmuseum, I. Simon)



**Abb. 13** Original und Rekonstruktionszeichnung der Mitra mit Borten A – C aus Grab 5  
(Foto Braunschweigisches Landesmuseum, A. Pröhle, Zeichnung von WILCKENS 1997, 296)





**Abb. 14** Rekonstruktion der Mitra aus St. Aegidien Grab 5  
(Foto Braunschweigesches Landesmuseum)



**Abb. 15** Mitra, Detail aus Borte A  
(Foto Braunschweigesches Landesmuseum, I. Simon)

Hofwerkstatt hergestellt wurden. Eine ähnlich gemusterte Goldborte trug der 1197 im Dom von Palermo beigesetzte Heinrich VI. an seiner Kronhaube (Blöcher 2012, 58 **Abb. 20**). Wenn die Farbigkeit noch zu erkennen ist, bestimmen weiße, rote, grüne, violette, z. T. braune Seidenfäden das Muster auf goldenem Grund. Die Gruppe der Palmertianer Borten, die mit dem Braunschweiger Fund vergleichbar sind, zeichnen sich durch kleine Motive mit Rankenmotiven und Tieren in regelmäßigen Abstand aus. Keine Borte der 17 bekannten Exemplare ist gleich, die Variationsbreite lässt sich damit erklären, dass das Muster beim Weben von Hand und nicht über eine mechanische Einrichtung ausgehoben wurde. Heidi Blöchers (2012, 57-64) Untersuchungen führen zu einer überzeugenden zeitlichen Unterteilung der Borten in schmale um 1160/70, und in breite Exemplare gegen Ende des 12. Jhs. – Zur späteren Gruppe gehört das Braunschweiger Exemplar (Blöcher 2012, 64).

Sämtliche Mitren mit Palermitaner Borten stammen aus der Zeit der beiden Staufer Barbarossa (gest. 1190) und Heinrich VI. (gest. 1197) und kommen nur in Bistümern des Heiligen Römischen Reiches vor. In den Bistümern Spaniens, Frankreichs oder des Kirchenstaates sind keine Borten dieses Typs bekannt. Selbst aus Sizilien, wo die Borten hergestellt wurden, sind keine

Mitren mit Palermitaner Borten nachzuweisen. Diese Zuordnung geht auf die Besätze an den Krönungsgewändern der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches zurück. Die Gewänder wurden auf Sizilien in den königlichen Hofwerkstätten für Roger II. (1130-1154), Wilhelm II. (1166-1189) sowie Friedrich II. (1220-1250) zwischen 1133 und 1220 angefertigt oder umgearbeitet. Auch die Borten der Haube aus dem Grab Kaiser Heinrichs VI. (1191-1197) in Palermo stammen wohl aus diesen Werkstätten (Blöcher 2012, 57 f.). Nach der Verlegung der Residenz von Palermo nach Lucca 1223 erlosch die hochstehende Textilproduktion nach und nach. Heidi Blöcher vermutet, dass die Borten Geschenke der Staufer an Reichsbischofe und – Äbte sind. Mit der Übernahme des normannischen Königreiches Sizilien durch das Erbe Konstanzes I. (gest. 1198), Tochter Rogers II. und Gemahlin Heinrichs VI., waren die Staufer in den Besitz der höfischen, von Roger I. gegründeten Textilmanufaktur gekommen.

Das Obergewand, die Kasel des Braunschweiger Abtes, bestand aus Wolle (Kette rotbraun, Schuss graublau). Für das rückwärtige Gabelkreuz verwendete man zwei unterschiedliche Seidengewebe, der Längsstreifen aus Seide, die Schrägstreifen aus Halbseide, die Muster mit eingewebten Metallfäden gefertigt sind nicht mehr zu identifizieren.





**Abb. 16** Stola, Rekonstruktion mit großer Rosette in Gold auf seidenen Grund, Kreuze und geometrische Motive in farbiger Seide (STREITER/WIRTH 1997), e. L. der rechten Körperhälfte 42 cm, Breite 4,8–5,5 cm.



**Abb. 17** Kölner Borten um 1300/ 1. Hälfte 14. Jh. (Fotos Rheinisches Bildarchiv Köln, M. Mennicken, K. Wißkirchen, Museum Schnütgen, Köln, Inv.-Nr. N 0168, Inv.-Nr. N 0165, Inv.-Nr. N 0146)



Die Braunschweiger Stola (**Abb. 16**) ist eine Halbseide, das in der linken Körperhälfte liegende Stolafragment war mit dem Cingulum verschlungen. Anneliese STREITER (1990) hat bereits 1987 auf einer Tagung in York, darauf hingewiesen, dass die Stola die jüngste Grabbeigabe ist und in die erste Hälfte des 13. Jhs. datiert. Sie bezieht sich dabei auf Ergebnisse von Leonie von Wilckens, die erst 1997 in der erweiterten Neuauflage der Stadtarchäologie in Braunschweig, hrsg. von Hartmut Rötting, diese Einschätzung ebenfalls veröffentlicht. Die drei Vergleichsstücke, die VON WILCKENS (1997) aufführt, datieren an das Ende des 13. Jhs. und in das frühe 14. Jh. Die Braunschweiger Stola besteht aus einer Halbseide und trägt als Muster eine große Rosette aus vier Herzblättern sowie Kreuze,

Winkelhaken und Quader. Nach VON WILCKENS (1997, 297 mit Anm. 24) datiert das Muster nicht vor der Mitte des 13. Jhs. Von Wilckens führte als Vergleichsstück sog. Kölner Borten an, wie z. B. eine entsprechende Borte Gertruds, gest. 1296, Tochter der hl. Elisabeth (German. Nationalmuseum Nürnberg Inv.-Nr. T1214). In dem Corpus Kölner Borten von Marit BOMBEK und Gudrun SPORBECK (2012, 87 f., 93 f. Kat.-Nr. 7, 13, 14) finden sich weitere vergleichbare Borten, die eine Datierung um 1300 und erste Hälfte des 14. Jhs. aufweisen (**Abb. 17**). An den Kölner Vergleichsstücken zeigt sich häufig die Rosette mit Herzblättern. Die Materialanalyse stimmt mit 85 % der untersuchten Kölner Borten überein: d. h. unifarbener Grund und farbige Motive, Muster in Kettrichtung gewebt (Nürnberg 2012).

### 3. Die Datierung der Ausstattung des Abtgrabes Nr. 5 von St. Aegidien

Im Abtgrab Nr. 5 führte der Verstorbene als ältestes Stück einen Krummstab aus der Mitte des 12. Jhs., die Palermitaner Borten der Mitra, die vermutlich nachträglich umgenäht wurden, datieren in das vierte Viertel des 12. Jhs. Teile des Kirchenschatzes und des Archivs überlebten den Brand von 1278, darunter vermutlich auch diese aus der Bestattung. Das jüngste Stück ist die Stola mit einer Kölner Borte aus der Zeit um 1300 und der ersten Hälfte des 14. Jhs.

Obwohl Leonie von Wilckens als Vergleichsstücke Kölner Borten aus dem Ende des 13. und des 14. Jhs. anführt, die nach den Untersuchungen von BOMBEK/SPORBECK (2012) in die erste Hälfte 14. Jh. eingeordnet werden können, gehen Streiter und von Wilckens davon aus, dass die Bestattung vor der Brandkatastrophe von 1278 erfolgte. Diese Einschätzung basiert auf die Argumentation von Rötting, die zur Datierung der Grablege mit einem terminus ante quem vor 1278 führte.

Die Grabplatte von 1446 (**Abb. 8 und 18**) lag nicht über den Befund, sondern weiter westlich. Rötting vermutet, dass es sich um eine Gedenkplatte handelt, die an die Äbte erinnert, deren Grablege nicht mehr genau bekannt gewesen sei. Nach dem Brand von 1278 sei vermutlich während der Wiederaufarbeiten der Kirche nicht mehr bestattet worden. Was sich unter der Platte befindet, ist nicht archäologisch untersucht worden. In St. Aegidien verstarb 1446 Heinrich XII. Goltern (1442-1446, +1446), so dass es sich um keine Gedenkplatte, sondern tatsächlich um das Grab für einen Abt handeln wird. Auch in der Argumentation von Klaus NASS (1989) ist der Brand von 1278 als terminus ante quem für die Datierung der drei Gräber 7, 5 und 6 wichtig. Die Grablege sei 1278 aufgelassen worden, der letzte bestattete Abt kann nur der 1270 verstorbene Daniel in Grab 6 sein, dessen Grube Grab 5 schneidet, also seinen Vorgänger Dietrich.

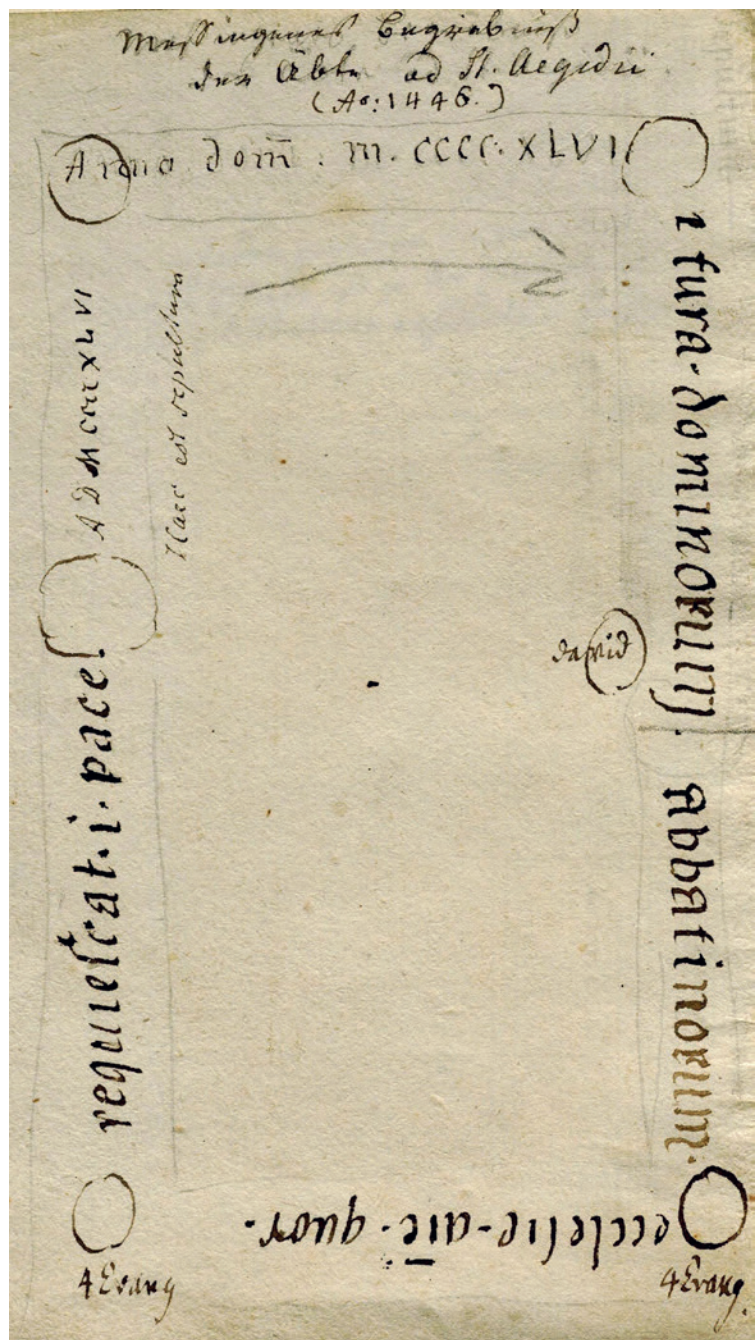
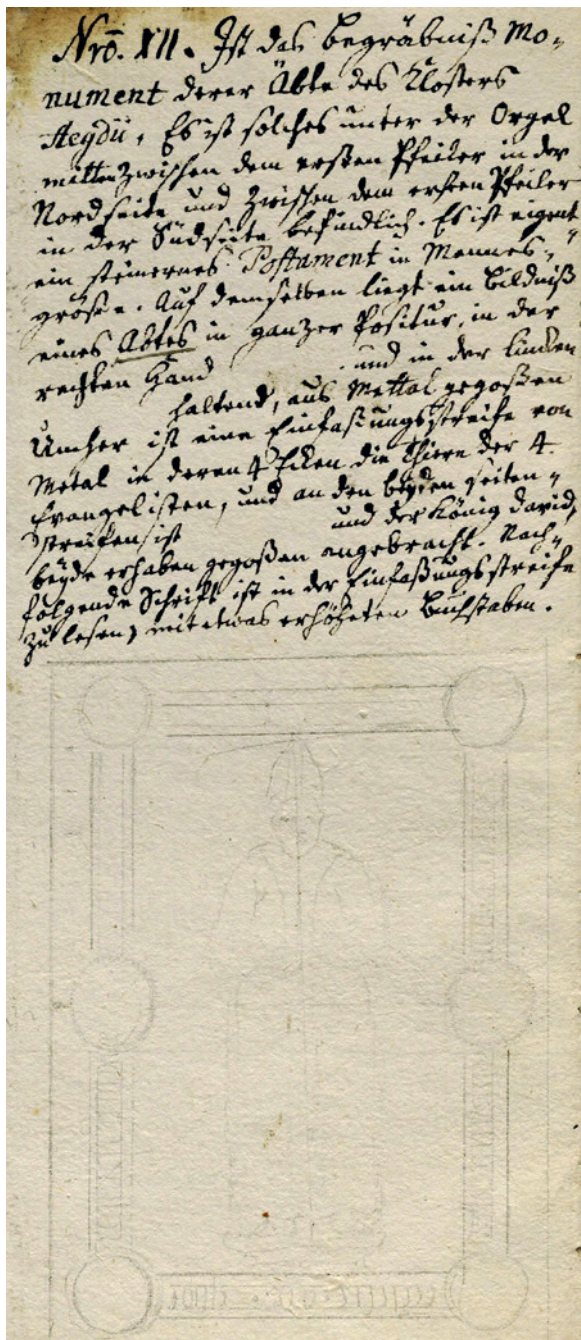
Kein Abt darf ohne weiteres die Insignien eines Bischofs tragen. Papst Alexander III. verlieh 1179 dem Kloster das Recht während eines Lokalinterdikts die Messe zu lesen. Uta

Römer-Johannsen vermutete daher einen Zusammenhang zwischen päpstlichen Privileg und Infulierung des Ägidienabtes. Für den Historiker Klaus Naß ist diese Schlussfolgerung nicht „sachlich zwingend“, da Alexander III. „planmäßig nichtexemte Klöster vom Interdict befreit hat“ (NASS 1989, 23).

Die ältesten überlieferten Siegel der Äbte Albert (1200-1220) und Dietrich I. (1226-1249) zeigen den Abt ohne Mitra, erst Daniel (1258-70) und Eberhard (1277-1283) lassen sich als infulierten Abt darstellen. Heinrich II (1287-1291) zeigt sich barhäuptig, seit Peter I. (1308-1316) nehmen alle Äbte die Mitra in ihre Siegel auf. Naß merkt zu Recht an, dass eine barhäuptige Darstellung nicht zwingend auf eine fehlende Infulierung schließen lässt. Die Klöster nehmen erst mit zeitlicher Verzögerung die Mitra im Äbtesiegel auf, die Reichsklöster im ersten Viertel des 13. Jhs., Bischöfe schon im 12. Jh. Naß geht davon aus, dass als mögliche Empfänger des Infulprivilegs Daniel oder frühestens sein Vorgänger Dietrich I. in Frage kommen. Da die Darstellung nicht schon in der ersten Hälfte des 13. Jhs, sondern erst in der Mitte des 13. Jhs. üblich wird, schließt er das Infulprivileg für das 12. Jh. aus.

Naturwissenschaftliche 14 C-Datierungen (**Tab. 1**) von Proben des Holzsarges wie vom Skelett widersprechen nicht dem Zeitraum der Grablegung des Abtes, wie sie sich nun aus der Datierung der Stola im Vergleich mit den Kölner Borten aus dem Ende des 13. des Jhs. und der ersten Hälfte des 14. Jhs. ergeben hat. Sie kann frühestens Ende des 13. Jhs., also nach dem Brand von 1278, aber auch noch zu Beginn des 15. Jhs. erfolgt sein.

Die spätmittelalterlichen Abtgräber finden sich am westlichen Ende des Langhauses von St. Aegidien. Über die kircheninterne Bestattungstopografie in St. Aegidien ist bisher kaum geforscht worden, beispielsweise zur Lage der Gräber innerhalb des Kirchenraumes oder ob und wie materiell das Totengedächtnis gestaltet war. Wie oben ausgeführt erfolgte 1352 eine längere Unterbrechung des Kirchenbaus von St.



**Abb. 18** Skizze der Grabplatte von dem Hofkupferstecher Anton August Beck (zwischen 1750–1760), Ergänzungen von K.W. Sack auf der Zeichnung der Platte (kleine Schrift oberhalb der Plattenzeichnung: P.J. Rehtmeyr, 1707: Sonst ist in dieser Kirche ... noch das Grabmal der Aebte unter der Orgel zu sehen/worauf eine Abt in voller Statur mit Bischöflichen Habit angethan/ in Metall gegossen/liegt/ mit Unterschrift: Haec est sepultura Dominorum Abbatum hujus ecclesiae, quorum Animae resquiescant in pace(m) Amen Anno Domini MCCCCXLVI

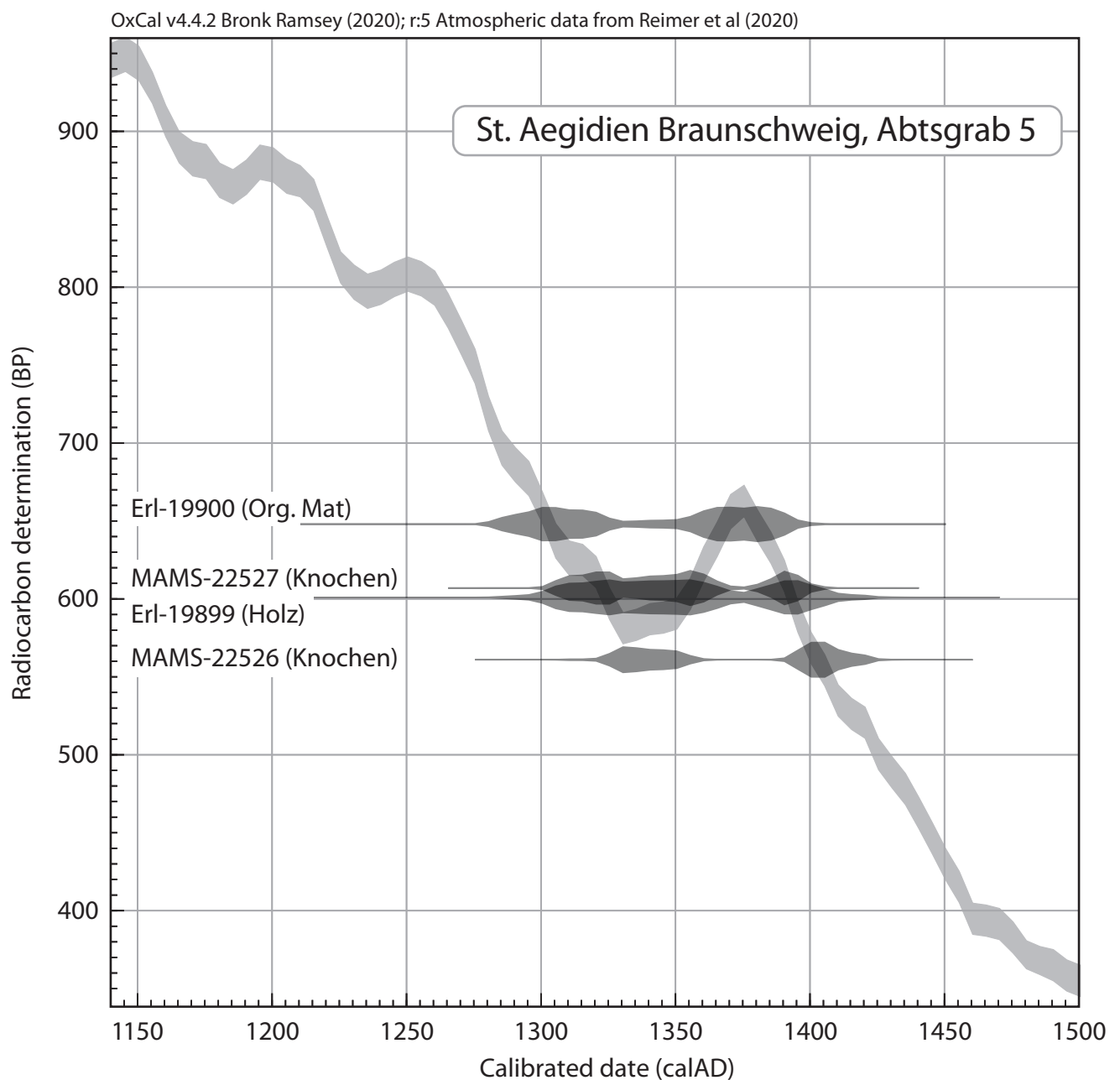
Aegidien. Eine Baunachricht von 1409 weist auf die Wiederaufnahme der Arbeiten am Langhaus. Die beiden westlichen Hallenjoche wurden gegen 1440 ausgeführt. Eine Datierung am Nordwestpfeiler trägt die Jahreszahl 1437. Die Fertigstellung des Langhauses könnte genügend Anlass bieten die Grabanlage von Äbten nicht im Chorraum ad sanctos sondern in dem

neuen Bauabschnitt anzulegen, den man als Bauherr zu verantworten hat. Schließlich hat sich ein Abt, der 1446 verstarb, dort bestatten lassen und seine Grablege mit einer bronzenen Grabplatte gekennzeichnet. Vermutlich handelt es sich um Abt Heinrich XII. Goltern.



Befund	Labornummer	BP	STD	Kalibrationsintervalle AD				Bemerkungen
				68,3%	95,4%			
Abtgrab 5, Sargbrett	Erl-19899	601	37	1309	1399	1298	1410	11/14-1; Holz
Abtgrab 5, Knochen	Erl-19900	648	33	1295	1389	1283	1396	11/14-2; Femur; keine Kollagen-Extraktion möglich; Datierung von »organischen Resten«.
Abtgrab 5, Knochen	MAMS-22526	561	22	1328	1411	1321	1424	78:5/68a
Abtgrab 5, Knochen	MAMS-22527	607	20	1310	1396	1302	1401	78:5/68b

**Tabelle 1** St. Ägidien, Abtgrab 5  
(Braunschweigisches Landesmuseum)



**Abb. 19** St. Aegidien, Abtgrab 5 – Ergebnis der AMS-Radiokarbondatierungen.  
Platzierung der Laborwerte (BP) auf der Kalibrationskurve (hellgrau) mit daraus resultierender Altersschätzung in Kalenderjahren (AD).  
Als Ergebnis deutet sich eine Datierung der Bestattung ins 14. Jahrhundert bzw. um 1400 an (Grafik INGRAPHIS/Dirk Fabian).

### 3. Schlussfolgerungen

1. Das Abtgrab 5 aus St. Aegidien wurde frühestens um 1300 angelegt, mit einer Ausstattung aus der Mitte des 12. bis Ende des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jhs.<sup>002</sup> Aufgrund der naturwissenschaftlichen Datierung ist eine Bestattung bis zu Beginn des 15. Jhs. möglich.
2. Bisherige Überlegungen, dass die mittelalterlichen Bestattungen 5, 6 und 7 vor dem Brand von 1278 angelegt wurden, sind auf Basis der Baugeschichte der Kirche nicht zwingend nachvollziehbar. Plausibler ist nach der erfolgten Analyse der Ausstattung, der naturwissenschaftlichen Datierung sowie der Positionierung des Grabes im Langhaus, dass es sich um die Grablege von Äbten handelt, die nach der Wiederaufnahme des Baus um 1409, verstorben sind.

1707 erhielt Herzog Anton Ulrich Teile des mittelalterlichen Kirchenschatzes aus St. Aegidien, zahlreiche Stücke verschenkte er an dem befreundeten Fürstabt von Corvey, Florenz van de Velde, u. a. eine Mitra aus der Zeit um 1500 (PÖPPELMANN 2017, heute Höxter-Corvey, Pfarrgemeinde St. Stephanus und Vitus Corvey). Am 2.9. 1707 berichtet Florenz in seinem Tagebuch über ein Geschenk, und zwar „eine alte und kostbare mitra, gemmis et lapidibus pretiosa ornata aus dem Aegidienkloster. Van de Velde ließ die Mitra 1710 im Kloster Heiningen „renovieren“, das Rankenwerk wurde neu gestickt. Im Grab des ersten Corveyer Bischofs Theodor von Brabeck um 1790, der letzte Fürstabt, der die Erhebung des Corveyer Bistums durchsetzte, fand sich diese Mitra (**Abb. 20**).

Damit sind aus dem Kloster St. Aegidien Insignien und Pontifikalornate von mittelalterlichen Bischöfen mit einer Datierungsspanne zwischen 1150 und um 1500 überliefert, nach den Siegeln sind infulierte Äbte seit der Mitte des 13. Jhs. belegt, nach den Schriftquellen scheint eine Infulierung mit der Papsturkunde von 1179 schon seit dem späten 12. Jh. möglich. Die Bischofskrümme aus dem dritten Viertel des 12. Jh. kann durchaus – wie schon von Hartmut Rötting vermutet – von Abt Heinrich stammen, dem ersten Bischof von Lübeck, die Mitra von Abt Hartmann, 1186–1191, nach Heidi BLOECHER (2012) oder Abt Albrecht, Andreas oder Albert nach PÄFFGEN (2011). Die Preziosen hätten durchaus den verheerenden Brand von 1278 überleben können. Es ist jedoch möglich, dass die Insignien (Krümme und Mitra) aus dem 12. Jh. später in die Benediktinerdatei gelangen, ähnlich wie die Mitra aus der Zeit um 1500 erst zwei Jahrhunderte später nach Corvey gelangte.



**Abb. 20** Mitra mit dem hl. Aegidius und Auctor, niedersächsisch, eventuell Lüneburger Frauenkloster, 1500, überarbeitet 1710 (Höxter Corvey, Pfarrgemeinde St. Stephanus und Vitus Corvey, Foto Erzbistum Paderborn, Fachstelle Kunst, Ansgar Hoffmann, Schlangen)

**002** Bischofsgräber mit älterer Ausstattung: VON WILCKENS 1995, 295. PÄFFGEN 2010, 602 Kat.-Nr. 155.



# Literatur

## ARNHOLD O. J.

Elmar Arnhold, Heft gebuuet ein Kloster. Die Baugeschichte des Aegidienklosters. In: Meike Buck, ... und es ward Licht. Das Kloster St. Aegidien in Braunschweig. Kleine Reihe des Braunschweigischen Landesmuseums 2, Braunschweig o. J.

## BLÖCHER 2012

Heidi Blöcher, Die Mitren des Hohen Mittelalters, Riggisberg 2012.

## VON BOETTICHER 2012

Annette von Boetticher, Artikel Riddagshausen – Zisterzienser, später ev. Männerkloster, in: Dolle 2012, 1298-1306.

## BOMBKE/SPORBECK 2012

Marita Bombke/ Gudrun Sporbeck (Hrsg.), Kölner Bortenweberei im Mittelalter. Corpus Kölner Borten 1, Regensburg 2012.

## CONRAD 2020

Robert Conrad, Salus in manu feminae. Herrschaftsteilhabende und Memoria der Kaiserin Richenza (1087/89-1141). Historische Studien 512, Husum 2020.

## DÖLL 1967

Erich Döll 1967. Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus zu Braunschweig. Braunschweiger Werkstücke 36, 1967.

## DOLLE 2012

Josef Dolle (Hrsg.), Niedersächsisches Klosterbuch: Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810, Teil 1 Abbingwehr bis Gandersheim. Historische Landesforschung der Universität Göttingen 56,1, Bielefeld 2012.

## DOLLE 2015

Josef Dolle, Die Äbte von St. Ägidien bis 1375 (1400). Unveröffentlichtes Manuskript. 57 Seiten. 2015.

## DYLONG 2012

Alexander Dylong, Braunschweig, Benediktiner St. Aegidien, in: Dolle 2012, 131-138.

## FRECKMANN 2012

Anja Freckmann, Artikel Bursfelde – Benediktiner, in: Dolle 2012, 280-293.

## GESCHWINDE 2014

Michael Geschwinde, Stifte und Klöster im mittelalterlichen Braunschweig, in: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 9, Lübeck 2014, 213-227.

## GROTE 1982

Hans-Henning Grote, Das St. Aegidienkloster zu Braunschweig, in: M. Gosebruch/H.-H. Grote, Königslutter und Oberitalien. Kunst des 12. Jahrhunderts in Sachsen. Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum vom 12. Oktober bis 23. November 1980, Braunschweig 1982<sup>2</sup>.

## HAAS 2011

Irmgard Haas, Leben im Kollegiatstift St. Blasii in Braunschweig. Liturgische Stiftungen und ihre Bedeutung für Gottesdienst und Wirtschaft. Braunschweiger Werkstücke 54, 2011.

## HERRENBERGER 1995

Helga Herrenberger, Ludwig Winters Rekonstruktion, in: P. Königfeld/R. Rosenheck (Hrsg.), Burg Dankwarderode. Ein Denkmal Heinrichs des Löwen, Bremen 1995, 63-74.

## KLÖSSEL 1995

Barbara Klössel, Buchmalerei in Braunschweig, in: Jochen Luckhardt/Franz Niehoff (Hrsg.), Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235, Bd. 2, München 1995, 452-467.

## NASS 1989

Klaus Naß, Der Reliquienfund aus St. Aegidien und die Braunschweiger Äbtesiegel. Braunschweigisches Jahrbuch 70, 1989, 7-38.

## NÜRNBERG 2012

Monika Nürnberg, Textiltechnologische Untersuchungen der Kölner Borten, in: Bombke/Sporbeck 2012, 59-73.

## PÄFFGEN 2010

Bernd Päffgen, Die Speyerer Bischofsgräber und ihre vergleichende Einordnung. Eine archäologische Studie zu den Bischofsgräbern in Deutschland von den frühchristlichen Anfängen bis zum Ende des Ancien Régime. Studia archaeologicae medii aevi 1, Friedberg 2010.

## PÄFFGEN 2011

Bernd Päffgen, Nr. 29 Der Abtstab, in: Meike Buck, Hans-Jürgen Derda, Heike Pöppelmann (Hrsg.), Tatort Geschichte. 120 Jahre Spurensuche im Braunschweigischen Landesmuseum. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 113, Petersberg 2011, 82 f.

## PÄFFGEN/RESSEL 2019

Bernd Päffgen, Gert Ressel, Die Burg Dankwarderode als Pfalz Heinrichs des Löwen und Aufstellungsort des Löwendenkmals, in: Brage bei der Wieden/Jochen Luckhardt/ Heike Pöppelmann, 850 Jahre Braunschweiger Löwe. Dokumentation der Tagung am 10. und 11. März 2017. Beiheft zum Braunschweigischen Jahrbuch 21, Braunschweig 2019, 109-135.

## PÖPPELMANN 2017

Heike Pöppelmann, Kat.-Nr. 244 Äbte als Bischöfe, in: Heike Pöppelmann/Dieter Rammler (Hrsg.), im Aufbruch. Reformation 1517-1617. Katalog zur Ausstellung 7. Mai – 19. November 2017. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 117, 422-424.

## RÖMER-JOHNSEN 1979 A

Ute Römer-Johannsen (Hrsg.), St. Aegidien zu Braunschweig 1115-1979. Liebfrauenmünster der katholischen Propsteigemeinde St. Nicolai. Festschrift aus Anlaß der Wiederherstellung der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Aegidien und zur Altarweihe am 8. Dezember 1979, Hildesheim 1979

## RÖMER-JOHNSEN 1979

Ute Römer-Johannsen, IX. Zur historischen Identifikation des infulierten Abtes von St. Aegidien, in: Römer-Johannsen 1979 a, 56-57.

## RÖTTING/RÖMER-JOHNSEN 1979

Hartmut Rötting/ Ute Römer-Johannsen u. a., Vorbericht über archäologische Untersuchungen im ehemaligen Klosterbereich St. Aegidien zu Braunschweig mit interdisziplinären Arbeitsergebnissen, in: Römer-Johannsen 1979 a, 15-56.

## RÖTTING 1979

Hartmut Rötting, VII.1 Der Abtstab von St. Aegidien, in: Römer-Johannsen 1979 a, 40-44.

## RÖTTING 1997

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976-1992. Erweiterte Neuauflage mit Forschungsbericht 1997. Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3, Hameln 1997.

## SCHMITZ-VON LEBEDUR 2006

Katja Schmitz-von Lebedur, Kat. IV.47 Mantel Ottos IV., in: M. Puhle/c.-P. Hasse (Hrsg.), Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters. Katalog zur 29. Ausstellung des Europarates in Magdeburg und Berlin und Landesausstellung Sachsen-Anhalt, Dresden 2006, 242-244.

## SCHNEIDMÜLLER 1986

Bernd Schneidmüller, Beiträge zur Gründungs- und frühen Besitzgeschichte des Braunschweiger Benediktinerklosters St. Marien/St. Aegidien, in: Braunschweigisches Jahrbuch 67, 1986, S. 41-58.

## STREITER 1990

Anneliese Streiter, Eine mittelalterliche Abtsmitra aus Braunschweig: Bergung, Konservierung und Rekonstruktion/Nachbildung“ Textiles in Northern Archaeology: NESAT 3: NESAT III: Textile Symposium in York, 6-9 May, 1987, 145-154.

## STREITER/VON WILCKENS 1979

Anneliese Streiter/ Leonie von Wilckens, VI. Die Mitra aus St. Aegidien zu Braunschweig und weitere Textilfunde aus Grab 5, in: Römer-Johannsen 1979 a, 34-39.

## STREITER/VON WILCKENS 1985

Anneliese Streiter/ Leonie von Wilckens, in: Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976-1984. Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3, Hameln 1985.

## STREITER/WIRTH 1997

Anneliese Streiter/ Sybille Wirth, Zum Arbeitsstand der Textilkonservierung von Grab 5, St. Aegidien. In: Rötting 1997, 299-305.

## VON WILCKENS 1997

Leonie von Wilckens, Textilkundliche Anmerkungen zur Datierung von Grab 5, St. Aegidien, in: Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976-1992. Erweiterte Neuauflage mit Forschungsbericht 1997. Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3, Hameln 1997, 295-297.

## Quellen

---

MGH DL III,67:

Die Urkunden Lothars III. und der Kaiserin Richenza, bearb. von Emil Otten-  
thal u. Hans Hirsch (MGH. Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und  
Kaiser 8), Berlin 1957.









# Die Grablege der Herren v. Weferling zu Watzum im Landkreis Wolfenbüttel

Michael Heinrich Schormann

## 1. Einleitung

Im ostwärtigen Teil des Landkreises Wolfenbüttel liegt, wenige Kilometer südlich von Schöppenstedt, die kleine Landgemeinde Watzum. Während im Norden der Höhenzug des Elms die den Ort umgebende Landschaft begrenzt, bildet das Große Bruch im Süden eine natürliche, lange Zeit schwer zu überwindende, Landscheide. Das Dorf selbst liegt, bei einer mittleren Höhenlage von etwa 110 m über dem Meeresspiegel, am Nordosthang des Mühlenberges. Letzterer ist Teil einer Hügelkette, die im Nordwesten unmittelbar an die Asse anschließt und im Südosten mit dem Näpkenberg und der Molochshöhe bei Jerxheim spornartig an das Große Bruch heranreicht (MESSTISCHBLATT 3830 Schöppenstedt) (Abb. 2).

Der Ort Watzum fand, zeitgleich mit dem etwa 1,5 Kilometer südostwärts gelegenen und später wüst gefallenem Sunte, 1219 erstmals als Wattekeshaim Erwähnung. Daraus entwickelten sich dann zunächst die Namensformen Wattekessen, später dann Wattexum und letztendlich die heutige Form Watzum (KLEINAU 1968, 680 f.). Ursprünglich war der Ort im Besitz der gleichnamigen Herren v. Watzum, einem niederadeligen Geschlecht. Nach deren Aussterben verpfändeten die Herzöge Erich und Heinrich der Ältere zu Braunschweig und Lüneburg im Jahre 1494 das Dorf mitsamt Ober- und Untergericht sowie jeglichem Zubehör an die Familie v. Weferling. Das spätere Rittergut Watzum scheint aus denjenigen 2 Höfen und Hufen entstanden zu sein, mit denen der Herzog 1318 erstmals die Herren v. Watzum belehnt hatte und die später als herzogliches Lehen an die v. Weferling ausgegeben werden. Nach dem Tode des letzten Herrn v. Weferling im Jahre 1775, ging das Rittergut in andere Hände über und die derzeitigen Eigentümer ließen das Gut aus der Rittermatrikel streichen (SCHWARZ 2008,

155–157). Von der großen Weltgeschichte blieb Watzum eigentlich unberührt, sieht man einmal von der Zerstörung des Ortes durch die Soldaten des Grafen v. Mansfeld während des Bauernkrieges und die Bedrohungen durch marodierende Kriegsknechte während des Dreißigjährigen Krieges ab.

Nicht auf dem höchsten Punkt des Ortes, dem Lindenberg, sondern etwas unterhalb von diesem, schon von weitem im ganzen Rund sichtbar, inmitten des Dorfes und dem Rittergut vis-à-vis (Abb. 3), steht die Pfarrkirche mit ihrem wuchtigen Turm aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Abb. 4).



Abb. 1 Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Wappen der Herren v. Weferling (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Wolfenbüttel, 6 Alt Nr. 802).

Im Jahre 1982 konnte Verf. an der Untersuchung der Weferling'schen Grablege in Watzum teilnehmen. In der Folge hatte mich Hartmut Rötting mehrfach aufgefordert, darüber einen Aufsatz zu schreiben. Aus den verschiedensten Gründen heraus habe ich dies nie unternommen, unserer langjährige Freundschaft tat es keinen Abbruch. Als ich von Michael Geschwinde gebeten wurde, mich an diesem Kolloquium zu beteiligen, erklärte ich sofort und freudig meine Bereitschaft dazu und schnell war klar, das Thema konnte nur Watzum sein. Für mich ist dies die Gelegenheit endlich der Aufforderung von Hartmut Rötting nachzukommen.



**Abb. 2** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4 (MESSTISCHBLATT 3830 Schöppenstedt).

Wir hören zum ersten Mal von der Kirche, als 1295 ein Pleban namens Conrad erwähnt wurde. Ihr Patronat lag ursprünglich beim Herzog, wurde jedoch 1313 von Herzog Albrecht der Landkommende Sachsen des Deutschen Ordens geschenkt. Seit 1671 war dann wieder der Herzog Patron der Kirche. Von der Watzumer Pfarrkirche wurden anfangs noch die Dörfer Uehrde und Barnstorf mit versehen. Sitz des zuständigen Archidiakonats war Schöppenstedt als Teil der Diözese Halberstadt (KLEINAU 1968, 680). Das aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Kirchenschiff wurde bereits im 18.

Jahrhundert durch den Einbau von Rundbogenfenstern verändert. Anfangs des 20. Jahrhunderts erhielt die Kirche ihr heutiges Erscheinungsbild indem sie durch ein Querhaus und eine Sakristei eine erhebliche Erweiterung erfuhr. Ob es einen älteren Vorgängerbau gab, ist unsicher.

Im Jahr 1979 begann die Braunschweigische Landeskirche mit umfangreichen Sanierungsarbeiten an der Kirche. In diesem Zusammenhang sollte 1982 auch die stark durchfeuchtete Westwand des Kirchenschiffes saniert werden. Zu diesem Zwecke mußte eine vermauerte Tür geöffnet werden, die in die Turmhalle führte. Jene Turmhalle nun war ursprünglich, als sie noch als Eingangshalle zum Kirchenschiff diente, mit diesem durch einen doppelten Rundbogen auf einem mittigen Pfeiler verbunden, der jedoch seit Jahrhunderten vermauert war. Im März des Jahres 1982 erreichte eine Fundmeldung des Ortsheimatpflegers Ekkehard Thon die Außenstelle Braunschweig des damaligen Instituts für Denkmalpflege, die den Bezirksarchäologen Hartmut Rötting auf die bevorstehende Öffnung der Turmhalle hinwies. Nach der Öffnung erfolgten zwischen dem 1. April und dem 20. August unter der Fundstellenummer „82:4“ Untersuchung und Dokumentation durch die Bezirksarchäologie, in die neben dem Anthropologen Dr. Bernd Hermann von der Universität Göttingen auch die Textilrestauratorinnen Erika Weiland und Anneliese Streiter vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg und der Meteorologe Dr. Günter Musmann von der Technischen Universität Braunschweig eingebunden waren. Die Grabungsunterlagen befinden sich heute im Braunschweigischen Landesmuseum, Abteilung Ur- und Frühgeschichte Wolfenbüttel. Aus ihnen wird, soweit nicht anders vermerkt, im Folgenden zitiert.

Nachdem die vermauerte Tür aufgebrochen worden war, fiel der Blick in die Turmhalle, in der sich im wahrsten Sinne des Wortes die Särge stapelten (**Abb. 5**). Diesen Sachverhalt beschrieb das Landeskirchenamt in Wolfenbüttel Ende März mit den Worten: *„Es war zwar bekannt, daß der Turmraum als Gruft für die inzwischen ausgestorbene Familie von Weferling gedient hatte, Ausmaß, Zustand und Inhalt dieser Gruft waren jedoch unbekannt. Die Öffnung ergab, daß hier eine nahezu*



**Abb. 3** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Herrenhaus Rittergut Watzum, datiert 1704 (Aufnahme: Verfasser).



**Abb. 4** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Ev. Kirche (Aufnahme: Verfasser).





**Abb. 5** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Blick in die Grablege gegen die Westwand (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

ungestörte Grablege einer Adelsfamilie aus dem 17./18. Jahrhundert vorliegt. Nach dem Urteil der Fachleute von der Staatlichen Denkmalpflege handelt es sich um einen vergleichsweise seltenen Fund von verzierten und bemalten Steinsarkophagen und Holzsärgen.“ (82:4). Dazu sei an dieser Stelle folgendes angemerkt: Das „Ausmaß, Zustand und Inhalt dieser Gruft“ unbekannt seien, war im Grunde genommen falsch. Denn zum einen fand 1943 unter der Leitung von Rudolf Schulze, dem seinerzeitigen Eigentümer des Rittergutes Watzum, eine Begehung der Turmhalle statt. Damals fertigte Schulze, zusätzlich zu seinem kurzen handschriftlichen Bericht, einen Plan von dem Raum mit der Lage der Särge an, den Dr. Heinrich

Barnstorf 1971 als Umzeichnung im Braunschweigischen Jahrbuch veröffentlichte (BARNSTORF 1971, 93–95). Zum anderen waren bereits in den siebziger Jahren einige Särge durch den damaligen Kreisheimatpfleger untersucht worden, wie aus den Grabungsakten hervorgeht. Entsprechende Unterlagen sind allerdings nicht Bestandteil der Grabungsdokumentation. Als „nahezu ungestört“ konnte man die Grablege nach Befund nicht unbedingt bezeichnen. Und im Übrigen war die Familie von Weferling nicht erst „inzwischen“ ausgestorben, sondern im Gegenteil bereits im Jahre 1755 erloschen. Von daher soll an dieser Stelle ein kurzer Einschub zu den Herren v. Weferling erfolgen.

## 2. Geschichtliche Notizen zu den Herren v. Weferling

Zweifelsöhne zählten die Herren v. Weferling zu den bedeutenden Familien im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel, dennoch ist ihre Herkunft unklar. Erstmals taucht ein Weferling 1233 in den Schriftquellen auf. Es ist Ludolph I., der als Vasall von Herzog Otto dem Kind die Burg Bansleben nahe Schöppenstedt vom Herzog zu Lehen erhält. Ludolph erhielt die Burg Bansleben, und nicht wie man vermuten möchte, die Burg Weferlingen bei Dettum. Die Gefahr einer Verwechslung besteht auch im Hinblick auf die Burg Weferlingen im Kreis Gardelegen, zumal dort zur selben Zeit ein Ludolf v. Honlage erwähnt wird, der sich zudem zeitweilig selber auch Ludolf von Weferlingen nennt, so daß mitunter gemutmaß wurde, es könne sich um ein und dieselbe Person handeln. Heinrich Barnstorf schreibt in seiner Geschichte des Geschlechts von Weferling: „Wir meinen, daß die Familie von Weferling entweder aus der Familie von Honlage hervorgegangen ist oder sich eigenständig in Weferlingen an der Asse aus dem Bauernstande entwickelt hat.“ (BARNSTORF 1971, 80) Das Fehlen von Schriftquellen für die frühe Zeit erlaubt derzeit wohl keine anderen Schlüsse.

Von Anbeginn an waren die Herren v. Weferling treue Gefolgsleute der Welfen, stellten mit Heinrich und Gerhard v. Weferling um 1300 Kanoniker im Braunschweiger Blasiusstift (DÖLL 1967, 302f.) und den Eroberer der Asseburg im Verlauf der Fehde zwischen der Stadt Braunschweig und Herzog Heinrich dem Älteren im Jahre 1492. Ihr Grundbesitz konzentrierte sich in dem Gebiet südlich von Schöppenstedt, darüber hinaus verfügten sie noch über weiteren Besitz, so als Nachfolger der Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg und unterhalb des Fallsteins als Lehnsträger der Bischöfe von Halberstadt (SCHWARZ 2008, 155). Das Dorf und das Rittergut Watzum kamen im späten Mittelalter nach dem Aussterben der Herren v. Watzum an die Familie v. Weferling. Im Jahre 1423 ist mit Basilius v. Weferling der erste uns bekannte Herr auf Watzum nachweisbar, als die verschiedenen Zweige der Familie den Gesamtbesitz in einem Erbvertrag aufteilten (SCHWARZ 2008, 155).

Die v. Weferling waren, wie bereits erwähnt, treue Vasallen der Welfen, was ihnen einerseits durch umfangreiches Lehngut vergolten wurde, andererseits aber auch zu einer großen Nähe zum herzoglichen Hof in Wolfenbüttel führte. Als sichtbares Zeichen der Nähe zum Regenten und die Bedeutung der Familie galt stets die Innehabung von Hofämtern oder Ämtern innerhalb der landständischen Organisation. Beides ist für die Herren v. Weferling nachweisbar. Bereits im 16. Jahrhundert besetzten sie den wichtigen Posten des herzoglichen Jägermeisters in Wolfenbüttel. Die Nähe zum Herzog war anscheinend sehr hoch, denn 1560 ehelichte Christoph Burchard v. Weferling Sidonia v. Kirchberg, die Tochter Heinrichs des Jüngeren aus seiner illegitimen Verbindung mit der Eva v. Trott. Die Braut brachte eine Mitgift von 2.000 Talern in die Ehe ein, die der Ehemann sogleich zukunftsorientiert in den umfangreichen Neubau des Gutshofes investierte.

„Der hochwolgeborne, gestrenge und groß Mann – veste Herr Majeur zu Ross, ... Erbherr auf Großen Vahlberg, Watzem und Völkenrode“ (BARNSTORF 1971, 90), Eitel Carl v. Weferling, hat vermutlich zu Ende des 17. Jahrhunderts in der Turmhalle der Watzumer Kirche eine Grablege für seine Familie eingerichtet. Er soll 1685 auch als erster darin zur letzten Ruhe gebettet worden. In diesem Zusammenhang sei noch darauf verwiesen, daß das Corpus Bonorum der Kirche aus dem Jahre 1794 noch eine ältere Grablege erwähnt: „Ehemals hat die hochadel. Weferlingische Familie ostwärts der Kirchen ihr Erb begräbnis gehabt, wie solches aus denen noch gegenwärtigen Leichsteinen zu sehen; in den folgenden Zeiten aber hat dieselbe das unter dem Thurm befindliche Gewölbe ... zu einem Erb Begräbnis aptieren lassen.“ (CORPUS BONORUM 1794, 4) Eine weitere, möglicherweise auch ältere, Grablege der Familie v. Weferling besteht noch heute in der Turmhalle der Kirche zu Groß Vahlberg. Hingegen stammt der mausoleumsartige Anbau vor der Westseite des Turmes der Watzumer Kirche aus dem 19. Jahrhundert und wurde von der Familie Schulze errichtet. Der 1685 geborene Eduard Ernst Friedrich, jüngster Sohn des Eitel Carl v. Weferling und seiner Frau Charlotte Eleonore, geb. v. Rochow, hatte als Land- und Schatzrat bei der Landschaft des Fürstentums Wolfenbüttel eine wichtige Stellung inne. Als Schatzrat war er Mitglied sowohl im größeren wie im engeren Ausschuss der Landschaft. Letztgenannter Ausschuss stand in engster Verbindung mit dem Schatzkollegium. Gemeinsam mit dem Landsyndicus und dem Landrentmeister wachten seine Mitglieder über die Steuern, die die Landstände dem Landesherrn bewilligt hatten. Ihnen oblag auch die Einziehung der Steuern, der Abbau der Landesschulden, ab 1754 auch die Direktion der Brandversicherungskasse, sowie die Direktion der Wegebaukasse (VENTURINI 1826, 42). In der Stellung eines Kammerjunkers bewegte er sich gewiß ständig in der unmittelbaren Nähe des Landesherrn. Zusammenfassend läßt sich feststellen: Eduard Ernst Friedrich v. Weferling war einer der einflußreichsten Männer des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel. Zudem sollte es ihm schließlich noch vergönnt sein, den gesamten Weferling'schen Familienbesitz wieder in einer Hand zu vereinigen. Freilich war der Familie keine allzu lange Blüte mehr beschieden. Als sein Neffe, „der Hochwohlgeb. Herr, Herr Anthon Burchard Fridrich Heinrich von Weferling, weyl. Capitain unter hiesigen Fürstl. Troupes, Erb- und Gerichts-Herr auf Watzum, Groß Vahlberg und Volkenrode ... den 9ten Oct. Mittags um 12 Uhr an einer Diarrhoea und wasser-süchtigen Geschwulst unvermutet“ verstarb, war „das alte und bey nahe 600 Jahre florierende Adel. Geschlecht derer von Weferling“ (BARNSTORF 1971, 96) erloschen und die Grablege im Turm der Watzumer Kirche wurde endgültig vermauert.



### 3. Beschreibung der Grablege

Die Weferling'sche Grablege nimmt das ganze Erdgeschoß des Turmes mit einer Größe von  $6,9 \times 5,3$  m ein. Nach oben hin wird der Raum mit einem einfachen Kreuzgratgewölbe abgeschlossen, dessen größte Höhe 2,6 m beträgt. Neben den vermauerten Rundbögen zum Kirchenschiff ist an der Südseite des Turmes von außen der ehemalige Eingang, ein jetzt vermauertes Rundbogenportal zu sehen. In die Vermauerung wurde später ein kleines Fenster eingesetzt. Diesem entspricht in der Nordwand ein wohl bauzeitliches kleines Fenster. Beide Fenster befinden sich in einer Höhe von etwa 1,5 m über dem Boden. Die Wände waren einfach gekalkt und den Fußboden bildete ein Mörtelstrich auf einer Sandbettung.

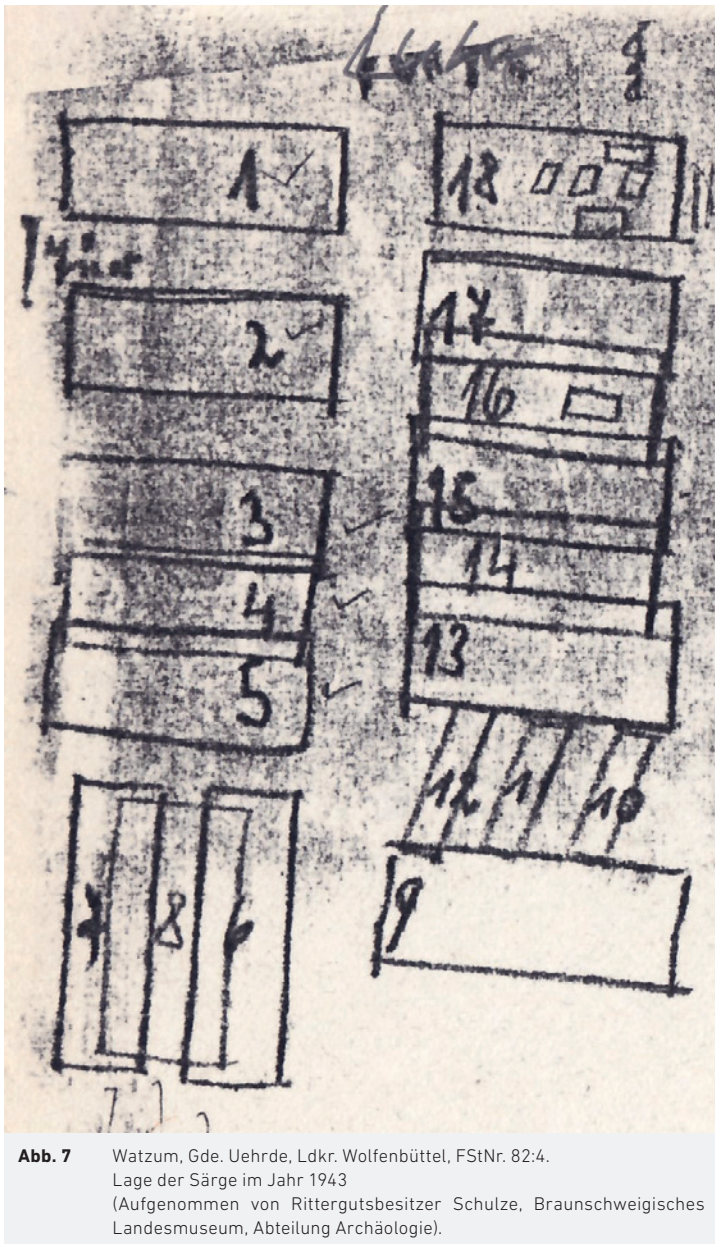
Die Grablege war mit Särgen, in zwei Reihen und teils aufeinandergestellt, angefüllt. In einer Skizze wurde der Befund festgehalten (Abb. 6). Insgesamt wurden dabei 26 Särgе gezählt, darunter vier Steinsärge. Von den 22 Holzsärgen wurden zehn als Kindersärge angesprochen. Ein einziger Holzsarg war an seinen Außenseiten mit einer Stoffbespannung versehen. Auffallend waren ferner Wappen und umfangreiche Inschriften auf einigen Särgen. Sechs Holzsärgе und die vier Steinsärge lassen eine genaue Datierung aufgrund ihrer Inschriften zu, darüber hinaus stehen auch Namen und manchmal weitere Angaben zur Person auf diesen zehn Särgen. Von den 26 Bestattungen konnten aufgrund einer Inaugenscheinnahme oder der Inschriften sechs als männlich und neun als weiblich identifiziert werden, eine Bestimmung des Geschlechtes in den 11 Kindersärgen, von denen Sarg 20 keine Bestattung enthielt, erfolgte nicht, bzw. sie war nicht möglich.

Bedingt durch die anstehenden Mauerwerksarbeiten an der Ostwand der Grablege mussten zunächst die neun an jener Wand stehenden Särgе in das Kirchenschiff transportiert werden. Später folgten weitere Särgе, so daß die Dokumentation in der Grablege selbst, hier insbesondere die der vier dicht beieinanderstehenden und unverrückbaren Steinsärge, sowie im Kirchenschiff erfolgte.

Alle 26 Särgе wurden, abhängig vom Grad ihrer Gestaltung, sowohl zeichnerisch wie auch fotografisch dokumentiert, so weit dies bei den eng beieinanderstehenden Steinsärgen möglich war. Die Inschriften wurden buchstabengetreu abgeschrieben. Zu jedem Sarg enthält die Dokumentation ein Formblatt, auf dem alle wesentlichen Informationen, wie u. a. Größe, Material, Form, Ausstattung, Lage des Verstorbenen, Totenkronen, Beigaben etc. festgehalten sind. Während der Dokumentation wurden durch die Textilrestauratorinnen aus Nürnberg insgesamt elf Särgе vor Ort untersucht. Zusätzlich zu den fünf bereits seit längerem offenstehenden Kindersärgen wurden zwei Mänersärge sowie drei Frauensärge zum Zwecke einer genaueren Untersuchung geöffnet. Von einem vierten geöffneten Frauensarg ist bekannt, daß er schon bei der Begehung im Jahre 1943 ohne Deckel vorgefunden worden war. Die in ihm ruhende Frauenbestattung beschrieb Rudolf Schulze bereits damals als Mumie. Aus den geöffneten Särgen wurden kleine Proben der Gewandungen, der textilen Sargwandverkleidung, aus der Bettung und von erhaltenen Blumen entnommen. Ausweislich des Grabungsberichtes wurden drei Kindersärge im damaligen Institut für



Abb. 6 Watzum, Gde. Uehorde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Lage der Särgе bei Öffnung der Grablege (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



**Abb. 7** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Lage der Särge im Jahr 1943  
(Aufgenommen von Rittergutsbesitzer Schulze, Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

Anthropologie der Georg-August-Universität Göttingen (heute: Abteilung Historische Anthropologie und Humanökologie des Johann Friedrich-Blumenbach-Instituts für Zoologie und Anthropologie) untersucht und geröntgt. Leider ließ sich der im Grabungsbericht avisierte Bericht darüber weder in den Grabungsakten noch im Institut in Göttingen auffinden.

Interessant ist der Vergleich des Befundes bei Öffnung der Grablege mit der bereits erwähnten Skizze des Gutsbesitzers Schulze aus dem Jahre 1943 (**Abb. 7**), die wiederum die Grundlage des Planes bei Barnstorf ist. Die Aufstellung der Särge auf beiden Plänen ist nicht vollständig identisch mit dem Befund von 1982, genausowenig wie die Zahl der Särge, denn 1943 wurden nur 24 Särge gezählt, neun von ihnen wurden als Kindersärge bezeichnet. Verwunderlich ist auch die Beobachtung, daß Barnstorf auf seinem Plan der Grablege insgesamt 11 Särge als Steinsarkophage gekennzeichnet hat (BARNSTORF 1971, 94). Allerdings kann dies auch auf eine Fehlinterpretation durch Barnstorf zurückzuführen sein, denn Rittergutsbesitzer Schulze unterscheidet auf seiner Originalskizze von 1943 überhaupt nicht zwischen Holz- und Steinsärgen und Barnstorf war seinerzeit der Zutritt zur Grablege wohl nicht möglich. Ferner wurden die Kindersärge 1982 teilweise an anderen Stellen aufgefunden, wie beispielsweise Sarg 8, der zwischen der Nordwand und den Särgen 5, 6 und 7 stand. Diese Stelle war 1943 noch frei. Auffallend war auch, die Stellung der Särge an der Westwand der Grablege. Nach Schulze und Barnstorf standen hier fünf Särge auf dem Boden, wohingegen 1982 dort sechs Särge vorgefunden wurden. Es ist nicht auszuschließen, daß es zwischen 1943 und 1982, von der Untersuchung durch den Kreisheimatpfleger in den siebziger Jahren einmal abgesehen, möglicherweise weitere und vor allem unerlaubte Besuche der Grablege gegeben hat. Mehrere aufgebrochene und durchwühlte Särge, betroffen waren alle Särge, die auf den Steinsarkophagen abgestellt waren und 5 Kindersärge, sowie die augenfällige Unordnung können als Indiz dafür gelten. Auch ist nicht auszuschließen, daß durch den Kreisheimatpfleger einige Särge umgestellt wurden.

## 4. Die Särge (Liste der Särge im Anhang)

Der Belegungszeitraum der Grablege ist durchaus bekannt: im Jahre 1685 soll die erste Bestattung erfolgt sein, die letzte dann im Jahre 1775. Der Zeitraum von 90 Jahren läßt möglicherweise den Gedanken an ein einheitliches Erscheinungsbild aufkommen. Bevor wir diesem Gedanken anhand der Särge nachgehen, soll die Entwicklung des Sarges skizziert werden. Dabei, wie auch in den weiter folgenden Ausführungen wird bei der Beschreibung der Särge die Terminologie angewendet, die Andreas Ströbl in seiner Dissertation aus dem Jahre 2014 vorgestellt hat (STRÖBL 2014). Dies macht umso mehr Sinn, wird damit doch eine unmittelbare Vergleichbarkeit mit anderen Grablegen gewährleistet, denn Ströbl stützt sich bei seinen

Untersuchungen in der Hauptsache auf Gruftanlagen in Nord- und in einigen Fällen auf Gruftanlagen in Mitteldeutschland, also auf Befunde im weitesten Umkreis von Watzum. Nach Ströbl besteht ein Sarg grundsätzlich aus Untersarg und Sargdeckel, die langen Seitenteile bezeichnet er als Untersargwangen (USW) bzw. Sargdeckelwangen (SDW), die Stirnseiten als Kopfhaupt Untersarg (KH US) und Kopfhaupt Sargdeckel (KH SD) bzw. Fußhaupt Untersarg (FH US) und Fußhaupt Sargdeckel (FH SD). Bodenplatte (BP) und Deckelplatte (DP) schließen den Sarg nach unten und oben ab. Ferner klassifiziert er in seiner Arbeit die Särge speziell nach Sargart, Sargunterart und Sargtyp. Die Sargart – Flachdeckelsarg, Giebeldeckelsarg und



Walmdeckelsarg – wird mit den Großbuchstaben F, G und W bezeichnet, die zusätzlich angehängten Großbuchstaben D, T, S und K steht für die Sargunterart, die Ziffern 1–4 kennzeichnen die Grundfläche des Sarges und die kleinen Buchstaben a–c beschreiben die Stellung der Untersargseiten. „Der am häufigsten beobachtete Sargtyp von der Renaissance bis zum Barock hieß demnach „GT/2/b“ (Trapezgiebelsarg mit trapezförmiger Grundfläche und schräggestellten Untersargwangen).“ (STRÖBL 2014, 45)

Am Anfang, während des Mittelalters, bestand der Sarg aus sechs Brettern in Rechteckform. Man könnte diese einfache Form auch als „Kiste“ bezeichnen, freilich trifft Ströbl's Bezeichnung „Flachdeckelsarg“ die Form wesentlich eleganter. Zur einfachen Rechteckform, bei der alle Bretter lotrecht zueinanderstehen, gesellen sich Abwandlungen, bei denen die Sargwangen schräg nach innen geneigt sind. Beide Formen kommen auch mit trapezoider Grundfläche vor und gelegentlich auch mit einer doppeltrapezoiden. Ab dem 16. Jahrhundert kamen zweiteilige Särge, bestehend aus Untersarg und gesondertem Sargdeckel auf, wobei der Deckel dachförmig ausgeführt wurde. Die Bezeichnung „Giebeldeckelsarg“ für diese Sargart ist treffend gewählt. Hinsichtlich des Querschnittes und der Grundfläche treten die gleichen Unterarten und Typen wie beim Flachdeckelsarg auf, nur das beim Giebeldeckelsarg die Vielfalt natürlich größer ist. Bei allen Unterarten und Typen haben zwei Bauteile jedoch stets die selbe Form: Kopfhaupt und Fußhaupt sind immer senkrecht. Innerhalb dieser Sargart ist die Unterart mit trapezoidem Querschnitt von Untersarg und Sargdeckel vom Typ der trapezoiden Grundfläche, nach Ströbl GT/2/b im Verlauf des 16. und 18. Jahrhunderts vorherrschend. Etwa um die Jahrhundertwende zum 18. Saeculum kamen erste Särge auf, bei denen Kopf- und Fußhaupt des Sargdeckels, die Giebel also, zur Sargmitte hingeneigt sind. In Anlehnung an Hausdachformen bezeichnet Ströbl diese Sargart als „Walmdeckelsarg“, eine Sargart, die sich alsbald überall durchsetzen sollte und die letztlich mit der Unterart WT/2/c die Grundform der meisten heute hergestellten Särge bildet.

Im Laufe der Zeit waren die Außenseiten des Sarges unterschiedlich verziert, mit Bibelsprüchen beispielsweise, mit Malereien, Beschlügen, Bspannungen aus Stoff oder aufgelegten Kreuzen. Zur Zeit des Hochbarocks kamen neben den glatten Außenseiten auch solche vor, die stark profiliert sind. Hingegen sind Särge, deren Seiten mit aufgesetzten Profilleisten kassettiert sind, bisher nur in wenigen Beispielen bekannt. Als Materialien für die Herstellung von Särgen kamen neben Holz und Stein auch Metalle wie Zinn und Blei in Betracht. Untersarg und Sargdeckel sind in der Regel verschraubt, nur selten findet sich eine Vernagelung. Die Beschickung erfolgt bei allen drei Sargarten von oben. Lediglich bei manchen Trapezgiebelsärgen, vom späten 16. Jahrhundert an bis in das 18. Jahrhundert hinein, erfolgte eine Beschickung vom einteiligen abnehmbaren Kopfhaupt aus, weswegen der Sarg nicht aus zwei Teilen bestand. Auch bei einigen Sechseckgiebeldeckelsärgen ist diese Art der Beschickung nachgewiesen.

Ein Innensarg ist an und für sich nicht notwendig, kann doch, und so war es die Regel, die Beschickung auch unmittelbar im Untersarg erfolgen. Die Notwendigkeit eines Innensarges bestand zumeist in den Fällen, wenn ein aufwendig



**Abb. 8** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Innensarg von Sarg 17 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

gestalteter Außensarg erforderlich war, dessen Herstellung eine längere Zeitspanne in Anspruch nahm und der Leichnam solange aufgebahrt werden mußte. Innensärge sind fast durchweg schlicht aus Eichen-, oder was häufiger der Fall war, aus Nadelholz gefertigt. In der Regel waren sie rundum schwarz gefasst, doch sind auch Innensärge bekannt, auf deren Deckel ein weißes Kreuz aufgemalt ist, so bei Sarg 17 (**Abb. 8**).

Betrachten wir die Grablege nun vor dem Hintergrund der eben geschilderten Typologie anhand der Beschreibungen, Zeichnungen und Fotos in den Grabungsakten. Eine Überprüfung an den Särgen war nicht möglich, denn nach Abschluss der Bauarbeiten wurde die Eingangstür wieder vermauert und seitdem ist die Grablege auch nicht erneut geöffnet worden. Die Nummerierung entspricht derjenigen, die 1980 auf der ersten Skizze nach Öffnung der Grablege angewendet wurde. Zunächst suggeriert die Grablege eine große Vielfalt an Särgen: Neben den Steinsärgen (10, 12, 14 und 15) steht ein mit Stoff bespannter Sarg (9), die Kindersärge (8, 9, 11, 16, 18, 19, 20, 21, 23 und 24; **Abb. 9**) sind zwar unterschiedlich groß, aber alle sind schlicht und entbehren jeglicher Inschriften und Verzierungen. Vereinzelt erkennt man mit Profilleisten kassettierte Särge (13 und 25) und solche mit einem geradezu manieristischen barocken Profil (26). Neun Särge verfügen über zumeist gedrechselte Füße (1, 3, 4, 5, 11, 13, 16, 17 und 26). Das Gros der Särge hingegen ist von der Form her einfach, mit in der Regel



**Abb. 9** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Kindersarge auf den Särge 22 und 17 stehend (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

unprofilierten Seiten, hin und wieder auch mit einem aufgelegten Kreuz aus schmalen Profilleisten. Doch gerade diese Särge sind es, die farblich gefasst und mit Ornamenten, Bibelversen, Wappen, Namen sowie Lebensdaten versehen sind. Unterzieht man jedoch die Särge einer genaueren Beurteilung ihrer Querschnitte und Grundflächen, dann ergibt sich ein vollkommen anderes und wesentlich gleichartigeres Bild: läßt man zunächst die vier Steinsärge unbeachtet und ordnet nur die Holzsärge, dann zählt man 19 Giebeldeckelsärge mit trapezoiden Querschnitten und leicht konisch zulaufender Grundfläche vom Typ GT/2/b. Hinzukommen noch einer mit rechteckiger Grundfläche (GT/1/b, Sarg 14), einer mit sechseckigem Querschnitt (GS/2/b, Sarg 21) und ein Walmdeckelsarg mit trapezoidem Querschnitt und konisch zulaufender Grundfläche (WT/2/c, Sarg 3). Bei Sarg 2 sind Sargdeckel und Untersarg konstruktiv fest miteinander verbunden. Die Beschickung erfolgte vom Kopfhaupt aus, dessen einteilige Platte herausgenommen werden konnte. Von den Steinsärgen entspricht Sarg 14 den Giebeldeckelsärgen mit trapezoiden Querschnitten und konisch zulaufender Grundfläche augenfällig. Klassifiziert man die anderen drei Steinsärge nicht nach dem augenscheinlichen, sondern rein nach ihren Maßen, dann erkennt man diesen Sargtyp auch bei ihnen. In Watzum haben wir somit letztlich einen sehr einheitlichen Bestand an Särge vom Typ GT/2/b vor uns und somit eine, zumindest was die Sargtypen anbelangt, zeittypische Grablege.

Diese Einheitlichkeit gilt darüber hinaus für das Material der Holzsärge und das der Innensärge. Von 11 Holzsärgen aus Eiche haben zehn einen Innensarg aus Nadelholz (1, 2, 5, 11, 13, 17, 22, 25 und 26), nur ein einziger ist zwar auch aus Eiche jedoch ohne Innensarg (4). Gänzlich anders sieht das Bild bei den Kindersärgen aus. Zehn davon sind ohne Innensarg, lediglich einer besitzt einen solchen (11). Doch alle elf wurden aus Nadelholz angefertigt. Da die vier Steinsärge aus Sandstein nicht geöffnet wurden, lassen sich – bis auf eine Ausnahme – keine Angaben zu den Innensärgen treffen, von deren Vorhandensein freilich aus den bereits geschilderten Gründen auszugehen ist. Sarg 14 lieferte den Beweis: zu einem unbekannten Zeitpunkt und aus ungeklärtem Grund, war bei diesem Sarg an einer



**Abb. 10** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Handhabe an KH Sarg 2 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

Ecke ein Stück fachmännisch herausgetrennt und nur locker wiedereingesetzt worden. Nach Entnahme des Stückes war der zu erwartende Innensarg deutlich zu erkennen.

Einem ganz praktischen Zweck dienten die Sarggriffe, oder auch an dieser Stelle der Terminologie von Ströbl folgend, die Handhaben (STRÖBL 2014, 79–84). Sie bestehen jeweils aus dem beweglichen Bügel und den der Befestigung am Sarg dienenden Splinten, beide Teile zusammen werden auch als Griff bezeichnet. Je größer und damit auch schwerer ein Sarg und letztlich auch der in ihm ruhende Verstorbene, desto mehr Sargträger wurden benötigt. Allerdings ist wohl auch ein gewisser Repräsentationswille in Betracht zu ziehen, konnte doch die Zahl der Sargträger Ausdruck der sozialen Stellung des Verstorbenen sein. Ebenso sind die Handhaben am Sarg Zierde und Notwendigkeit zu gleich. Es ist es daher nicht weiter verwunderlich, daß bei den Kindersärgen nur ein einziger über Handhaben verfügt (Sarg 9). Und das die Steinsärge über keine Handhaben verfügen, dürfte sich wohl von selbst verstehen. Insgesamt sind an 14 Särge Handhaben angebracht. Im Regelfall finden sich die Handhaben sowohl an den Untersargwangen wie auch am Kopf- und Fußhaupt des Untersarges. Bei den Särge 6, 7 und 25 waren die Handhaben nur an den Untersargwangen angebracht und bei dem Kindersarg 9 gab es je eine an Kopf- und Fußhaupt des Untersarges. Des Weiteren fanden sich in Watzum vier Särge mit jeweils sechs (Sarg 6, 11, 17 und 22) bzw. acht Handhaben (Sarg 2, 3, 13 und 25; **Abb. 10**), drei mit zehn Handhaben (Sarg 1, 4 und 5) und einer gar mit zwölf (Sarg 26). Beim Sarg 2 hatte auch der Innensarg zwei Handhaben, denn er wurde vom Kopfhaupt her beschickt. Es ist dies ein Einzelfall innerhalb der Grablege, wenngleich zu berücksichtigen ist, daß wir über die Beschaffenheit der Innensärge in den vier Steinsärge nichts sagen können. Doch kann man, schon allein aus Gründen der Praktikabilität, hier Handhaben unterstellen, denn bis zur Fertigstellung der Steinsärge mußte der spätere Innensarg mehrfach getragen werden.

Recht unterschiedlich ist die farbliche Fassung der Holzsärge und deren Dekor. Mehrere Särge (22 und 17) sind schwarz gefasst, die aufgemalten Bibelverse stehen jeweils in einem gemalten floralem Rahmen. Daneben gibt es solche, bei denen die



Verse in Rahmen aus hölzernen Profilleisten stehen. Ein Sarg (8) war schwarz gefasst, seine Kanten rundum weiß, genauso wie das Kreuz auf der Sargdeckelplatte. Dieser Sarg ist eher als außergewöhnlich zu bezeichnen, wohingegen die Särge (19 und 21) mit schwarzer Fassung und weißem Kreuz auf der Deckelplatte und den Sargwangen die Regel sind. Ist bei diesen Särgen die Oberfläche flächig gefasst und glatt, so ist die Oberfläche bei anderen Särgen, die zudem nicht schwarz gefasst sind, durch aufgelegte Profilleisten stark reliefiert. Aus Profilleisten wurden in einigen Fällen ein auf der Länge der Deckelplatte liegendes Kreuz angebracht, dessen Querarme auf die Sargdeckelwangen reichte (6, 7 und 25), die Sargdeckel- und die Untersargwangen wurden mit Rahmen aus Profilleisten verziert, die entweder reiner Dekor waren (13) oder aber die Rahmung der einzelnen Bibelverse (7 und 25) bildeten (**Abb. 11**). Die Innensärge sind überwiegend holzsichtig, doch fanden sich in Watzum drei Beispiele für schwarz gefasste und mit weißen Kreuzen verzierte Innensärge (6, 17 und 22). Bei einem Innensarg (6) waren zudem Kopf- und Fußhaupt jeweils mit einem weißen Totenkopf über gekreuzten Knochen und einem weißen Kreuz verziert. Insgesamt neun Särge tragen jeweils am



**Abb. 11** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Sarg 25 mit Kreuz und Rahmen um die Bibelsprüche aus Profilleisten (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

Kopf- und Fußhaupt aufgemalte Wappen (6, 7, 10, 12, 14, 15, 17, 22 und 25). Lediglich bei Sarg 2 findet sich nur ein Wappen auf dem Fußhaupt. Namen und Lebensdaten der Verstorbenen finden sich bei diesen Särgen am Kopf- und Fußhaupt. Hingegen wurden die Angaben bei den Steinsärgen auf der Deckelplatte oder den Sargdeckelwangen angebracht.

## 5. Die Inschriften auf den Särgen

Wenden wir uns nun den Inschriften auf den Särgen zu. Bei denjenigen Särgen die mit Wappen, Namen oder Lebensdaten versehen sind, finden sich auch Inschriften in Form von Texten aus der Bibel (6, 7, 10, 12, 14, 15, 17, 22 und 25). Dabei ist zu beobachten, das grundsätzlich auf den Steinsärgen kurze Inschriften angebracht wurden (**Abb. 12**), auf den Holzsärgen jedoch längere und zahlreichere Inschriften. Man kann getrost unterstellen, daß dies letztlich wohl eine finanzielle Frage war, denn ein Steinmetz war teurer als ein Maler, der überdies sicherlich auch schneller mit seiner Arbeit war. Wenn auch nicht in der Regel, so doch häufig, finden sich am Ende der Bibelsprüche in Abkürzungen Verweise auf die entsprechenden Bibelstellen. Sowohl bei den Stein- wie auch bei den Holzsärgen – sind die Verse mit ornamentalen Rahmen versehen, doch kommen bei Holzsärgen auch Rahmen aus Profilleisten vor. Die Sprüche wurden während der Untersuchung dokumentiert. Bei den Steinsärgen 10, 12, 14 und 15 waren auf Grund der engen Stellung der Särge nebeneinander nicht alle Seiten einsehbar, d. h. die Dokumentation ist nicht vollständig, doch ließen sich laut Grabungsbesprechung (82:4) an den Untersargwangen der Särge 10 und 12 ovale Schrifttafeln erkennen. Insgesamt wurden auf den neun Särgen, neben den personenbezogenen Inschriften, 69 Inschriften mit religiösem Inhalt dokumentiert. Recht unterschiedlich ist die Anzahl der Inschriften auf den einzelnen Särgen. Läßt man die Steinsärge aus den genannten Gründen unberücksichtigt, so schwankt die Zahl von Inschriften zwischen sieben auf Sarg 6 und 14 auf Sarg 7. Zustandsbedingt waren zudem nicht alle Sprüche vollständig lesbar, so daß in einzelnen Fällen Lücken bestehen und

aus dem selben Grunde auch einige falsche Lesarten bei einzelnen Worten und Buchstaben vorkommen. Auf eine vollständige Wiedergabe aller Inschriften im Rahmen der vorliegenden Veröffentlichung wurde verzichtet. Aber eine Liste im Anhang führt, nach Särgen geordnet, die überprüften Bibelstellen und Lieder auf. In der Regel sind die Bibelstellen auf den Särgen vollständig aufgeführt, es kommt vereinzelt aber auch vor, daß zwei längere aufeinanderfolgende Verse zusammengefaßt wurden, daß ein Vers verkürzt übernommen wurde oder eine Inschrift aus nicht direkt aufeinanderfolgenden Versen (Särge 6



**Abb. 12** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Inschriften auf Sarg 14 und dahinter auf Sarg 15 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

und 7, aus 1. Phil. 1, 21 und 23) oder wie in einem Fall gar aus unterschiedlichen Büchern der Bibel zusammengesetzt wurde (Sarg 7, Röm 6, 7 und 1. Mose 49,18). Die Bandbreite der verwendeten biblischen Verse ist insgesamt sehr groß: das Neue Testament ist mit 28 Versen am häufigsten vertreten, gefolgt von 20 Versen des Alten Testaments, 17 Versen aus den Psalmen sowie vier Versen aus Kirchenliedern. Berücksichtigt werden muss, dass einige Bibelstellen auf mehreren Särgen vorkommen, so beispielsweise Ps. 4, 9 *„Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, HERR, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“*, ein Vers, der fünfmal vorkommt. Als weitere, häufiger verwendete Bibelstellen finden sich Hiob 19, 25, insgesamt fünfmal zuzüglich zwei Inschriften aus Hiob 12, 1–2. Aus dem Neuen Testament wurden Bibelstellen aus dem Philipperbrief siebenmal verwendet, davon dreimal Phil 1, 21 bzw. 1, 21–23 und viermal Phil 3, 20 bzw. 20–21. Weitere vier Inschriften, einmal Kapitel 2,2 und dreimal Kapitel 19, 4, entstammen dem 1. Buch der Könige. Die übrigen zwei Drittel der 69 Inschriften tauchen nur ein-, zwei- oder dreimal auf.

Eine gewisse Sonderstellung kann der Sarg 2 für sich beanspruchen. Er trägt keine Inschriften religiösen Inhalts, und allein bei diesem Sarg wurde das Wappen nicht aufgemalt, sondern am Fuß Haupt in Gestalt eines plastischen Allianzwap-pens aus Metall angebracht. Die Inschrift mit den Lebensdaten der Verstorbenen war nicht unmittelbar auf den Sarg gemalt worden. Vielmehr war am Fußhaupt eine plastische Kartusche mit Freiherrenkrone angebracht worden. Der Innenteil der Kartusche war leer, jedoch lag vor dem Sarg eine abgefallene Bleitafel, auf der die Lebensdaten eingraviert worden waren, und die sich wohl ursprünglich in der Kartusche befand.

Betrachtet man die Inschriften auf den Särgen in ihrer Gesamtheit, sie stehen in der Tradition der großen Bedeutung des Wortes die Luther im Großen Katechismus formulierte, so wird deutlich, dass sie um Christi Tod und Auferstehen – und damit natürlich auch um unseren Tod und unsere Hoffnung auf die Auferstehung – kreisen. Letztlich verkünden sie, als Zeichen

einer persönlichen Frömmigkeit Christi Sieg über den Tod: *„Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“* heißt es im Korintherbrief im 15. Kapitel. Ob diese sichtbaren Zeichen der Frömmigkeit von den Verstorbenen schon zu Lebzeiten festgeschrieben, dies ist belegt bei Herzogin Magdalena Sybilla von Württemberg-Mömpelgard (LINNEBACH 1993, 53), ob sie den Verstorbenen von den Hinterbliebenen beigelegt wurden oder der Pastor loci sie auswählte, bleibt einstweilen dahingestellt. Leider sind bisher keine Leichenpredigen für Mitglieder der Familie v. Weferling nachgewiesen. In denen kann auf die Verse Bezug genommen werden, wie auch aus der Grablege der v. Stockhausen in Trendelburg mindestens ein Fall bekannt ist, bei dem am Ende des Bibelspruchs auf dem Sarg der Verweis *„Leich Tex.“* steht (LINNEBACH 1993, 53). Ströbl hat im Zusammenhang mit den Inschriften religiösen Inhalts auf Martin Luthers Begräbnislieder von 1542 hingewiesen (STRÖBL 2014, 148). Die eigentlichen Lieder sind für unsere Überlegungen nicht von Belang, waren sie doch gesungener Teil des Leichenbegängnisses. Hingegen stellt der Reformator in der Vorrede eine Auswahl von Bibelversen vor und schreibt: *„Wenn man auch sonst die Gräber wolt ehren, were es fein, an die Wende, wo sie da sind, gute Epitaphia und Sprüche aus der Schrift drüber zu malen oder zu schreiben, das sie für Augen weren denen, so zur Leiche oder auff den Kirchoff giengen, nemlich also, oder dergleichen“* (LUTHERS Werke 35, 478–483, hier: 480) Im Folgenden benennt Luther konkret 20 Bibelstellen und einen nichtbiblischen Text, zu denen er abschließend bemerkt: *„Solche Sprüche und Grabschrift zierten die Kirchoff besser, denn sonst andere Weltliche Zeichen, Schild, Helm etc.“* (LUTHERS Werke 35, 481) Auch wenn Luther Särge, als möglichen Ort für diese Texte, nicht ausdrücklich erwähnt, kann ihre Verwendung auf Särgen der Weferling'schen Grablege durchaus erwartet werden. So finden sich aus Luthers Vorschlägen denn auch Jes 57, 1–2, Hiob 19, 25, Röm 14,8, Phil 1, 21 sowie die Ps 4, 17 und 116 als Inschriften auf den Särgen.

## 6. Die Wappen auf den Särgen

Innerhalb der Grablege tragen die Särge 2, 6, 7, 10, 12, 14, 15, 17, 22 und 25 Wappen. Bei fünf davon sind die, entsprechend den heraldischen Tinkturen, farbig gehaltenen Wappen jeweils am Kopfhaupt sowie am Fußhaupt direkt auf den Sarg gemalt worden. Bei den vier Steinsärgen befinden sich die steinsichtigen Wappen ebenfalls an Kopf- und Fußhaupt. Särge mit Wappen tragen auch stets Inschriften mit religiösem Inhalt und Lebensdaten. Ob die Wappen nun am Sargdeckel oder am Untersarg zu finden sind, ist von Sarg zu Sarg unterschiedlich. Jeweils am Sargteil über oder unter dem Wappen stehen die Lebensdaten bzw. ein biblischer Spruch. Lediglich Sarg 2 bildet eine Ausnahme, da, wie bereits oben erläutert, das Allianzwap-pen v. Campe – v. Weferling nur auf dem Sargdeckel des Fußhauptes angebracht wurde (Abb. 13). Der Aufbau der Wappen folgt im

Grundsatz den heraldischen Regeln, wie sie in der Barockzeit üblich waren: Schild mit Helm, Helmzier, Helmdecke und Rang- oder Helm-(Laub-)Krone (ZAPPE 1971, 98 f., 107). Gleichwohl fällt auf, daß die Schildbilder von Wappen der Familie v. Weferling nicht alle identisch dargestellt sind. Auf einer farbigen Wappenzeichnung im Bestand des Landesarchivs in Wolfenbüttel ist der Schild im Wappen gespalten in Silber und Blau, belegt mit fünf schrägrechten Rosen (Abb. 1; NLA WOLFENBÜTTEL, 6 Alt Nr. 802) dargestellt. An Hand dieser Archivalie konnte das Wappen der Familie v. Weferling eindeutig bestimmt werden. Bei zumindest einem Wappen ist der Schild mit linksrechten Rosen belegt. Die Ermittlung der weiteren Wappen in der Grablege erfolgte über J. Siebmacher's Großes Wappenbuch sowie das Genealogische Handbuch des Adels





**Abb. 13** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Allianzwappen v. Campe und v. Weferling auf KH Sarg 2 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

mit seinen verschiedenen Unterreihen. Neben den bereits genannten sind auf den Särgen mit ihren Wappen vertreten die v. Rochow, als Schildbild drei halbe schwarze Lilien (2:1), darüber als Helmzier der steigende Steinbock (Sarg 6 und 17; **Abb. 14**), die v.d. Werder, im gevierten Schild in den Schildfelder 1 und 4 ein rot gezäumtes silbernes Ross, ein mal nach rechts und einmal nach links schreitend, in den Schildfeldern 2 und 3 in Blau ein silbernes Gitter, darüber als Helmzier dasselbe Ross (Sarg 7, 14, u. 15; **Abb. 15**), die v. Wendt zu Crassenstein, auf goldenem Schild drei Eisenhüte gespalten von Gold und Silber (2:1), darüber als Helmzier ein Eisenhut, in diesem Falle mit einem geharnischten Arm, dessen Hand auf den Schild weist (Sarg 10) und die v. Kalkum, gen. v. Leuchtmär auf dem Schild drei Ringe (2:1), darüber als Helmzier ein halber Hund (Sarg 10). Die Herkunft der Familien ist recht unterschiedlich. Und zwar stammen die uradeligen v. Campe aus dem Lüneburgischen, die v. Rochow aus der Altmark und die v.d. Werder ursprünglich aus der Mark Brandenburg, allerdings handelt es sich in Watzum ausweislich des Wappens um den südhannoverschen Zweig der Familie. Westfälischen Ursprungs hingegen sind die v. Wendt zu Crassenstein aus dem Raum Lemgo und die v. Kalkum aus dem Bergischen um Düsseldorf. Innerhalb einer adeligen Grablege erscheinen Wappen auf Särgen als eine Selbstverständlichkeit. Gleichwohl ist zu beachten, daß diese scheinbare Selbstverständlichkeit in der Kirchenordnung aus dem Jahre 1709, und damit für die Bestattung zeitgenössisch und maßgeblich, legitimierte wurde, denn es ist „... niemand als der vornehmen Fürstl. Bedienten und Adelichen Familien zugelassen .... die Todten=Kasten mit Wapen / Silber oder güldenenen Farben vermahlen lassen;“ (KIRCHENORDNUNG 1709, 79). Auf die Wappen wird weiter unten nochmals zurückzukommen sein.



**Abb. 14** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Wappen v. Rochow FH SD Sarg 25 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



**Abb. 15** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4. Wappen v.d. Werder FH SD Sarg 7 (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



## 7. Textile Ausstattung und Textilien in den Särgen

Bei der Untersuchung der Grablege war recht bald zu erkennen, daß sich sowohl die Bestatteten wie auch deren Bekleidung und die Sargausstattung in einem bemerkenswert guten Zustand erhalten hatten. Schon bei der Begehung im Jahre 1943 wurde eine Leiche ausdrücklich als „Mumie“ beschrieben. Einem Gutachten des Instituts für Geophysik und Meteorologie der Technischen Universität Braunschweig zufolge, ermöglichten die beiden, in einer Achse liegenden, kleinen offenen Fensteröffnungen in der Nord- und Südwand, einen schnellen vollständigen Luftaustausch in der Grablege. Luftfeuchtigkeit und Temperatur im Inneren waren nahezu deckungsgleich mit den entsprechenden äußerlichen Verhältnissen (82:4). Diese klein-klimatischen Verhältnisse scheinen der Grund für die gute Erhaltung von Körpern und Textilien zu sein. Für eine künstlich herbeigeführte Mumifizierung wurden jedenfalls keinerlei Anhaltspunkte gefunden.

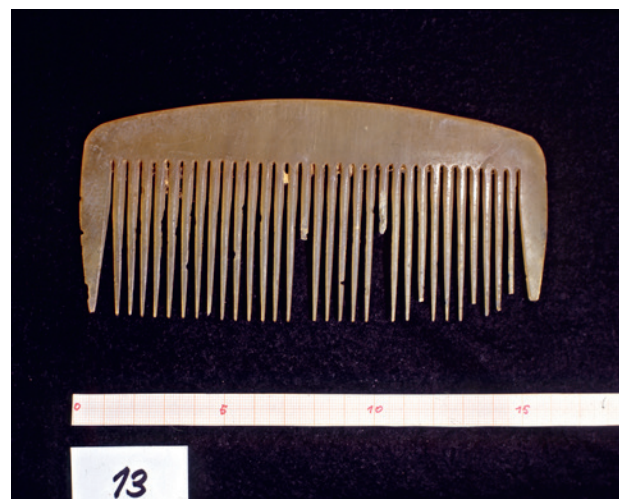
Die hinzugezogenen Textilrestauratorinnen haben einen umfänglichen Bericht vorgelegt (82:4). Untersucht wurden mit zwei Männer-, vier Frauen- und fünf Kinderbestattungen insgesamt 11 Särge (2, 6, 7, 8, 11, 13, 17, 18, 19, 21 und 26). Demnach waren alle Textilien in einem sehr guten Zustand, die Farben noch leuchtkräftig. Bei den untersuchten Särgen konnte, mit Ausnahme eines Sarges (17), eine Einheitlichkeit von Sarggewändern und Sargauskleidung beobachtet werden. Material für beides war cremefarbige Seide, bzw. Leinen. Nur bei einer Frauenbestattung (Sarg 26) kam für die Auskleidung des Sargdeckels Seide, für die des Sargunterteils jedoch Leinen zur Verwendung. Abweichend von der üblichen cremefarbenen Sargauskleidung wurde bei einer Männerbestattung (Sarg 17) dunkelbraune Seide verwendet. Seide als Material für Bekleidung ist an sich nicht ungewöhnlich, als Material für Grabgewänder hingegen schon, denn eigentlich war Seide nicht zugelassen. Die bereits erwähnte Kirchenordnung aus dem

Jahre 1709, und damit für die Bestattung zeitgenössisch und maßgeblich, bestimmte eindeutig *„Die Beschickung des Todten-Cörpers soll insgemein nur mit weißen Linnen geschehen / und niemand als der vornehmen Fürstl. Bedienten und Adelichen Familien zugelassen seyn ihre Todten mit Seyden zu bekleiden...“* (KIRCHENORDNUNG 1709, 79).

Die Oberbekleidung der Verstorbenen, die Grabgewänder, sind ausnahmslos extra für die Bestattung gearbeitet worden und sie entsprechen den modischen Strömungen ihrer Zeit. Beispielsweise fanden sich bei zwei Frauenbestattungen (Sarg 6 und 7) Totenkronen, die in ihrer Machart einem derzeit gerne getragenen Kopfputz entsprechen, der Fontange genannt wird, und die aus einem hohes Drahtgestell, verziert mit Spitzen und Borten besteht. Insgesamt verzeichnet die Dokumentation Totenkronen oder ihnen ähnliche Gebilde in sechs Särgen (2, 6, 7, 11, 17 und 25). Ein seidenes Grabgewand aus Sarg 26 imitiert Rock und Manteau, dem Aufsteckkleid, des späten 17. und des 18. Jahrhunderts. Für diesen Zeitraum ist eine üppige Verwendung von Schleifen belegt, die auch vielfach bei Bestattungen nachgewiesen wurde, so auch in Watzum. Am eindrucksvollsten war dies bei einer Frauenbestattung (Sarg 6) zu erkennen. Hier fanden sich neben kräftig grünen und rosefarbenen Schleifen, künstliche starkfarbige Blüten an der Totenkrone und an dem Blumensträußlein, welches die Verstorbene in den Händen hielt. Ein Blumensträußlein in den Händen kam nur noch einmal im Kindersarg 19 vor, während Blumen an sich in den Särgen 5, 6, 8, 19, 22, und 25 dokumentiert sind. Im Gegensatz zu den Oberkleidern entstammten die Unterkleider, also Hemden, Strümpfe, Hauben, Handschuhe und Spitzenmanschetten der alltäglichen Wäscheausstattung des Verstorbenen. Die untersuchten Strümpfe waren zum überwiegenden Teil gestrickt, nur zwei von ihnen waren aus genähtem Leinen. Bemerkenswert ist, daß bei keiner der untersuchten



**Abb. 16** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Lage des Kammes in Sarg 13  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



**Abb. 17** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Kamm aus Sarg 13  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



Bestattungen Schuhe beobachtet wurden. Auch wurden an Schmuck oder Grabbeigaben lediglich zwei Kämmе (Sarg 7 und 13; **Abb. 16 u. 17**) gefunden. Im Sarg 1 war das Gesicht des Toten bedeckt und zwar mit einem gefalteten Papierbogen, der mit einer Nadel an die Mütze geheftet war. Ein gefaltetes Leinentuch diente im Sarg 6 demselben Zweck. Die Dokumentation verzeichnet bei den Särgen 6, 13, 18 und 25 über dem Schoß gefaltete Hände. In den Sargunterteilen waren immer Schüttungen aus Hobelspänen oder Stroh eingebracht. Bleibt zum Sarginneren noch zu bemerken, dass bei den Särgen 1, 2, 3, 5 und 11 schmale leinene Querbänder dokumentiert sind, die über den Bestatteten hinweg gespannt und an den Sargwänden festgenagelt sind. Diese Bespannung erfolgt zumeist im Zickzack, stets vom Hals an abwärts, so dass der Kopf immer ausgenommen ist. Im Sarg 5 ging die Bespannung nur über den Hals.

Dieser Überblick soll an je einer Männer- und Frauenbestattung beispielhaft ausgeführt werden. Sarg 13, mit einer Männerbestattung, war in sehr gutem Zustand. Für die Sargauskleidung war weißer Seidentaft verwendet worden, der mit einem Seidenripsband an der Sargwand befestigt war. Der Verstorbene lag auf einem durchgehenden weißen Leinenkissen, sein Kopf auf einem stark gepolsterten weißen Kissen aus leinwandbindiger Seide. Sein Grabgewand aus weißem Seidentaft war vom Kopf bis zu den Knöcheln in unterschiedlich breite Längsfalten gelegt und hatte weite, dreiviertellange Ärmel mit breiten Aufschlägen. Darunter trug er ein knielanges grobes weißes Leinenhemd mit aufgesetzten kleinen Rüschen aus feinem weißen Leinenbatist. Die Hemdbrust trug vier Schleifen aus schwarzem Seidenripsband. Um den Hals zog sich eine neunfach gefaltete Halsbinde mit anhängendem Beffchen aus feinem Leinenbatist, das in dichte Falten gelegt war. Die Haube, wohl ehemals als Nachtmütze genutzt, bestand aus vier

Segmenten, nach oben hin spitz zulaufend, in einer Rüschenrosette endeten. Die Hände steckten in hellgelben Stulpenhandschuhen aus kräftigem Leder. Seine gestrickten weißen Strümpfe reichten bis über die Knie.

Sarg 6 war mit weißem Leinenstoff ausgekleidet, der mit einem Seidenband am Sarg befestigt worden war. Das Band war mit Blüten und Blättern besteckt, die sich auch über den ganzen Körper verstreut fanden. Die Verstorbene lag auf einer von den Füßen bis zur Taille reichenden Unterpolsterung aus weißem Leinen. Unter Oberkörper und Kopf lag eine pflanzliche Schüttung, möglicherweise aus Blüten und Zweigen. Darauf lag unter dem Kopf ein kleines ovales Kissen aus cremefarbigem Seidentaft mit zwei angesteckten Taftschleifen. Das Grabgewand war aus cremefarbenem Seidentaft, hatte eine glatte Mittelpartie und an den Seiten starke Falten, die Ärmel mit breiten Aufschlägen. Um den Hals ist ein weißes Leinenbatisttuch geschlungen, dessen Fransen bis auf die Brust reichten. Auf das gesamte Grabgewand waren viele grüne, geknotete Taftschleifen und Taftbänder gesteckt worden. In den gefalteten Händen hielt die Verstorbene ein Blumensträußlein aus natürlichen Blättern und künstlichen Blüten, letztere aus rosefarbenem Leinen und weißem Papier, bemalt mit roten und blauen Tupfen. Mit derartigen Blüten ist auch die Totenkrone besteckt, an deren mit Seide umwickeltem Drahtgestell zwei lange, bis zu den Hüften reichende rosefarbene Taftbänder steckten. Über dem Gesicht lag ein doppelt gefaltetes Leinenstück aus dem selben Material wie die Sargauskleidung. Der Unterrock ist aus weißem Leinen, mit einer Paspel eingefasst und am unteren Rand mit einer breiten leinenen Nähspitze besetzt. Halblange Handschuhe aus weißem Leder lagen zusammengelegt unterhalb der Ärmel. Weiße gestrickte Strümpfe vervollständigten die sehr gut erhaltene Bekleidung

## 8. Die in der Grablege bestatteten Personen und deren verwandtschaftliche Beziehungen zueinander

Im Folgenden soll näher auf die namentlich bekannten Bestattungen und die Ermittlung ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen eingegangen werden. Dabei wurden die Angaben bei Barnstorf (BARNSTORF 1971) entnommen und, soweit dies möglich und nötig war, mit den Aufzeichnungen im Kirchenbuch von Watzum (KIRCHENBUCH 1720–1795) verglichen, bzw. durch diese ergänzt. Folgt man der Literatur, und es gibt nur den schon mehrfach erwähnten Aufsatz von Heinrich Barnstorf und einen Artikel zu Watzum im Buch über die Rittersitze von Gesine Schwarz, dann ist eigentlich eindeutig wer in Watzum bestattet wurde: „*Eitel Carl*,“ so Gesine Schwarz, „*der eine Familiengruft unter dem Watzumer Kirchturm hatte*

*errichten lassen, wurde als erster darin beigelegt. Nach ihm fanden seine Ehefrau, Söhne und Enkel, ihre Gemahlinnen und zehn frühverstorbene Kinder dort ihre letzte Ruhe.*“ (SCHWARZ 2008, 156) Auch Heinrich Barnstorf dachte in diese Richtung, freilich etwas einschränkender, indem er schreibt: „*Das Grabgewölbe unter dem Kirchturm zu Watzum birgt die Toten der engeren Familie des Schatzrats Eduard Ernst Friedrich.*“ (BARNSTORF 1971, 93)

Jedoch ist die Frage, wer in welchem Sarg bestattet wurde, sicher nur bei den vier Steinsärgen und den sechs Holzsärgen zu beantworten, die mit Namen, Lebensdaten und Wappen versehen sind.

**Sarg 2**

Louise Antoinette Charlotte v. Weferling, verehelichte v. Campe,  
30 X 1740 – 27 X 1775

KH Allianzwapen v. Campe und v. Weferling.

**Sarg 6**

Albertina Antonia v. Weferling, 28 V 1652 – 3 V 1702

KH US v. Weferling, darunter E. C. V. WEFERLING

FH US v. Rochow, darunter S. E. V. ROCHOW

**Sarg 7**

Charlotte Sophia v. Weferling, 9 VIII 1691 – 15 II 1706

KH SD v. Weferling

FH SD v.d. Werder

**Sarg 10**

Marie Elisabeth v. Weferling, geb. v. Kalkum genannt v. Leuchtmar,  
2 II 1673 – 15 II 1725

KH SD v. Kalkum gen. v. Leuchtmar

FH SD v. Wendt

**Sarg 12**

Eduard Ernst Friedrich v. Weferling, 30 IX 1658 – 3 VIII 1723

KH SD v. Weferling

FH SD v. Rochow

**Sarg 14**

Sophie Tugendreich v. Weferling, geb. v.d. Werder,

7 V 1661 – 20 X 1693

KH nicht einsehbar

FH US v.d. Werder

**Sarg 15**

Friedrich Dietrich v. Weferling, 14 IX 1693 – 6 VIII 1750

KH SD v. Weferling

FH SD v.d. Werder

**Sarg 17**

Gustav Rudolph v. Weferling, gest. 1 XII 1685

KH SD v. Weferling

FH SD v. Rochow

**Sarg 22**

Dorothea Magdalena v. Weferling, geb. Kramers,

19 IX 1650 – 16 VII 1682

KH SD Wappen nicht durch Zeichnung oder Foto dokumentiert. Auf Formblatt: Schild mit zwei Blumen, [möglicherweise Kramers?] sonst wie Fußteil.

FH SD v. Weferling, darunter G. R. V. W.

**Sarg 25**

Adolphine Wilhelmine v. Weferling, 29 X 1662 – 23 II 1708

KH SD Wappen nicht durch Foto dokumentiert. Auf Zeichnung nur Umriß von Schild und Helmzier. Auf Formblatt: sehr schlecht erkennbar

FH SD Auf Zeichnung nur aufsteigender Bock als Helmzier über dem Schild. Auf Formblatt: kaum noch lesbar. Darunter CHARLOTTE ELE...RA V. ....

Für eine Darstellung der verwandtschaftlichen Beziehungen jener Personen, deren Lebensdaten wir den Särgen entnehmen können, soll der Schatzrat Eduard Ernst Friedrich v. Weferling (Sarg 12) als Ausgangspunkt dienen. Ihm zur Rechten ruht seine erste Ehefrau, Sophie Tugendreich v. Werder (Sarg 14), ihm zur Linken seine zweite Frau, Maria Elisabeth v. Kalkum gen. Leuchtmar aus dem freiherrlichen Hause Eisbergen und Crassenstein (Sarg 10). Aus der ersten Ehe entstammten seine Tochter Charlotte Sophia (Sarg 7), ihre Leiche wurde schon 1943 als Mumie bezeichnet, und der Sohn Friedrich Dietrich (Sarg 15). Louise Antoinette Charlotte, verehelichte v. Campe ist seine Enkelin (Sarg 2) aus zweiter Ehe. Albertina Antonia (Sarg 6) ist die ältere und Adolphine Wilhelmine (Sarg 7) die jüngere Schwester von Eduard Ernst Friedrich, wobei letztgenannte unverheiratet geblieben war, wie die Bezeichnung „Fräulein“ in der Sarginschrift zeigt. Gustav Rudolph ist ein älterer Bruder des Schatzrates (Sarg 17). Möglicherweise können wir in Dorothea Magdalena geb. Kramers, sie ruht ihm zur Rechten im Sarg 22, seine Ehefrau sehen, ihre Lebensdaten lassen diese Überlegung durchaus zu. Die Ehe war kinderlos geblieben. Somit wären die erste und die letzte absolute datierte Bestattung in der Grablage die des Gustav Rudolf v. Weferling im Jahre 1685 und die seiner Großnichte Louise Antoinette Charlotte von 1775. Beide wurden in Holzsärgen bestattet. Von den vier Steinsärge stammt der älteste aus dem Jahr 1693, je einer von 1723 und 1725 und der jüngste aus dem Jahre 1750.

Betrachtet man den ältesten Steinsarg 14 von 1693 (**Abb. 18**), dann sticht sofort seine Form ins Auge. Er gleicht einem in Stein gehauenen Giebeldeckelsarg, der nicht so recht



**Abb. 18** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Sarg 14  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).





**Abb. 19** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Särge 10 und 12  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).



**Abb. 20** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4  
Kruzifixe auf den Särge 10 und 12  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

zu seinen Nachbarn passen will. Auch die Verzierungen, die Wappen an Fuß- und Kopfhaupt, das Kreuz auf dem Sargdeckel und Bibelsprüche in ornamentaler Rahmung an den Sargdeckelwangen ähneln denen der Holzsärge. Ganz anders die etwa 30 Jahre später entstandenen Särge 10 und 12 des Schatzrates und seiner zweiten Frau (**Abb. 19**). Sie sind einander gleichgestaltet. Die barocken Formen schaffen aufwendig gestaltete Sargdeckel auf kräftig verzierten Untersärgen. Bemerkenswert sind die beiden großen Kruzifixe auf den Sargdeckeln (**Abb. 20**). Jeweils an den Ecken von Kopf- und Fußhaupt des Sargdeckels fungieren liegende Putten als Schildhalter für die Wappen. Die personenbezogenen Daten sind weit umfangreicher als bei den Holzsärgen. Die Gleichartigkeit beider Särge läßt an eine gleichzeitige Entstehung, vielleicht noch zu Lebzeiten des Schatzrates und seiner Frau denken. Doch dem ist nicht so, wie die Einträge im Kirchenbuch zeigen, die im Übrigen auch teils sehr detailliert den Verlauf der Beisetzung schildern. Dort ist beim Schatzrat notiert: „Den 30. Juni gestorben, den 4. Januar 1724 ist der Körper mit dem Eichensarg ...in das steinerne Sarkophag gelegt“ (KIRCHENBUCH, 252) und bei seiner zweiten Ehefrau, die ihm am 15. Februar 1725 im Tode gefolgt war: „... bis der Eichensarg in den steinernen Sarg den 22 November a.c. gesetzt worden.“ (KIRCHENBUCH, 253f.) Sieben Monate bzw. ein Dreivierteljahr standen die Eichensärge, sie wurden später dann zu Innensärgen, in der Kirche, und, so wieder das Kirchenbuch „ist der Körper, mit dem Eichen-Sarck, aus dem Sande, damit er gleich nach der Beysetzung 1 Ellen hoch, gantz umher beschüttet gewesen, wieder herausgenommen und in das steinern Sarck gesetzt. Also hat man niemahls den geringsten Geruch von der Leiche in der Kirche verspüret.“ (KIRCHENBUCH, 254) Daraus läßt sich eigentlich nur schlußfolgern, daß die Steinsärge erst nach dem Todesfall hergestellt wurden. Anders könnte es sich es sich beim jüngsten Steinsarg 15 von 1750 verhalten (**Abb. 21**). Friedrich Dietrich v. Weferling war „am 6. August 1750 in Pyrmont entschlafen ...[und]... den 22. August morgens in das adelige Gewölbe gebracht“ worden (KIRCHENBUCH, 265). Die vergleichsweise kurze Zeitspanne zwischen Tod und Beisetzung läßt in diesem Fall daran denken, dass dieser



**Abb. 21** Watzum, Gde. Uehrde, Ldkr. Wolfenbüttel, FStNr. 82:4.  
Sarg 15  
(Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Archäologie).

Sarg, der wesentlich schlichter als die anderen ist, durchaus bereits zu Lebzeiten von Friedrich Dietrich in Auftrag gegeben und fertiggestellt war.

An dieser Stelle ist noch einmal auf die Wappen zurückzukommen. Betrachtet man beispielsweise den Sarg 6, dann fällt eine gewisse Unstimmigkeit zwischen Lebensdaten und Wappen auf. Die Inschrift auf dem Kopfhaupt des Sargdeckels nennt Albertina Antonia v. Weferling (28 V 1652 – 3 V 1702) als Verstorbene. Darunter ist auf das Kopfhaupt des Untersarges das Wappen der v. Weferling aufgemalt, mit einem Band unter dem Schild auf dem E. C. V. WEFERLING steht. Beim Fußhaupt des Untersarges ist es Wappen der v. Rochow. Hier steht E. V. ROCHOW auf dem Band. Diese beiden Namen sind, einmal unterstellt, bei dem „S“ handelt es sich um einen Lese- oder Schreibfehler, wie folgt aufzulösen: Eitel Carl v. Weferling und Charlotte Eleonore v. Rochow. In diesem Sinne ist auch der nicht zur Gänze lesbare Namen CHARLOTTE ELE...RA V. ... unter dem nicht mehr lesbaren Wappen am Fußhaupt von Sarg 25 zu ergänzen: Charlotte Eleonora v. Rochow unter dem Wappen der v. Rochow. Das ebenfalls nicht mehr lesbare Wappen am Kopfhaupt müsste dann das der v. Weferling sein. Die vermeintliche Unstimmigkeit wandelt sich zur Sinnfälligkeit, erinnert man sich an die oben geschilderten verwandtschaftlichen Beziehungen der in der Grablege bestatteten Personen. Albertina Antonia (Sarg 6) ist die älteste, Adolphina Wilhelmina (Sarg 25) die jüngste Tochter von Eitel Carl v. Weferling und Charlotte Eleonore v. Rochow und auf den Särgen sind die Wappen ihrer Eltern aufgemalt. Genauso verhält es sich bei den meisten anderen Särgen, mit Ausnahmen auf Sarg 14, hier ist am Fußhaupt das Wappen der Mutter und auf Sarg 22. Bei letzterem findet sich auf dem Fußhaupt das Wappen der v. Weferling, darunter G. R. V. W., aufzulösen zu Gustav Rudolph v. Weferling, dem Ehemann der in diesem Sarg bestatteten Dorothea Magdalena v. Weferling, einer geborenen Kramers. Auf jedem Sarg sind demnach die Namen der Verstorbenen und, durch die Wappen, ihre Eltern überliefert. Diese Form der Dokumentation ist nichts anderes als eine extrem verkürzte Ahnenprobe, die von Wandgrabmalen und altarartigen Grabmalen hinlänglich bekannt ist, auf denen vier, acht oder sechzehn Wappen die adelige Abstammung bis hin zu den Ur-ur-großeltern (im Mannesstamme) bezeugen. Wichtig war der Nachweis einer adeligen Abstammung bei den männlichen Gliedern einer Familie beispielsweise bei der Aufnahme in die Ritterschaft und damit die Möglichkeit, über ein landtagsfähiges Gut, Sitz und Stimme auf den Landtagen der Landstände zu erlangen. Weibliche Glieder der Familie hingegen waren auf die Ahnenprobe angewiesen wollten sie in ein adeliges Damenstift eintreten. Zu diesem Anlaß war die adelige Abstammung mit einer Aufschwörungstafel zu bezeugen. Eine derartige Tafel ist von Constantine Antonetta v. Weferling erhalten, die 1748 in das Stift zu Steterburg eintrat (NLA WOLFENBÜTTEL, 50 Neu 3 Stet). Sie ist am 11. April 1752 wohl während eines Besuches in Watzum verstorben und es wurde „...der entseelte Leichnam nach Groß Vahlberg abgeführt und in das adel. Gewölbe beigesetzt.“ (KIRCHENBUCH, 268)

Den zehn nach Befund namentlich bekannten Mitgliedern der Familie stehen jedoch 26 Verstorbene gegenüber, deren Namen nicht bekannt sind. Anhand der Schriftquellen lassen sich

freilich noch einige weitere Namen ermitteln. Für den Zeitraum von 1720 bis 1775 ist die Bestattung von 3 Kindern im Gewölbe verzeichnet, so 1736 der 14-jährige Herr von Hünecken (KIRCHENBUCH, 260). Er war möglicherweise ein Sohn der Antonia Elisabeth v. Weferling aus ihrer Ehe mit Matthias Heinrich v. Hünecken, also ein Enkel des Schatzrates. Im Jahr darauf folgte ein weiterer Enkel, nämlich Eduard Ernst Friedrich, der erstgeborene und einzige Sohn von August Ludwig Jobst v. Weferling und seiner Ehefrau Elisabeth Charlotte v. Gustedt (KIRCHENBUCH, 261). Im Jahr 1751 erfolgte dann die letzte nachgewiesene Bestattung eines Kindes. „Des Herrn Rittmeisters von Wulfen auf Grebau jüngstes Fräulein ... welches die Frau von Weferling [Elisabeth Charlotte v. Weferling] zu sich genommen, ... mit Concession des Obristen v. Weferling [August Ludwig Jobst v. Weferling]“ (KIRCHENBUCH, 266). Wenn man die übrigen sieben Kindersärge einmal außer Betracht läßt, so bleiben noch sechs Särge (Sarg 1, 3, 4, 5, 13 und 26), bei denen die Särge selbst keine Hinweise auf Namen und Alter der in ihnen Bestatteten geben. Bekannt ist lediglich, dass es sich dabei um je drei Männer (Sarg 1, 4 und 13) und Frauen handelt (Sarg 3, 5 und 26). Um möglicherweise deren Namen zu erfahren, bleibt die Durchsicht der Kirchenbücher, die, wegen Brandschäden, allerdings erst ab 1720 überliefert sind. Im Kirchenbuch von 1720–1795 lassen sich in der Grablege noch folgende Beisetzungen nachweisen:

1752 Obrist August Ludwig Jobst v. Weferling, der älteste Sohn des Schatzrates Eduard Ernst Friedrich v. Weferling (KIRCHENBUCH, 267).

1760 Albrecht Ferdinand Heinrich v. Weferling, kgl. Preuss. 1. Regierungsdirektor im Fürstentum Halberstadt und jüngster Sohn des Schatzrates (KIRCHENBUCH, 272).

1764 die Witwe von August Ludwig Jobst, Elisabeth Charlotte v. Gustedt aus dem Hause Dersheim (KIRCHENBUCH, 276).

1766 Fräulein Ulrica Johannette v. Boyneburg, von der nicht bekannt ist, ob sie im Kindes- oder Erwachsenenalter verstarb (KIRCHENBUCH, 277).

1775 Capitän Anthon Burchard Friedrich Heinrich v. Weferling, ein Großneffe des Schatzrates, mit dessen Tod die Familie im Mannesstamme erlosch (KIRCHENBUCH, 283).

Bereits im Jahre 1695 war Charlotte Eleonore v. Weferling, geb. v. Rochow verstorben. In ihrem Testament bestimmte sie ihren jüngsten Sohn, Eduard Ernst Friedrich, gemeinsam mit ihrer jüngsten Tochter, Adolphine Wilhelmine, zu Erben. Zu den darin enthaltenen Bestimmungen, die im Zusammenhang mit den zu vererbenden Geldern stehen, gehörte, dass der Sohn „die Fraw Testaricin, davon beysetzen lassen soll“ (BARNSTORF 1971, 90f.). Einmal unterstellt, der Erbe hat diese testamentarische Verfügung auch befolgt, dann ließe sich der dritte Frauensarg ohne Inschriften möglicherweise der Mutter Charlotte Eleonore v. Weferling zuordnen.

Somit könnte nach Befund und schriftlicher Überlieferung die Beisetzung der beiden Frauen des Schatzrates, aller



Söhne, zwei seiner Geschwister, Kindern aus deren Ehen und seiner Mutter im Gewölbe nachgewiesen werden, wobei eine eindeutige Zuweisung mehrerer Personen zu bestimmten Särgen nicht möglich ist. Die wäre wohl nur bei einer neuerlichen Öffnung der Grablege und der infrage kommenden Särge sowie die anthropologische Untersuchung der Bestatteten möglich. Indes fanden sich keine konkreten Hinweise auf Eitel Carl v. Weferling, auf den nach Gesine Schwarz die Anlage der Grablege zurückgeht und der auch als erster in ihr beigesetzt sein soll (SCHWARZ 2008, 156). Vielmehr lag in dieser Hinsicht Heinrich Barnstorf richtig, der die Grablege 1971 als die der engeren Familie des Schatzrates bezeichnet hatte (BARNSTORF 1971, 93).

In einem gewissen Gegensatz dazu stehen Angaben von Schulze und Barnstorf. Rittergutsbesitzer Schulze verzeichnete in seinem Protokoll der Begehung des Jahres 1943 lediglich acht Personen. Den Grund dafür kennen wir nicht. Möglicherweise waren, bedingt durch die enge Stellung der Särge, die entsprechenden Inschriften für ihn nicht einsehbar, denn die Steinsärge von Eduard Ernst Friedrich v. Weferling (12) und dessen erster Frau Sophie Tugendreich v. Weferling, geb. v.d.Werder, finden bei ihm keine Erwähnung. Überdies werden von Schulze bei diesen acht Personen zwei genannt, die nicht Bestandteil der Dokumentation von 1982 sind, und auch hier sind die Gründe unbekannt: Christof Gotthelf v. Weferling mit der Jahreszahl 1665, er wird dem Sarg 22 zugewiesen, der aber nach dem Stand von 1982 zu Dorothea Magdalena v. Weferling, geb. Kramers gehört. Bei jenem Christof Gotthelf v. Weferling könnte es sich um den 1665 geborenen und 1692 verstorbenen Onkel des Schatzrates handeln. Ferner verzeichnete er noch

einen „Weferlingen“ mit der Jahreszahl 1682, dem er allerdings keinem Sarg zuordnet. Dessen Identität wird sich nie klären lassen. Barnstorf hingegen führt nur sieben Personen auf, die er einzelnen Särgen zuordnet, denn er verzeichnet, im Gegensatz zu Schulze, Charlotte Sophia v. Weferling im Sarg 7 nicht. Im Übrigen sind die Zuweisungen der Personen zu den Särgen mit dem Befund von 1982 deckungsgleich.

Bisher galt die Beisetzung des Anton Burchard v. Weferling immer als die letzte in der Grablege. Doch stellt sich dies nach dem Kirchenbuch etwas anders dar. Sicherlich war er der letzte männliche Sproß des Geschlechts und nach seiner Beisetzung am 14. Oktober im Gewölbe ward „*dasselbe nach einigen Tagen zugemauert worden. Serenissimus haben alsofort am 10. Oktober von den Gütern Watzum und Großen Vahlberg Possession nehmen lassen*“ (KIRCHENBUCH, 283), d. h. die Lehen wurden eingezogen. Nun ergab es sich jedoch, daß gute zwei Wochen nach Anton Burchard seine Cousine Louise Antonette Charlotte v. Campe in Celle verstarb, „*und auf Serenissimi gnädigste Dispensation den 5. November in das adelige Gewölbe hieselbst bei den Gebeinen ihrer wolseel. Eltern in der Mitte beigesetzt worden. Das Gewölbe welches bereits zugemauert war, wurde wieder geöffnet und nach der Beisetzung von neuem zugemauert worden.*“ (KIRCHENBUCH, 283). Dies war also die wirklich letzte Beisetzung in der v. Weferling'schen Grablege zu Watzum. Bei der Öffnung der Grablege wurde ihr Sarg (2) nicht mehr in der Mitte zwischen zwei Särgen vorgefunden, vielmehr stand der Sarg neben Sarg 1, der mit einer männlichen Leiche belegt war, der aber weder mit Wappen noch mit Lebensdaten verziert war (Abb. 6).

## 9. Schluß mit einem Versuch von Einordnung und Vergleich

Will man zum Schluß den Versuch der Einordnung in einen größeren regionalen Zusammenhang und einer Wertung unternehmen, ergeben sich dabei freilich einige Schwierigkeiten. Zunächst ist festzustellen, es läßt sich zum jetzigen Zeitpunkt keine endgültige Aussage darüber treffen, ob die Weferling'sche Grablege eine von zahlreichen ähnlichen adeligen Grablegen ist, was eigentlich zu vermuten wäre. Denn dort wo der landsässige Adel das Patronat über eine Kirche innehatte, wo ein Rittergut bestand, könnte man auch eine Grablege vermuten. Oder ist die Grablege in Watzum eine von nur wenigen solcher Anlagen. Erschwerend kommt hinzu, daß bisher weder bei der Braunschweigischen Landeskirche noch beim Landesamt für Denkmalpflege adelige Grablegen systematisch erfaßt und inventarisiert worden sind. Oftmals sind Grablegen und besonders deren Inhalte heute in Vergessenheit geraten, weil sie zugemauert oder zugeschüttet wurden.

So sind selbst im näheren Umfeld nur wenige und vor allen Dingen auch dokumentierte Grablegen bekannt. In Groß Vahlberg besteht im Turm, ganz genauso wie in Watzum, ein

vermauerter Raum, allerdings mit zwei getrennten Grablegen. Im Südturm die der Familie v. Weferling, über deren Belegungszeitraum wir nichts wissen und in der auch ein oder zwei Steinsärge stehen sollen. Die Grablege der v. Münchhausen nimmt den Nordteil ein, hier ist die Belegung bis in die 80ziger Jahre des 19. Jahrhunderts bekannt. Beide Grablegen sind in den letzten Jahrzehnten nicht geöffnet worden (freundliche Auskunft von Herrn Rembert v. Münchhausen am 4.2.2016). Die Grablege in der Kirche von Groß Twülpstedt birgt fünf Holzsärge mit Verzierungen aus Metall und gepresster Pappe. Der Belegungszeitraum ist nicht bekannt. Vor 1835 wurde eine Restaurierung der Gruft vorgenommen. Dabei wurden auch die Gebeine des 1681 verstorbenen Helmstedter Professors Hermann Conring in einen neuen Sarg umgebettet. Der jüngste Sarg ist biedermeierlich. Über die anderen Bestatteten ist nichts bekannt. (ACHHAMMER 2006). Von der Forschungsstelle Gruft wurde jüngst die Gruft der Grafen v. Schwiecheldt in Klein Ilsede untersucht. Die erste Bestattung in der Gruft ist für das Jahr 1577 belegt, wegen baulicher Mängel wurden um 1760 alle



**Abb. 22** Stadt Wolfsburg, St. Marien. Gruft mit Särgen der v. Bartensleben (Aufnahme: Jutta Brüder, Braunschweig).

bis zu diesem Zeitpunkt vorgenommenen Bestattungen auf den Kirchhof umgebettet (KIRCHENGEMEINDE 2016, 3f.). Ein neuerlicher Belegungszeitraum von 1766 bis 1898 ist nachgewiesen und dokumentiert. Die 17 Eichenholzsärge gehören bis auf zwei des Typs WT/2/b und WT/2/c alle zum Typ GT/2/b. Die Särge sind schwarz gefasst oder holzsichtig und tragen teilweise verzierte metallene Kanteneinfassungen. Inschriften mit religiösem Inhalt kommen lediglich auf zwei Särgen vor. Inschriften mit Lebensdaten jedoch auf sechs Särgen, sowohl aufgemalt wie auch auf gravierten Metalltafeln. Auch die Wappen sind entweder aufgemalt oder erhaben aus farbig gefasstem Metall (STRÖBL, STRÖBL, VICK, 2015). Eine weitere große Grablage besteht in der Gruft unter dem Kirchturm von St. Marien in Wolfsburg. Zwischen 1670 und 1823 wurden hier 27 Mitglieder der Familien v. Bartensleben und der Familie der Grafen v.d. Schulenburg bestattet. Im Gruftteil der Grafen v.d. Schulenburg sind mindestens zwei Steinsärge zu erkennen. Leider ist, abgesehen von zwei Fotos, keine Dokumentation dieser Grablage bekannt. In der Grabkapelle der Familie Hahn/



**Abb. 23** Stadt Helmstedt, Ldkr. Helmstedt. Steinsärge in der Grabkapelle Hahn/Eichel/Böckellen (Aufnahme: Verfasser).

Eichel/Böckellen auf dem früheren St. Stephani Friedhof in Helmstedt, in ihr wurde zwischen 1668 und 1723 bestattet, sind heute noch vier Steinsärge sichtbar, von denen, nach Inaugenscheinnahme von Außen, der jüngste von 1723 stammt. Die Steinsärge tragen Bibelsprüche und Wappen. Aber auch hier liegt keine Dokumentation vor, denn die Beschreibungen im Inschriftenband der Stadt Helmstedt erfassen nur die Bestattungen von 1668, 1683 und 1688 (HENZE 2005, Nr. 236). Des Weiteren bestehen Grablagen der v. Garssenbüttel in Essenrode, der Mackensen von Astfeld in Astfeld (19. Jahrhundert), der Schulzes in Watzum (19. Jahrhundert), der v. Wisberg in Wisbergsholzen, der Markwort/Degener? in Heiningen, zwei der v. Steinberg in Bodenburg, die ältere leer, die neuere belegt, sowie ein Mausoleum (1911–13) der Löffbeckes in Groß Denkte. Untersuchungen und Dokumentation darüber sind bedauerlicherweise nicht bekannt. Hinzukommen noch die Fürstengrüfte in Braunschweig und Wolfenbüttel.

Was die Sargarten anbelangt, finden wir in Watzum fast ausschließlich Giebeldeckelsärge vom Typ GT/2/b die vom 16. bis weit in das 18. Jh. üblich waren und demzufolge in einer zwischen 1685 und 1775 benutzen Grablage zu erwarten sind. In der sich belegungszeitlich an Watzum anschließenden Gruft in Klein Ilsede ist dieser Typ ebenso der vorherrschende wie auch in der Wolfsburger Gruft, soweit es nach dem Foto für den Gruftteil der v. Bartensleben erkennbar ist, dass gut die Hälfte der Särge zeigt. Im Gruftteil der v.d. Schulenburg gehört etwas weniger als die Hälfte zu diesem Sargtyp. Auch die schwarze Sargfassung, die aufgemalten Wappen und die aufgemalten Bibelsprüche sind üblich und stellen keine Besonderheit dar, wie der Vergleich mit Wolfsburg, Klein Ilsede oder auch Trendelburg zeigt. Bei den Bibelsprüchen in Watzum fällt eher deren Umfang gegenüber anderen Grablagen auf, soweit sich das auf Grund der schlechten Dokumentationslage beurteilen lässt. Am ehesten ist in diesem Zusammenhang eine Nähe zur Äbtsinnengruft im Kloster Lüne gegeben, in der zwischen 1634 und 1838 elf Äbtissinnen bestattet wurden (STRÖBL 2014, 76). Vier der Särge tragen dort Bibelsprüche gegenüber neun Särgen in Watzum. In Klein Ilsede und Wolfsburg sind vergleichsweise viele Wappen aus bemaltem Metall auf den Särgen angebracht.



**Abb. 24** Stadt Wolfenbüttel, Ldkr. Wolfenbüttel, Hauptkirche Beatae Mariae Virginis. Steinsarg für Herzogin Elisabeth Marie Sophie von Holstein-Norburg (1683–1767) (Aufnahme: Christine Wulf, Inschriftenkommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen).



Dergleichen findet sich in Watzum lediglich auf dem jüngsten Sarg von 1775. Metallzierat an Särgen wie oder gar Särge aus Metall, beides kommt in Wolfsburg häufig vor (**Abb. 22**), fehlt in Watzum jedoch vollständig. Ob die schwarz gefaßten und zum Teil auch mit weißen Kreuzen versehenen Innensärge selten sind, ist nicht zu entscheiden, denn aus den bisher zum Vergleich herangezogenen Grablegen der Umgebung fehlen dazu Untersuchungen und Dokumentationen. Nach den Angaben von Ströbl kommt der schwarze Innensarg sehr häufig vor, die aufgemalten weißen Kreuze jedoch nur in einigen Fällen. Selten sind auf jeden Fall die kassettierten Särge in Watzum, die in der Umgebung bisher nicht nachzuweisen sind. Der eine über das Kopfhaupt zu beschickende Sarg in Watzum steht mehreren gleichartigen Särgen in Klein Ilsede und Wolfsburg gegenüber. Was nun die textile Ausstattung der Särge und die Bekleidung der Bestatteten anbelangt, so ist es der sehr gute Erhaltungszustand der Stoffe und der Farben der herausragt. Kleider, Handschuhe, Strümpfe, Mützen, Blumensträuße und Totenkronen, all dies kommt auch in anderen Grablegen vor. Allenfalls das grundsätzliche Fehlen von Schuhen ist bemerkenswert. Die leinenen Querbänder sind ebenfalls auch andernorts dokumentiert. In der Berliner Parochialkirche werden sie von Ströbl als Besonderheit bezeichnet und treten dort, wie auch in Trendelburg (LINNEBACH 1993, 59), von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts auf (STRÖBL 2009, 19). In Gettorf wurden Querbänder im Innensarg eines Steinsarges dokumentiert und wurden als Sicherung des Verstorbenen bei Erschütterungen während seines langen Transportes gedeutet (ZÖLLNER 1974, 199). Diese Deutung ist für Watzum, Berlin und Trendelburg nicht unbedingt schlüssig und man kann getrost folgen das bei derzeitigem Forschungsstand eine befriedigende Deutung nicht möglich ist (STRÖBL 2009, 19).

Von besonderer Bedeutung sind allerdings die vier Steinsärge aus den Jahren zwischen 1693–1750, wenngleich sie auch nicht als einzigartig in adeligen und bürgerlichen Grablegen der näheren und weiteren Umgebung gelten können. So sind mindestens zwei Steinsärge in der Wolfsburger Gruft, zwei von 1725 und 1767 in der Fürstengruft zu Wolfenbüttel (**Abb. 23**) und vier in der Grabkapelle in Helmstedt, die aus der Zeit zwischen 1668 und 1720 stammen (**Abb. 24**) bekannt. Die Grablege in Watzum zeigt sich auch damit als zeittypisch. Gleichwohl ist auch im Hinblick auf die Steinsärge daran zu erinnern, daß unsere Kenntnisse über die Grablegen der Region keinesfalls umfassend ist. Und das grundsätzlich, schon bedingt durch die Sandsteinvorkommen beispielsweise in Velpke, mit einer größeren Zahl von Steinsärgen zu rechnen ist, zeigt der Blick nach Schleswig-Holstein. Obwohl in diesem steinarmen Landstrich das Material eingeführt werden mußte, sind für das 18. Jahrhundert etwa 90 Steinsärge in dortigen Adelsgrüften belegt (ZÖLLNER 1974, 182).

Der Schatz- und Landrat, auch Kammerjunker, zählte zu den einflußreichsten Personen sowohl im Fürstentum Wolfenbüttel wie auch bei Hofe. Es muß ihm sehr wichtig gewesen sein, diese herausgehobene politische und gesellschaftliche Bedeutung seiner Person und seiner Familie auch im Tode nach außen zu dokumentieren. Die Steinsärge sind sichtbarer Ausdruck dieses Bestrebens. Und im Übrigen steht er damit auch in einer Familientradition, wenn wir beispielsweise an das 1603



**Abb. 25** Gr. Vahlberg, Gde. Vahlberg, Ldkr. Wolfenbüttel, ev. Kirche. Epitaph für Ulrich v. Weferling und seine Frau Gräfin Katharina von Regenstein-Blankenburg von 1603. (Aufnahme: Jutta Brüder, Braunschweig)

geschaffene Alabasterepitaph seines Vorfahren Ulrich v. Weferling und seiner Frau Gräfin Katharina von Regenstein-Blankenburg in der Kirche zu Groß Vahlberg denken (**Abb. 25**). Beide stehen damit in der Tradition einer Memorialpraxis, wie sie sich im Mittelalter im Rahmen der ständischen Gesellschaft entwickelt hatte. Nach der Reformation war beim lutherischen Adel das Epitaph, das Wandgrabmal und das altarartige Grabmal mit vier, sechs oder 16 Wappen in den Kirchen des 16. und 17. Jahrhunderts Ausdrucksmittel dieser Memorialpraxis (BRINKMANN 2010, 178–230 mit mehreren Beispielen). Im Fehlen dieser Ausdrucksmittel unterscheidet sich die Grablege in Watzum, und im Übrigen auch die anderen aufgeführten, von zeitlich früheren Grablegen.

Fasst man alles Bisherige zusammen, dann ist die Grablege der Herren v. Weferling in Watzum eine für ihre Zeit typische Anlage, die sich in das Bild anderer Grablegen vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum späten 18. Jahrhundert einfügt. Von sehr guter Qualität sind die Steinsärge. Die Zahl der Särge mit Bibelsprüchen ist genauso bemerkenswert, wie es der sehr gute Erhaltungszustand von Körpern, Bekleidung und Sargausstattung ist. Auch die hohe Zahl von Kindersärgen kommt so in anderen Grablegen nicht vor. Doch letztlich kann erst durch Untersuchungen weiterer adeliger Grablegen im näheren und weiteren Umfeld und dem dann möglichen Vergleich, auf breiterer Grundlage als bisher möglich, der tatsächliche Stellenwert von Watzum bestimmt werden.

# Liste der Särge in der Grablege zu Watzum

Sarg	Typ Größe	Material Sarg/Innensarg Handhaben SW/KH FH	m/w	Kind	Inschriften			
					Namen	Lebensdaten	Bibelstellen	Wappen
1	GT/2/b 219 88,5 72,5 79/69	E / F 4 4/1 1	M					
2	GT/2/b 2,10 76/72 83/76	E / F 3 3/1 1 Innensarg 1 1	W		Louise Antoinette Charlotte v. W, verehelichte v. Campe	30 X 1740–27 X 1775		W
3	WT/2/c 232 98/79 98/85	E / N 3 3/1 1	W					
4	GT/2/b 212 95/75 87/71	E 4 4/1 1	M					
5	GT/2/b 232 85/75 92/88	E / F 4 4/1 1	W					
6	GT/2/b 212 88/74 95/84	E / F 3 3/0 0	W		Albertina Antonia v. W.	28 V 1652–3 V 1702	B	W
7	GT/2/b gö 233 78/67 87/75	E / F 2 2/0 0	W		Charlotte Sophia v. W.	9 VIII 1691–15 II 1706	B	W
8	GT/2/b gö 72 33/26 42/35	F 0 0/0 0		K				
9	GT/2/b 129 50/42,5 48/39	Holz mit Stoff 0 0/1 1		K				
10	GT/2/b 235 100/90 ?/?	Stein 0 0/0 0	W		Marie Elisabeth v. Calcum genannt Leuchtmar	2 II 1673–15 II 1725	B	W
11	GT/2/b gö 117 54/47 50,5/39	E / F 2 2/1 1	W	K				
12	GT/2/b 233 114/104 88/77	Stein 0 0/0 0	M		Eduard Ernst Friedrich v. W.	30 IX 1658–3 VIII 1723	B	W
13	GT/2/b gö 200 77/70 81/75	E / F 3 3/1 1	M					
14	GT/1/b GT/1/a? 219 83/76 ?/?	Stein / F 0 0/0 0	W		Sophie Tugendreich v.d. Werder	7 V 1661–20 X 1693	B	W
15	GT/2/b GT/1/b? 230 114/104 ?/?	Stein 0 0/0 0	M		Friedrich Dietrich v. W.	14 IX 1693–6 VIII 1750	B	W
16	GT/2/b 71 36/31 49/41	N 0 0/0 0		K				
17	GT/2/b gö 212 98/89 92/90	E / F 2 2/1 1	M		Gustav Rudolph v. W.	? - 1 XII 1685	B	W
18	GT/1/b? gö 83 ?/? 44/34	E 0 0/0 0		K				
19	GT/2/b gö 113 46/37,5 50/49	E 0 0/0 0	W	K				
20	GT/2/b 38 20/16 22/18	F 0 0/0 0		K				
21	GS/2/b? gö 79 29,5/24,5 40,5/34,5	F 0 0/0 0		K				
22	GT/2/b 207 88/79 93/84	E / F 2 2/1 1	W		Dorothea Magdalena v. W. geb. Kramers	19 IX 1650–16 VII 1682	B	W
23	GT/2/b 134 52/44 57/50	N 0 0/0 0		K				
24	GT/2/b 84 47,5/42 55/48,5	N 0 0/0 0		K				
25	GT/2/b 211 105/84 ?/?	E / F 4 4/0 0	W		Adolphine Wilhelmine v. W	29 X 1662–23 II 1708	B	W
26	GT/2/b gö 217 87/73 83/70	E / F 5 5/1 1	W					

Größenangaben: Längel|Breite Kopfhaup|Fußhaup|Höhe Kopfhaup|Fußhaup in cm

gö: Sarg wurde/war geöffnet

Material: E=Eiche / F=Fichte / N=Nadelholz

M=männlich / w=weiblich / K=Kind / B=Bibelstelle / W=Wappen / F=Foto / Z=Zeichnung



## Anordnung der Inschriften und Wappen auf den Särgen

Die Bezeichnung links (li) und rechts (re) erfolgt jeweils vom Fußhaupt mit Blickrichtung zum Kopfhaupt. Auf den Sargwangen werden die Inschriften jeweils vom Kopfhaupt in Richtung Fußhaupt aufgeführt.

### Sarg 2

FH Allianzwappen v. Campe und v. Weferling

Inschrift auf einer Bleitafel, gefunden neben dem Sarg:

Louise Antoinette Charlotte / von Weferling / verehelichte von Campen / Geb. in Braunschweig. D. 30. Oct. 1740 / und in dem Herrn entschlafen / in Zelle D 27 Oct. 1775 / Ihres Alters / 34 Jahr. 11 Mon. u. 28 Tage

### Sarg 6

KH SD

Die wohlgebohrne Frau / ALBERTINA ANTHONIA / von WEFERLING ist gebohren / Anno 1652 den 28ten / May und gestorben den 3 May / Anno 1702

KH US

Wappen v. Weferling, darunter E. C. V. WEFERLING

USW

li: Phil 1, 21 u. 23 | Sir 40, 1-2

FH SD

Ps 4, 9

FH US

Wappen v. Rochow, darunter S. E. V. ROCHOW

Der Ort der Verse Phil 3, 20-21 | Ps 39, 5-6 | 1.Kön 19, 4 und Jes 57, 1-2 ließ sich in den Grabungsakten nicht ermitteln.

### Sarg 7

KH SD

Wappen v. Weferling

KH US

Charlotta Sophia / von Weferling geboren / Anno 1691 den 9. Augusti / gestorben Anno 1706 den / 26 February

SDW

re: Lied „Christus, ist mein Leben“ V 3 | Lied „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“ V 17 | Hiob 14, 1-2

li: Hiob 19, 25 | Phil 1, 21 u. 23 | Weish 3, 1

USW

re: 1.Kön 19,4 | Lied „Christus, ist mein Leben“ V 1 | Offb 14, 13

li: Lied „In Christi Wunden“ V 1 | Röm 6, 7 und 1.Mose 49, 18 | Ps 4, 9

FH SD

Wappen v.d. Werder

FH US

1.Kön 2, 2

### Sarg 10

KH SD

Wappen v. Kalkum gen. v. Leuchtmar

KH US

Apg 7, 55

SD

Mt 25, 21 | Apg 7, 58

SDW

re: Ruhestatt der hochwohlgeborenen Frauen Frauen Marien Elisabeth von Weferling / Gebohrnen Freijin von Leuchtmar

genant CALCUM aus dem Freijhere Hauße Eißbergen und Craßenstein

li: gebohren den 2. febr. Ao 1673 vermählet an Herrn Eduard Ernst Friderich von Weferlin den 22 July AO 1696 und ihrem Eheherrn in der seel. Ewigkeit gefolget / den 15. Febr. Den morgens um 7 Uhr a.A. 1725/die Tugenden der Hochseeligen dienen der Nachwelt zum Exempel

USW

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

FH SD

Wappen v. Wendt

FH US

Röm 14,8

### Sarg 12

KH SD

Wappen v. Weferling

KH US

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

SD

Lk 23, 42 | Lk 23, 43

SDW

re: Alhier Ruhet in Gott, der Hochwohlgebohrne Herr, Herr Eduard / Ernst Friederich von Weferling, auf Watzum, großen Vahlberg, / Volckerode und Bornum, Erb= und / Gerichts=Herr li: Hochfürstl. Braunschwe Lünebl. wohlverdienter Schatz= und Land Rath, / wie auch wohlberauter Cammer-Junker ist gebohren zu Veltheim an der Oh, den 30/Sept. 1658 und gestorben zu Watzum, den 3. Juli 1723 / Weish 3, 1

USW

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

FH SD

Wappen v. Rochow

FH US

Offb 2, 10

### Sarg 14

KH SD

Wappen und Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

KH US

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

SD

SOPHIA TUGEND/REICH VON DEM / WERDER GEBOREN AO / 1661 DEN 7. MAI / VERMEHLET MIT H / ETVART E.E. VON / WEFERLINGH / 1686 DEN 26 / AUG. Gestorben / AO 1693 DEN 20. / OCTOB

SDW

re: Joh 14, 19 | Sach 3, 4 | Joh 1, 29

li: Joh 14, 6 | Joh 11, 25 | Ps 16, 11

USW

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

FH US

Wappen v.d. Werder

### Sarg 15

KH SD

Wappen v. Weferling

KH US

Texte nicht einsehbar und nicht dokumentiert

SD

Alhier ruhet in Gott / der / Hochwohlgebohrene Herr / FRIED-  
 RICH DIETERICH / von WEFERLING / auf Waßun gr. Vahl-  
 berg / Volkenrode und Bornum / Erb und Gerichtsherr / Hoch-  
 fürstl. Braunsch. / Lüneb. Betrauter / Cammerjunker. / ist  
 gebohren / den 14ten Sept. 1693 / gestorben / den 6ten Aug.  
 1750 / in Pijrmont / Gott sei mir Sünder /gnädig

SDW

re: Röm 14, 8

li: 4. Mose 23, 10 | Hiob 19, 25

USW

Keine Inschriften

FH SD

Wappen v.d. Werder

KH SD

**Sarg 17**

KH SD

Wappen v. Weferling

KH US

Der Hoch Edelgebohrene und / gestrenge Herr Gustav Rudolph  
 / von Weferling auff großen Wahl/berg Watzum und Volken  
 Rohden / Erbherr ist gestorbe ANNO / 1685 den 1. DEZEMBER  
 SDW

re: Hiob 14, 1-2 | Joh 11, 25-26

li: Hiob 19, 25-26 | Phil 3, 20-21

USW

re: Ps 30, 12 | Ps 116, 7-8

li: Ps 42, 2-3 | Ps 17, 15

FH SD

Wappen v. Rochow

FH US

Ps 4, 9

**Sarg 22**

KH SD

Wappen nicht einsehbar

KH US

Die hoch Edele großehr / und Tugend Reiche / frauw DORO-  
 THEA MAGTALENA / von Weferlin gebohrene Kramers ist /  
 gebohren den 19. Septemb ANNO 1650 / früh umb 9 Uhr und  
 gestorben den / 16 Jully ANO 1682 ihres Alters im 32. Jahr  
 SDW

re: Ps 116, 7-8 | Ps 25, 17-18

li: 2.Kor 4, 17-18 | Ps 42, 2-3

USW

re: 2.Tim 4, 7-8 | Röm 14, 8

li: Phil 3, 20-21 | Hiob 19, 25-26

FH SD

Wappen v. Weferling, darunter G. R. V. W.

FH US

Ps 4, 9

**Sarg 25**

KH SD

Wappen nicht mehr lesbar

KH US

ANNO 1662 / den 29. October ist Freilein / ADOLPHINA  
 WILHELMINA, von Weferling / gebohrn, gestorben ANNO  
 1708 den 23./FEBR-, Ihres Alters 45 Jahr 8 Mon.

SDW

re: Ps 73, 26 | 2.Tim 1, 10 | Weish 5, 16-17

li: Hiob 19, 25 | Ps 39, 5 | Joh 11, 25

USW

re: 1.Kön 19,4 | Ps 73, 23-24 | Sir 40,1

li: Phil 3, 20 | 2.Tim 4, 7 | Phil 1,21

FH SD

Wappen nicht mehr lesbar, darunter CHARLOTTE ELE...RA  
 V. ....

FH US

Ps 4,9



# Quellen- und Literatur:

## Quellen

### Niedersächsisches Landesarchiv – Abteilung Wolfenbüttel

6 Alt Nr. 802, Eitel Carl von Weferling (Kl.)./. Julius, Christoph, Joachim Friedrich und Christian Vettern von Hoym (Bekl.) wegen Herausgabe (Berufung), 3 Bde.

6 Alt 802 fol. 17, Stammbaum der Herren v. Weferling.

127 Neu Nr. 766, Corpus bonorum der Kirche in Watzum mit Nachträgen und Berichtigungen 1749 – 1927.

299 N Nr. 206, Etwas über die ausgestorbene Familie v. Weferling.

1 Kb Nr. 1245, Kirchenbuch Watzum, Begräbnisse 1720 – 1795.

50 Neu 3 Stet Zg 63/2004 Nr. 781, Constantine v. Weferling Aufschwörungstafel Stift Steterburg 1748.

10 Alt Watzum, Watzumer Hausbuch 1688 ff.

## Literatur

### ACHHAMMER 2006

Christina Achhammer, Bestands- und Zustandsaufnahme in der Gruft in der evangelischen Kirche St. Maria St. Cyriacus zu Groß Twülpstedt, Hannover 2006.

### ADELSARCHIV 1951 – 2015

Stiftung Adelsarchiv (Hrsg.): Genealogisches Handbuch des Adels, Limburg 1951 – 2015.

### ANDREE 1901

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1901

### BARNSTORF 1970

Heinrich Barnstorf, Zur Geschichte des Geschlechtes von Weferling von 1233 bis 1775, Erster Teil: Bis zum Jahre 1400, in: Braunschweigesches Jahrbuch 51 (1970), 33 – 52.

### BARNSTORF 1971

Zur Geschichte des Geschlechtes von Weferling von 1233 bis 1775, Zweiter Teil: Nach dem Jahre 1400, in: Braunschweigesches Jahrbuch 52 (1971), 80 – 101.

### BOEHLKE 1985

Hans-Kurt Boehlke, Zur Entwicklung des Sarges, in: Friedhof und Denkmal 30 (1985), 59 – 67.

### BRINKMANN 2010

Inga Brinkmann, Grabdenkmäler, Grablegen und Begräbniswesen des lutherischen Adels. Adelige Funeralrepräsentation im Spannungsfeld von Kontinuität und Wandel im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert (Kunstwissenschaftliche Studien 163), Berlin, München 2010.

### DÖLL 1967

Ernst Döll, Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus zu Braunschweig (Braunschweiger Werkstücke 36), Braunschweig 1967.

### GOtha

Gothaisches Genealogisches Taschenbuch, Gotha 1763 – 1942.

### HENZE 2005

Ingrid Henze, Die Inschriften der Stadt Helmstedt (Die Deutschen Inschriften 61), Wiesbaden 2005.

### JÄGER-SUNSTENAU 1984

Hanns Jäger-Sustenau, General-Index zu den Siebmacher'schen Wappenbücher 1605 – 1967 und Nachtrag, Neustadt an der Aisch 1984.

### KIRCHENORDNUNG 1709

Erneuerte Kirchen=Ordnung Unser von Gottes Gnaden Anthon Ulrichs Hertzen zu Braunschweig und Lüneburg. Erster Theil. Braunschweig 1709.

### KLEINAU 1967 – 68

Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig (Geschichtliches Ortsverzeichnis von Niedersachsen 2/Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen 30), Hildesheim 1967 u. 1968.

### KLEIN ILSEDE 2016

Kirchengemeinde KleinIlse (Hrsg.), Gruft derer von Schwicheldt unter St. Urban (Klein Ilse der kirchliche Schriften 5) Klein Ilse 2016.

### LEHMANN 2007

Walter Lehmann, Watzumer Chronik. o. O. 2007.

### LINNEBACH 1993

Andrea Linnebach, Übersärge aus Holz von der Barock- bis zur Biedermeierzeit aus der Grablege der Familie von Stockhausen in der evangelischen Kirche zu Trendelburg, in: Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur (Hrsg.). Vom Totenbaum zum Designersarg: Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. Kassel 1993, 43 – 64.

### LUTHERS Werke 35

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe 35, Weimar 1923.

### MEIER 1906

Paul Jonas Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig 3,2. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1906, 276 – 280.

### NIEDERAU 1973

Kurt Niederau, Zur Geschichte des Bergischen Adels. Die von Kalkum genannt von Leuchtmär, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 86 (1973), 14 – 74.

### SCHEFFLER 1941

W. Scheffler, Formen des Sarges im 17. und 18. Jahrhundert, in: Opitz, Max (Hrsg.), Auskunftsbuch für das Deutsche Bestattungswesen. Görlitz 1941.

### SCHWARZ 2008

Gesine Schwarz, Die Rittersitze des alten Landes Braunschweig. Ritterschaft desw ehemaligen Landes Braunschweig (Hrsg.), Göttingen 2008.

### SIEBMACHER 1970

Siebmachers großes Wappenbuch. Neustadt an der Aisch 1970 ff.

### STRÖBL 2014

Andreas Ströbl, Die Entwicklung des Holzsarges von der Hochrenaissance bis zum Historismus im nördlichen und mittleren Deutschland (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur 20), Düsseldorf 2014.

### STRÖBL, STRÖBL, VICK 2015

Regina Ströbl, Andreas Ströbl, Dana Vick, Gruft derer von Schwicheldt unter St. Urban, Klein Ilse, Niedersachsen. Arbeitsbericht der Forschungsstelle Gruft/ Lübeck Dezember 2015.

### STRÖBL, JUNGCLAUS, KREBS, WITTKOPP 2009

Andreas Ströbl, Bettina Jungklaus, Daniel Krebs, Blandine Wittkopp, Die Gruft unter der Parochialkirche in Berlin-Mitte. In: Ohlsdorf – Zeitschrift für Trauerkultur Nr. 107. 2009, 15 – 22.

### VENTURINI 1826

Carl Venturini, Das Herzogtum Braunschweig in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, Helmstedt 1826.

### WISWE 1987

Mechthild Wiswe, Die Särge im jüngeren herzoglichen Grabgewölbe der Hauptkirche Beatae Mariae Virginis, in: Hans-Herbert Möller (Hrsg.), Die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 4), Hannover 1987, 193 – 212.

### ZAPPE 1971

Alfred Zappe, Grundriß der Heraldik. Limburg 1971.

### ZÖLLNER 1974

Rudolf Zöllner, Stein- und Metall-Särge schleswig-holsteinischer Adliger in der St. Jürgen-Kirche zu Gettorf. In: Nordelbingen – Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 43. 1974, 180 – 215.





# Urlandschaft und mittelalterliche Gewässer im engeren Stadtgebiet von Braunschweig

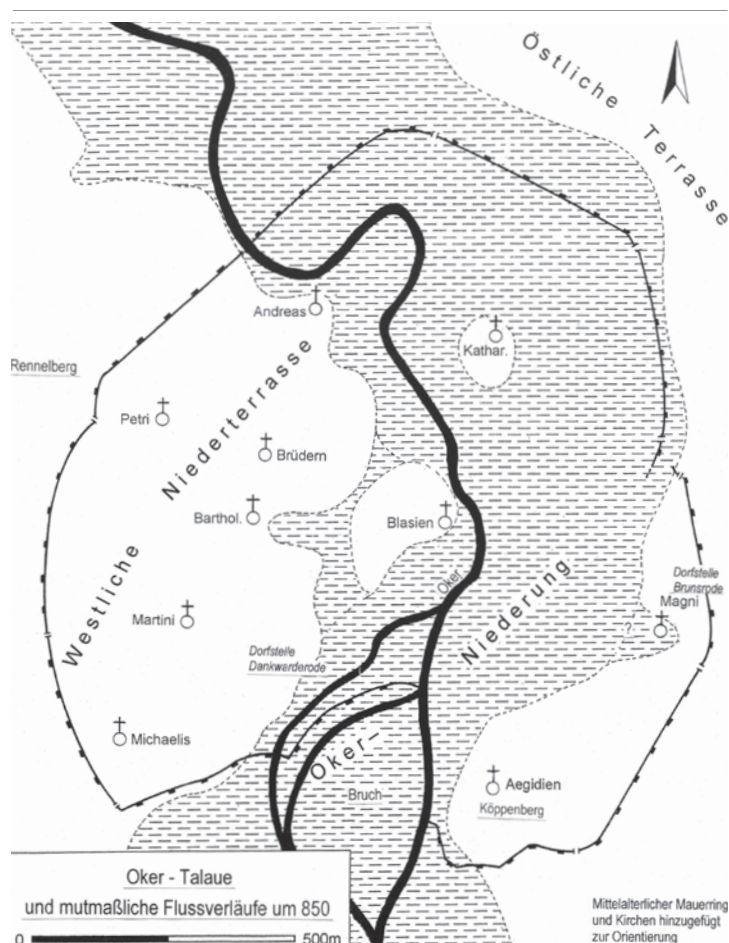
Wolfgang Meibeyer

Nach meiner Wahrnehmung kam es mit dem Wirken von Hartmut Rötting zu einer ersten Blütezeit der Stadtarchäologie in Braunschweig. Davon legt die stattliche Anzahl der von ihm projektierten und durchgeführten „Stadtgrabungen“ beredt Zeugnis ab. Er erwies sich aber nicht nur als begeisterter Archäologe an sich, sondern zeigte sich gleichermaßen hoch interessiert an den Fragen der historischen Stadtentwicklung. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den praeurbanen sowie den frühstädtischen Verhältnissen, und damit rückten unvermeidlich auch die physisch-geographischen Raumbedingungen der engeren Stadtlandschaft in sein Blickfeld. Als signifikantes Beispiel sei dafür auf die von ihm 1985 vorgelegte Karte der „Mittelalterlichen Baulanderschließung in Braunschweig“ hingewiesen, in der er sich gleichsam um eine Rekonstruktion der ursprünglichen natürlichen Verhältnisse im historisch besiedelten engeren Stadtgebiet innerhalb der Oker-Umflutgräben bemühte. (RÖTTING 1985, Beilage)

Daraus erwuchsen einschlägige Berührungen mit der historischen Stadtgeographie, wie sie zuvor von Georg Niemeier nicht nur in seiner akademischen Lehre an der TU gepflegt wurde, sondern die auch in einer von ihm angeregten und betreuten Examensarbeit von Gisela Balzer „Die Topographie der Altstadt von Braunschweig und ihre anthropogenen Wandlungen“ einen Niederschlag fand. (BALZER 1961) In Niemeiers späterer Nachfolge durfte ich diese Tradition fortsetzen und traf auf diesem Forschungsfeld mit Hartmut Rötting auf einen engagierten und temperamentvollen Diskussionspartner.

Auch gestützt auf die (ungedruckte) geowissenschaftliche Dissertation von Nikolaus Stegmann „Entwicklung eines Darstellungsverfahrens für Baugrundkarten an Hand der Baugrundverhältnisse der Stadt Braunschweig“ (STEGMANN 1969) sowie unter Einbringung eigener Grabungsbeobachtungen versuchte er sich an dem detaillierten Entwurf zu einer frühesten orohydrographischen Topographie des inneren Stadtgebietes. Ich sehe diese Karte – wohl auch in Röttings Sinne – ausdrücklich als einen Entwurf an. Denn nicht nur über manche seiner z. T. kühnen Befunde zur örtlichen Geomorphologie, sondern auch hinsichtlich seiner Ansichten über die natürlichen bzw. anthropogenen Hintergründe einiger Wasserläufe im Stadtgebiet hat es – sowohl intern und natürlich auch mit Rötting selbst – durchaus fachlich-kritische Diskussionen

gegeben. Auf konkrete Einzelheiten wird hier an späterer Stelle noch einzugehen sein. Damit sollen aber gewiss nicht seine großen Verdienste besonders um die stadtbraunschweigische Archäologie geschmälert werden, zumal er dieser auch mit dem hier in Rede stehenden, breit angelegten interdisziplinären Ansatz einer systematischen Erfassung und Darstellung der praeurbanen Alt- bzw. Urlandschaft neue Anstöße gegeben und wertvolle Einsichten vermittelt hat.



**Abb. 1** So ähnlich wird man sich die urlandschaftliche Situation im Stadtgebiet etwa zur Frühzeit der beiden dörflichen Ansiedlungen Dankwarderode und Brunsrode vorzustellen haben

# 1. Zur Erforschung der Urlandschaft – Fakten und Irrtümer

Das mittelalterlich bebaute Braunschweiger Stadtareal erstreckt sich über drei natürliche Landschaftseinheiten, indem es die feuchte Okeraue überspringt und beiderseits noch die natürlichen trockenen Niederterrassen in Anspruch nimmt. Rötting errechnete, dass das sumpfige Niederungsgebiet 56 v. H. der Gesamtfläche einnahm und ohne Entwässerungsmaßnahmen zur Bebauung so zunächst gar nicht geeignet war. (RÖTTING 1985, 243) Erst durch nachhaltige anthropogene Aktivitäten wie wasserbauliche Eingriffe sowie durch Veränderungen der Oberflächengestalt (Aufschüttungen und Abplanierungen) wurde der natürliche Zustand jener „Urlandschaft“ überführt in die nach und nach städtisch besiedelte „Altlandschaft“, wie sie uns dann nach dem Ende des Mittelalters entgegentritt. Für die primäre Urlandschaft resultieren daraus die Fragen

1. nach ihrem genuinen topographischen Erscheinungsbild vor dem Eintreten nennenswerter, anthropogen verursachter orohydrographischer Veränderungen (also um etwa 850 n. Ztw.),
2. nach einer konkret räumlichen Abgrenzung ihrer natürlichen Teilgebiete,
3. nach potenziellen natürlichen und/oder naturnahen Prozessen, die von sich aus nachhaltige Veränderungen nach sich ziehen konnten.

Von Vorgängen der letztgenannten Art ist in allererster Linie das Niederungsgebiet der Oker-Talaue betroffen. Humose Sande, Schluffablagerungen, Anmoor und stellenweise Torfe kennzeichneten von je her den natürlichen Untergrund dieser von einer Erlenbruchwald-Vegetation eingenommenen sumpfig-morastigen Landschaftseinheit. Sie wurde früher jahreszeitlich nahezu regelmäßig heimgesucht von Harzhochwässern, mitunter länger andauernd, manchmal von katastrophalen Ausmaßen. Erfolgte bei niedrigeren Wasserständen der Abfluss normalerweise in einem gewöhnlich beibehaltenen flachen Flussbett, so überschwemmten die bis über meterhoch eintretenden Hochwässer seenartig die gesamte Talaue und flossen in deren ganzer Breite ab. So unterlag die Flussaue denn auch ständigen Veränderungen. Nicht immer musste der Hauptabfluss nach starken und längeren Überschwemmungen in sein vormaliges Bett zurückkehren. Verlagerte neue und dementsprechend aufgegebene ältere Abflussverläufe konnten nach dem Rückgang von Hochwässern ebenso in Erscheinung treten wie neu gebildete und/oder abgetrennte Mäanderbögen mit Alt- und Totwässern oder Auskolkungen.

Im Braunschweiger Stadtgebiet wurde diese natürliche Dynamik erst gebändigt durch die Aktivitäten von wasserbautüchtigen Holländern, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als Neuansiedler und Mitbegründer des Hagen-Weichbildes hierher gelangten und mit für konsolidierte Abflussverläufe sorgten. (MEIBEYER 1994) In seinem natürlichen Fließverhalten scheint sich der Okerlauf bereits früher

schon vor dem Erreichen der späteren Stadt aufgespalten zu haben in drei Arme, die dann erst etwas südlich der Burg wieder zusammenkamen. Von dort zunächst nordwärts gerichtet, verließ der Fluss schließlich das Stadtgebiet nach dem Durchfließen zweier alter Mäanderbögen (Werder, Kaiserstraße) nach Nordwesten hin (BALZER 1961, Teil 2).

Ein anderer Prozess mit Einfluss auf die urlandschaftliche Situation verbindet sich ebenfalls mit den Hochwässern, nämlich die Sedimentation von schluffigem Auelehm in der Talaue. Dessen Ablagerungen summierten sich darin selbst noch nördlich der Stadt bei Veltenhof zu immerhin ca. 1,8 m Höhenzuwachs über dem älteren Untergrund. (DRESCHHOFF 1974) Seit Einführung der Dreifelderwirtschaft im frühen Mittelalter trägt dieses von Ackerflächen aus dem oberen Einzugsgebiet der Oker stammende bodenerosive Abtragungsmaterial zur Aufhöhung und zum Ausgleich der Landoberflächen in der Niederung bei mit der Folge, dass die ursprünglich mit Höhenunterschieden zwischen 2 und 4 m zuvor wesentlich prägnanter ausgebildeten Abhänge und Böschungen zwischen der Talaue und den sie flankierenden Niederterrassenkörpern allmählich ausgeglichen wurden nun viel weniger ausgeprägt in Erscheinung treten. Entsprechendes gilt auch für Reliefunterschiede innerhalb der Auenlandschaft.

Im städtischen Bereich der Talaue lassen sich zwei inselartige, mit exponierten Baulichkeiten besetzte (ehemalige) Anhöhen mit sandigem Untergrund nachweisen. Die Burganhöhe deutet sich nach Lage und Untergrund genetisch als zeitweise umflossenes, ehemals mit der nahen westlichen pleistozänen Terrasse verbundenes Inselland an. Weniger gewiss scheint Entsprechendes bei der anderen unter der Katharinenkirche am Hagenmarkt zu sein. Ihre Lage inmitten der Aue und angebliche organische Substrate im tieferen Untergrund sprechen eher für eine jüngere, erst holozäne Talsandbildung.

In sich recht einheitlich und einander ähnlich sind die aus lockeren, sandig-kiesigen Substraten bestehenden Niederterrassenkörper beiderseits der Okeraue. Nur deren tiefere und auenrandliche Lagen zwischen 70 und 71 m über NN waren stellenweise auch von Hochwässern betroffen, wie Spuren von (Auelehm-)Schluff dort gelegentlich zeigen. (RÖTTING 1985, Beilage) Auf der flächengrößeren westlichen Seite erscheinen die Reliefunterschiede überhaupt sehr gering und betragen bei Höhen zwischen 71 und 73 m kaum mehr als 2 m. Alte Straßennamen wie Höhe, Rade- und Bäckerklint könnten jedoch auch auf einige ehemals noch etwas höhere Stellen hinweisen. Deutlich stärker reliefiert erweist sich der Terrassenkörper östlich der Oker, die im Südwesten mit dem Köppenberg des Ägidienklosters gegenüber der Niederung um ca. 6–7 m auf bis 76 m ansteigt.

Wenden wir uns Röttings eingangs erwähntem „Rekonstruktionsversuch der orohydrographischen Struktur der Altlandschaft (.) vor Beginn des Stadtausbaus um 1160 (.)“ zu



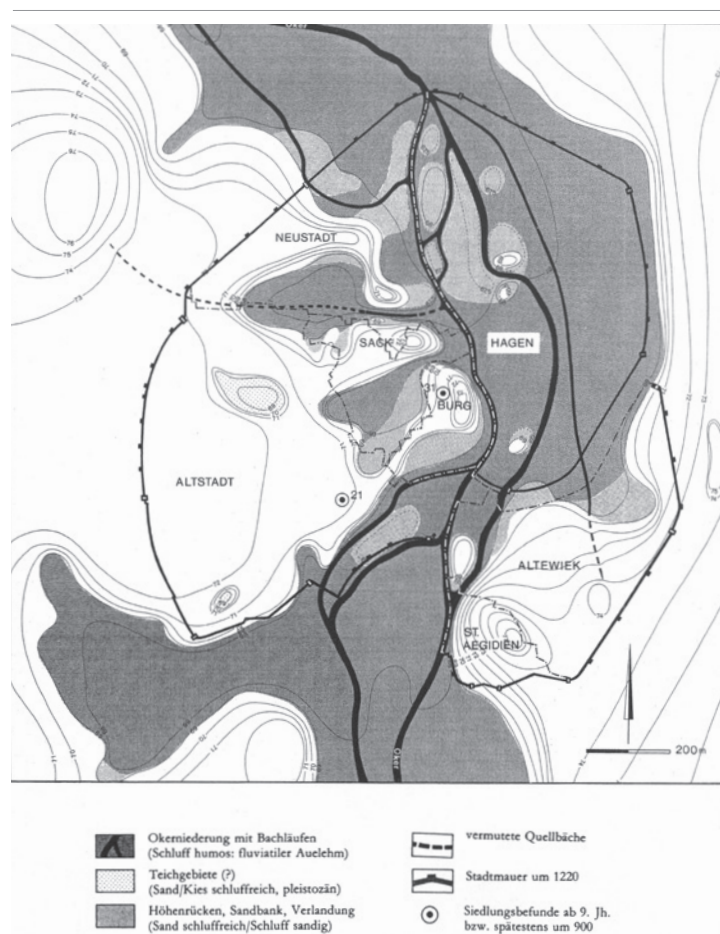
(Abb. 2), so fällt zunächst im Gebiet der Neustadt eine ausgeprägte großflächige Senke auf, die außergewöhnlich steilrandig in den Terrassenkörper eingeböscht und über einen engen Flaschenhals mit der Okerniederung verbunden ist. Eine ähnliche findet sich gleich südlich im Weichbild Sack und wird von Rötting wie diese genetisch gleichermaßen der (holozänen) Okerniederung zugeordnet. Weder für die Ausmaße noch für ihre durch enge Scharung der Höhenlinien angedeuteten steilen morphologischen Formen lassen sich freilich Stegmanns Ausführungen in Anspruch nehmen. Ebenso wenig finden sich relevante Höhenzahlen, welche die Verifizierung derart auffälliger – und hier ungewöhnlicher – Oberflächenformen erlauben. Schließlich scheint auch von der Geomorphologie her kein natürlicher Prozessablauf vorstellbar, durch den diese vermeintlichen Gebilde so entstanden sein könnten. Mutmaßlich ist dort bei Stegmann verzeichnetes schluffiges Bodensubstrat fehlgedeutet worden. Ähnliches trifft wohl auch zu für eine andere engere flache Senke in der nördlichen Altstadt. Obwohl räumlich weitab von der Okerniederung (!) erscheint diese 1985 mit derselben Auen-Signatur, 1997 jedoch verändert nun als Teichgebiet (in der Legende versehen mit Fragezeichen).

Problematisch steht es auch um einen angeblich von der Rennelberghöhe entlang der Langen Straße zur Oker hin fließenden vermeintlichen natürlichen Bachlauf. Zunächst erst lediglich gemutmaßt, behandelte sein „Erfinder“, der allerdings morphologisch kaum versierte Privatgelehrte Ewald Banse, ihn später bereits wie ein Faktum. (BANSE 1936) Abgesehen davon, dass das kleinräumige Rennelberggebiet als Einzugsgebiet für ein solches Oberflächengewässer gar nicht ausreicht, würde ein solches in den durchlässigen Terrassensanden ohnehin schnell versickern. Rötting griff diesen auch von anderen Autoren zwischenzeitlich kolportierten „Rennelbergbach“-Lauf wohl auf, als sich bei seiner Stadtgrabung Nr. 10 am Neustadtrathaus eine Uferverbauung zeigte. (RÖTTING 1997, 74) Diese ist allerdings einem tiefen künstlichen Wassergraben zuzuordnen, welcher im 12. Jahrhundert entlang dem Nordrand der Altstadt zu deren Befestigung zwischen dem Alten Petritor und der Oker am Hagenmarkt angelegt worden war und hat gar nichts mit einem fiktiven natürlichen Rennelbergbach zu tun.

Nicht anders steht es um zwei vermeintliche Bäche, die vom Köppenbergrücken und/oder vom Klint ausgehend durch das Altwiekgebiet zum Ritterbrunnen und weiter dem Wendengraben (längs der Wilhelmstraße) zufließen sollten. (RÖTTING 1997, 18 Abb.6) Andeutungen dazu finden sich wiederum schon bei E. Banse, 1936, dann auch bei F. Timme, 1950 und 1963. Rötting hat diese z. T. nur vermutungsweise übernommen, wie er denn – das ist nach seinen ausführlichen Hinweisen auf die herangezogenen u. a. kartographischen Quelleninformationen zu vermuten (1997, 17) – veralteten Darstellungen und weniger kompetenten Autoren zu sehr vertraut zu haben scheint. Wie zuvor am „Rennelbergbach“ aufgezeigt, verweisen auch hier ähnliche physisch-geographische Verhältnisse diese Bachläufe in das Reich des Fiktiven.

Gegenstand unserer Diskussionen war schließlich auch ein Okerlauf, welcher sich von unterhalb des Köppenberges mit einem „Schlenker“ um die St. Katharinen-Insel herum bis zum späteren Wendentor hingezogen haben soll und zwar

zusätzlich sowie in ungewöhnlich geringem Abstand parallel nicht nur zu dem Oker-Hauptabfluss (neben der Burg), sondern auch zu dem als nördliche Fortsetzung der vermeintlichen o. a. Altwiek-Bäche angenommenen (aber erst späteren) Wendengraben. Anhaltspunkte topographischer Art sind dafür gar nicht erkennbar. Gesprächsweise äußerte Rötting dazu, dass ihn großteilige Funde von Baumstämmen u. ä. hier zur Annahme eines wassertiefen Flusslaufes veranlasst hätten. Bei seiner späteren, für um 1160 angesetzten Darstellung (RÖTTING 1997, 18 Abb.6) ist dieser unterblieben.



**Abb. 2** Originale Wiedergabe aus Röttings Werk: „Stadtarchäologie in Braunschweig“ 1997, 19. (Untertext sowie Legende (nach 17) nur auszugsweise.)

## 2. Gewässer in der städtischen Altlandschaft

Mit dem Fortgang der Aufsiedlung und der Bebauung des städtischen Areals entwickelte sich in Folge gezielter anthropogener Eingriffe in das vorgefundene urlandschaftliche Potenzial daraus die Altlandschaft gleichsam als Fundament der heranwachsenden Stadt. Veränderungen am Relief der Oberflächenformen spielten im mittelalterlichen Braunschweig in den eigentlichen Baugebieten selbst gegenüber der Erstellung von Schutz- und Wehranlagen (Burg, Mauergräben) wohl nur eine geringere Rolle. Künstliche Aufschüttungen zur Baulandgewinnung bis 2 m in Feuchtlagen kamen stellenweise vor, etwa um den Hagenmarkt. (RÖTTING 1997, 243) Im ganzen Stadtgebiet verbreitet zeigt sich daneben eine bis ca. 1 m betragende, im Laufe der Zeit allmählich entstandene Aufhöhung der Oberfläche durch den sog. Kulturschutt, derzeit bei der St. Martinikirche noch besonders augenfällig erkennbar am Höhenunterschied zwischen Kirchenboden und Straßenniveau. Nicht zu übersehen sind selbstverständlich Aufschüttungen zur Begehbarmachung bzw. Konsolidierung wichtiger Verkehrswege, wie am Damm, an der Langedammstraße und am Bohlweg.

Wesentlich stärker und teilweise die Stadtlandschaft sogar prägend traten Gewässer in Erscheinung. Dem Werdegang der Stadtentwicklung folgend sollen diese näher betrachtet und nach Zweck und Zustandekommen untersucht werden. Als

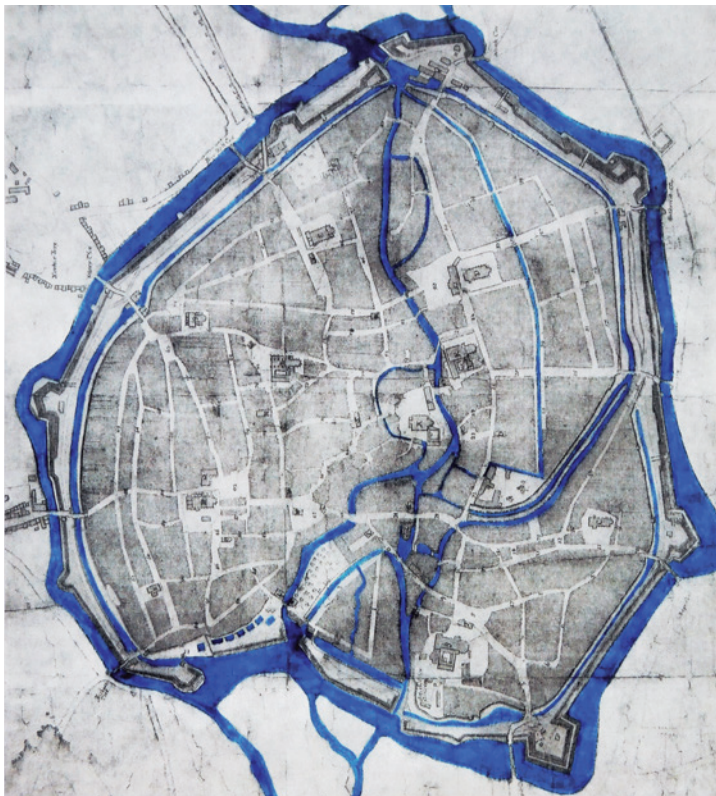
frühe (verlässliche) Quelle und wichtige kartographische Grundlage wird dazu auf den von Johann Jacob Müller um 1720 minutiös gezeichneten Stadtgrundriss (Zustand von 1671) hingewiesen (**Abb. 3**).

Zu Anbeginn der Besiedlung gab es innerhalb des alten Braunschweiger Stadtareals zwei ländliche Orte, deren einer von Rötting am Kohlmarkt lokalisiert – also nahe am westlichen Auenrand und einem natürlichem Oker-Flussarm gelegen – den archäologischen Befunden zu Folge in das 9. Jahrhundert datiert wurde. (RÖTTING 1997, 112ff) Diesem *Dankwarderode* entsprach zeitlich und in seinen siedlungsgeographischen Lagemerkmalen sowie auch archäologisch damit übereinstimmend auf der gegenüber liegenden Seite der Niederung ein mutmaßliches *Brunsröde* am Nordostrand der späteren Altwiek. (MEIBEYER 1986, 35) Von beiden Altdörfern sind wasserbauliche Aktivitäten anscheinend nicht ausgegangen. Eher dürfte das zu unterstellen sein bei der in das späte 9. oder frühe 10. Jahrhundert anzusetzenden Burg. Deren Platz auf einer Inselanhöhe direkt am Okerlauf wird man sogleich mit einem künstlichen Wassergraben umgeben haben, und dessen Aushub wird zudem zur Aufhöhung des Geländes verwendet worden sein.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts setzte die Herausbildung zweier vorstädtischer Siedlungen offenbar als fernstraßenorientierte Markttorte beiderseits des Okerübergangs ein. Deren älterer könnte das von der brunonischen Burgherrschaft als planmäßiger Wik-Ort wohl 1026 veranlasste, für die Stadt dann namensgebende *Brunesguik* gewesen sein, dessen neues Gotteshaus, die St. Magnikirche, zwischen diesem und dem mit Rötting gemeinsam lokalisierten Altdorf *Brunsröde* (Mb. 1986) knapp unterhalb des Auenrandes angelegt und 1031 geweiht wurde. Niederungsseitig kaum, wohl aber landseitig war der Wik-Ort befestigt durch eine trockene Wall-Graben-Anlage längst der Ritterstraße (GESCHWINDE u. MEIBEYER, 33ff).

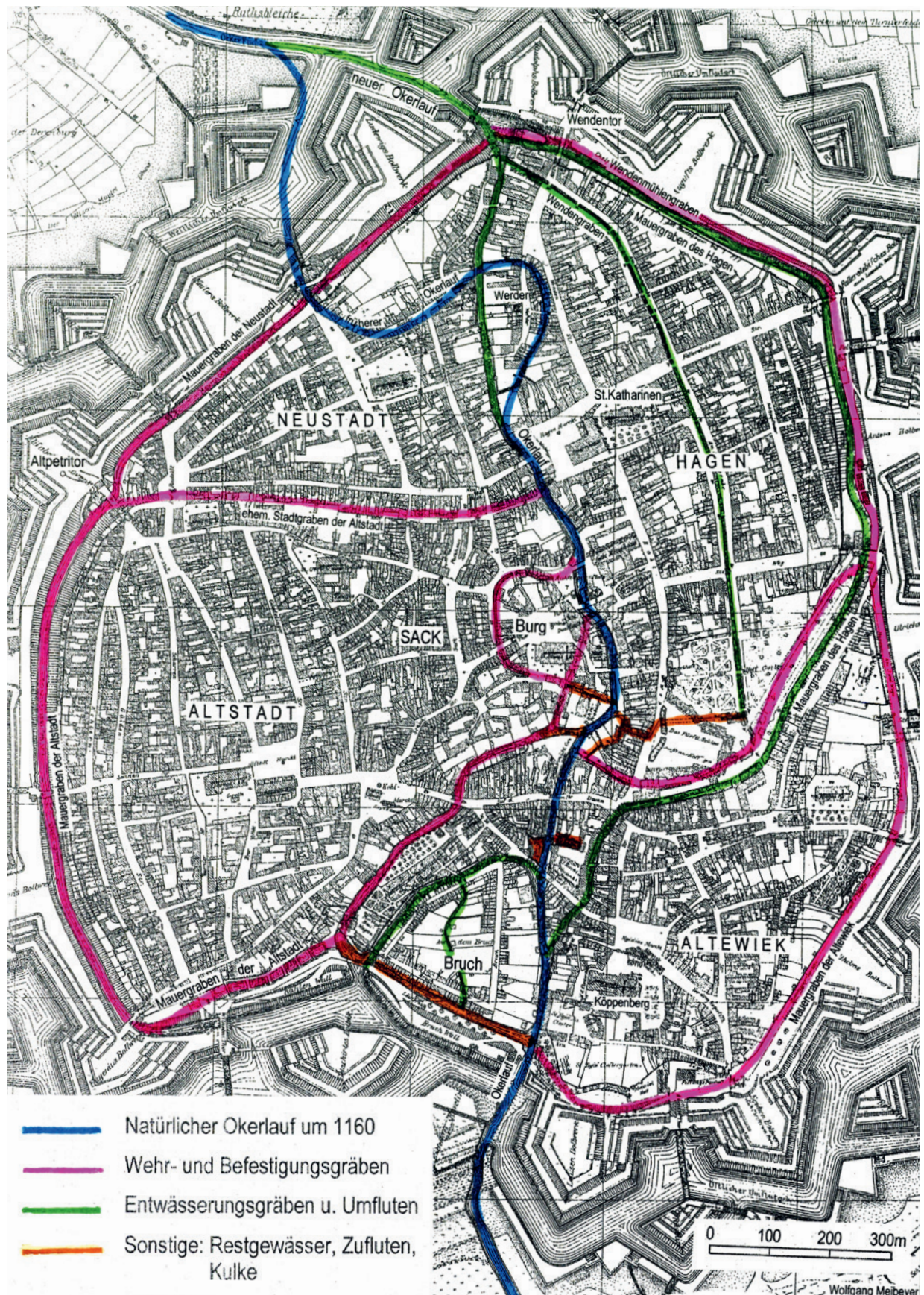
Ebensowenig wie östlich der Oker scheint auch der andere praeurbane Platz, die sog. Kohlmarktsiedlung auf der Westseite mit der ungefähr gleichzeitigen St. Ulrichskirche, landseitig eine „nasse“ Befestigung gehabt zu haben. Auf Spuren eines umgebenden trockenen (Wall-?)Grabens weisen auch Grabungsbefunde auf dem Altstadtmarkt hin. (RÖTTING 1997, 329ff; Dt. Histor. Städteatlas 2013, Taf. 4). Niederungsseitig hatte die Siedlung natürlichen Schutz, grenzte sie dort ja unmittelbar an die Aue sowie an einen Okerarm.

Bedeutend für die Entwicklung der Stadtlandschaft war die Zeit des 12. und des frühen 13. Jahrhunderts. Die seit seinem Großvater Lothar von Süpplingenburg auf der frühstädtischen Kohlmarktsiedlung als Nukleus aufbauenden Initiativen zur Errichtung einer hochmittelalterlichen Handelsstadt brachte Heinrich der Löwe mit dem Ausbau des Altstadt-Weichbilds als großzügige, planmäßige und geschlossene Stadanlage zu einem vorläufigen Abschluss. Bestandteil von dessen aufwändiger Befestigung war ein – an seiner Westseite heute z. T. noch vorhandener – tief ausgehobener Wassergraben. Im Süden



**Abb. 3** Die Gewässer im Stadtgebiet 1671. Besonders zu beachten sind die im 15./16. Jahrhundert mit der 2. Befestigungsgeneration entstandenen breiten Oker-Umflutgräben um die Stadt herum. (Ausschnitt aus: Mertens 1981, Bl. 22, Einfärbung durch Verf.).





**Abb. 4** Natürliche und künstliche Gewässer während des Mittelalters im Stadtgebiet bis vor den Baubeginn der 2. Befestigungsgeneration. (Kartengrundlage: Helves 1913/14: „Geschichtlicher Plan der Stadt Braunschweig“ (1750) 1: 5000. Städt. Vermessungsamt).



wurde dieser am Südmühlentor aus dem Fließgewässer des westlichen Okerarms abgeleitet und floss ab dem Michaelistor nordgerichtet bis zum Altpetritor. Dort änderte er seinen Verlauf, um ostgerichtet längs des Nordrands der Altstadt parallel zur Langen Straße südlich von dieser – vorbei am späteren Neustadtrathaus, wo Rötting seine (irrtümlich einem „Rennelbergbach“ zugeschriebene) Uferbefestigung entdeckte – nahe dem Hagenmarkt den Hauptlauf der Oker zu erreichen. (MEIBEYER 2005) Spuren dieses zur damaligen Nordbefestigung der Altstadt gehörenden Grabens kamen jüngst vor dem Bau des neuen Pressehauses dort bei archäologischen Sondierungen wieder zu Tage. Nach dem Aufbau des Neustadt-Weichbildes war der Graben bald zugeschüttet worden und wurde vergessen. (s. **Abb. 4**)

Im Februar 1164 ereignete sich im Nordseeküstengebiet eine katastrophale Sturmflut, die sog. Julianenflut, die viele Menschen das Leben kostete. Sehr viele wurden in Folge der immensen Landverluste (Entstehung der Zuidersee) heimatlos. Vor allem der askanische Markgraf Albrecht der Bär ließ Flutvertriebene sich in der Altmark neu ansiedeln. Als erfahren mit Feuchtland-Melioration und im Wasserbau kultivierten sie dort u. a. die elbnahen Sumpfgebiete der Wische. Aber auch Herzog Heinrich der Löwe nutzte die Gelegenheit, Holländer ins Land zu holen. Ihm lag daran, das sumpfige Hagenbruch in der Oker-Talaue im östlichen Vorfeld seiner jungen Residenz trockenulegen und städtisch besiedelbar zu machen. Damit wurde in Braunschweig ein umfangreiches Programm von Wasserbauten fachmännisch ins Werk gesetzt. Zwar sind uns darüber keinerlei schriftliche Berichte überkommen, jedoch erlaubt u. a. vertieftes Überprüfen der vorgefundenen Gewässer in Zusammenschau mit den örtlichen orohydrographischen Verhältnissen weitgehend das Nachverfolgen der getroffenen Maßnahmen und eröffnet Einsichten in das Zustandekommen der Wasserläufe in diesen Teilen des Stadtgebietes. (MEIBEYER 1994).

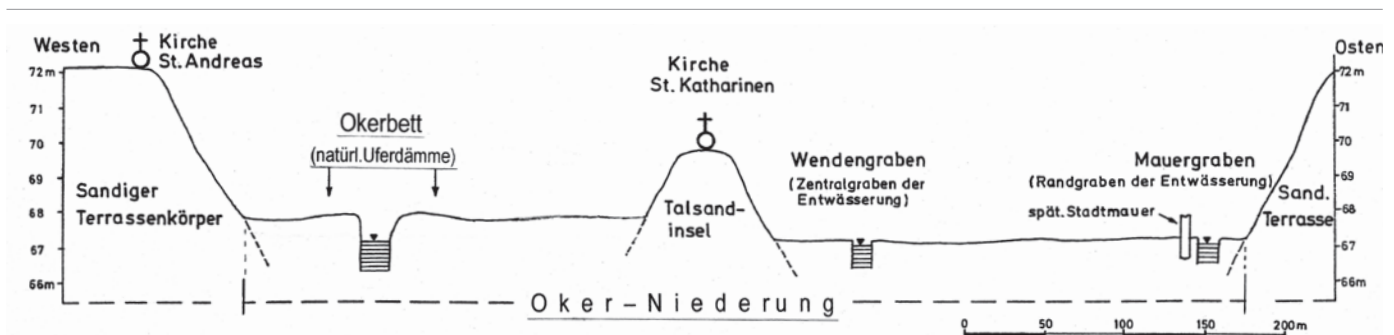
Zu Anbeginn wurden erst einmal die Abflussverhältnisse der Oker aus dem Stadtgebiet verbessert, indem man ihre beiden natürlichen Flussschlingen (Werder und Kaiserstraße) aufhob. Stattdessen stellte man einen geradlinigen Ablauf des Flusses bis zum späteren Wendentor her. Dort nach Nordwesten abknickend wurde er etwas unterhalb dem alten Flussbett wieder zugeführt. So konnte zugleich eine leichtere Zufahrt zu dem an der Westseite des Hagenmarktes wohl auf Betreiben des Herzogs vorgeplanten Anlandeplatz für eine beabsichtigte

Flussschifffahrt geschaffen werden (zu der es jedoch nicht mehr gekommen ist). Ein kurzer Abschnitt des alten Okerbogens am Werder blieb als schmaler Graben offen, auf ihn geht der dortige Straßenname (= Insel) zurück. Mit einer vermeintlichen Hafenanlage hat das nichts zu tun.

Für die eigentliche Kultivierung der ausgedehnten Hagen-Niederung wurde der (heute nicht mehr offene) Wendengraben entlang der (deswegen so breit angelegten) Wilhelmstraße zur Aufnahme und Abführung der Niederungswässer als Hauptkanal gegraben – zweckmäßigerweise mitten in der Aue, wo sich deren tiefste Lagen zwischen der östlichen Niederterrasse und dem (von natürlichen sog. Uferdämmen begleiteten) Hauptflusslauf der Oker befanden. Dieser Hauptentwässerungsgraben wurde dem sanften Gefälle der Aue folgend dem umgeleiteten Okerlauf als Vorfluter gerade an jener Stelle zugeführt, wo der um ca. 45 Grad nach Nordwesten abbog und demgemäß erodierend zur Ausbildung eines Prallhangs neigen musste. An dieser derart geschickt gewählten Stelle war demnach eine womögliche Zusedimentierung der Grabeneinmündung durch den (Auelehm mitführenden) Fluss am wenigsten zu befürchten. (s. **Abb. 4 und 5**)

An derselben Stelle erfolgte auch die Einmündung des zweiten wichtigen Entwässerungskanal in die Oker. Das ist der Wendenmühlengraben, welcher in der Niederung direkt unterhalb der Böschung der östlichen Niederterrasse verlief. Er hatte als Randentwässerer die aus dem sandig-kiesigen Terrassenkörper herabsickernden Grundwässer aufzunehmen und so von der Niederung fernzuhalten. Zugleich war er als Mauergraben mit in das Befestigungssystem des neu entstandenen Hagen-Weichbildes eingebunden. In dessen südlichen Abschnitt entstand wohl später zwischen Bohlweg und altem Steintor parallel noch ein weiterer Graben, wahrscheinlich zur Entlastung des Fluss-Hauptlaufes etwa bei Hochwässern.

Auf angesichts der niedrigen Höhenlage des Geländes erfolgte, z. T. beträchtliche Aufschüttungen im Hagen-Weichbild vor allem um den Hagenmarkt, hat Rötting u. a. in einer Profildarstellung aufmerksam gemacht (RÖTTING 1997, 25 Abb.13). Heute ist von den ursprünglichen größeren Höhenunterschieden bei dem inzwischen so ausgeglichenen Relief im inneren Stadtgebiet jedoch kaum noch etwas zu bemerken. Nur gelegentlich finden sich einmal Hinweise darauf. So war das 1986 punktuell kurzzeitig bei Erdarbeiten an der Ecke Bohlweg/Hagenscharrn zu beobachten. Dort ließ sich die natürliche alte



**Abb. 5** Ungefähr west-östliches Profil der sumpfigen Oker-Niederung zwischen den Rändern der beiderseitigen sandigen Terrassen (22-fach überhöht), mitten darin die Talsandinsel unter der Katharinenkirche am Hagenmarkt. Eingetragen sind zudem die bei der Gründung des Hagen-Weichbildes angelegten Entwässerungsgräben.



Bodenoberfläche unter dem Bohlweg, nur knapp 130 m entfernt von St. Katharinen, mindestens 1.7 m tiefer liegend erkennen als der mittelalterliche Kirchenboden. Der Kirchenplatz dort auf der natürlichen Sandinsel-Anhöhe inmitten der Niederung muss gegenüber der so viel niedrigeren Umgebung damals recht eindrucksvoll gewirkt haben.

Allein als Bestandteile der bald nach 1200 alle Weichbilde einschließenden Rundumbefestigung der Gesamtstadt sind die letzten beiden noch hochmittelalterlichen Gewässer entstanden. Beim Aufbau der Neustadt verband man das Altpetritor mit einem geradlinigen Mauer- und Grabenzug mit dem Wendtor. Das vorherige Schutzwerk am Altstadt-Nordrand entlang der Langen Straße wurde damit obsolet und verschwand. Im Grundrissbild von 1671 erinnert daran nur noch der kleine „Schlenker“ von Mauer und Graben am Altpetritor. (u. a. MERTENS 1981, Tafel 22) Nach der knapp überstandenen Belagerung von 1200 wurde unter Otto IV. schließlich die Altwiek mit in die Gesamtstadt einbezogen. Beim Bau des nun notwendigen neuen Schutzwerkes musste auch ein Wassergraben in den sandigen Terrassenkörper aufwändig tief eingearbeitet werden. Der ging von der Oker am Südrand des Köppenberges aus und erreichte die Niederung erst wieder am Steinweg-Tor. Von ihm sind gar keine Spuren mehr vorhanden. Wenn somit nun auch das südöstliche Schutzwerk des Hagen-Weichbildes überflüssig geworden war, so behielten die dortigen beiden parallelen Grabenzüge ihre hydrologischen Funktionen bei (s. Wendenmühlengraben) und blieben erhalten.

Im späten Mittelalter hatten sich Waffentechnik und Belagerungskämpfe stark gewandelt. Das erforderte grundlegend neue städtische Schutzwehrranlagen. In Braunschweig nahm man eine 2. Befestigungsgeneration gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit ersten Arbeiten an erweiterten Grabenbauten am Südrand der Stadt in Angriff („die kleine Oker“). Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde die ganze Stadt mit einem zweiten Gürtel von breiten Oker-Umflutgräben umgeben. (WOLFF 1935, 6). Die alten hochmittelalterlichen Stadtgräben blieben erhalten und kaum berührt von der neuen „Außen-Umflut“. Vor dem Südrand jedoch breitete sich jetzt aber ein vor dem neuen Bruchtor- und Kalenwall ost-westlich angelegtes breites Gewässer zwischen Köppenberges und Michaelistor aus. Dieses nahm den gesamten Okerzufluss auf und führte den Großteil des Wassers den nun die Stadt beidseitig umfließenden (Festungs-)gräben zu. Damit wurden die städtischen Baugebiete selbst künftig weniger stark in Mitleidenschaft gezogen von Hochwässern, die zum größeren Teil nun außen herum abfließen konnten. Dem inneren westlichen alten Stadtgraben war im Süden das Wasser bis dahin von dem westlichen natürlichen Okerarm zugeflossen. Nun erhielt er es direkt aus der neuen Okerumflut am Kalenwall. Das „abgeklemmte“ Grabenstück zwischen dem Südmühlentor und dem (alten) Michaelistor wurde mit schmalen Dämmen unterteilt und als eine Reihe von acht Fischbecken weiter genutzt. (DÜRRE 1861, 641)

Das Bruch, im südlichen Abschnitt der nassen Okeraue eingeklemmt zwischen zwei Okerarmen, wurde als jüngstes Siedelgebiet innerhalb des mittelalterlichen Stadtareals erst seit den 1440er Jahren baulich erschlossen. Zu eben jener Zeit werden zu seiner Kultivierung auch die dortigen Gräben angelegt worden sein.

Abschließend sei noch knapp die Frage nach einer von Braunschweig ausgehenden mittelalterlichen Okerschiffahrt bzw. nach entsprechenden Hafenplätzen im Stadtgebiet berührt. Unter Berufung auf das Heinrich dem Löwen zugeschriebene und 1227 von Otto dem Kind bestätigte Hagenrechts-Privileg und darin enthaltene Schifffahrtspargraphen soll es nach gängiger Meinung schon damals regen Schiffsverkehr zwischen Braunschweig und Bremen gegeben haben. Eingehende Durchsicht und Überprüfung der Schriftüberlieferung ergab jedoch, dass ein solcher im hohen Mittelalter aber nicht stattgefunden haben kann. Zwar war der Hagenmarkt anscheinend einmal als Ufermarkt für Schiffsanlandung an seinem Westrand vorgesehen, er hat diese Funktion aber niemals erfüllt. Die vermeintliche Okerschiffahrt zu jener Zeit blieb reine Option.

Auch durch topographische Nachforschungen hat sich im gesamten historischen Stadtgebiet gar kein belastbarer Hinweis auf einen sonstigen Hafenplatz feststellen lassen. (MEIBEYER 2002). Das gilt auch für die wiederholt als aufgelassene ehemalige Hafenanlagen verdächtigten teichartigen Gewässer am Großen Waisenhaus. Sie wurden 1402 als *de vleknessen* und 1502 als *de Kulk* bezeichnet (MEIER 1904, 36). Diese sind nichts anderes als verbliebene, teilweise uferbefestigte Altgewässer der Okertalaue.

Nicht in Frage steht, dass die Oker – aber nur im engeren stadtnahen Bereich! – zeitweise durchaus mit kleinen Kähnen befahren wurde, z. B. für den Transport von Tongefäßen von der Großtöpferei im (jetzt wüsten) Gropendorf bei Wenden in die Stadt. Südlich der Stadt gab es um 1750 kurzzeitig Schiffs Transporte von und nach Wolfenbüttel. Mit dem Verfall der Schiffsschleuse in Rünigen war aber auch das spätestens 1781/82 schon wieder zu Ende. (MEIBEYER 2011).

# Literatur

## BALZER 1961

G. Balzer, Die Topographie der Altstadt von Braunschweig und ihre anthropogenen Wandlungen (Maschschr.), Braunschweig 1961.

## BANSE 1936

Ewald Banse, Raum, Landschaft und Charakter der Stadt. In: Braunschweig – Altes Erbe – Neues Leben. Braunschweig 1936.

## DÜRRE 1861

Hermann Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Braunschweig 1861.

## DRESCHHOFF 1974

G. E. Dreschhoff, Geologische Untersuchungen in den Holozänablagerungen des mittleren Okergebietes (Diss. TU Braunschweig), Braunschweig 1974.

## EHBRECHT 2013

Wilfried Ehbrecht u.a. (Hrsg.), Deutscher Historischer Städteatlas 4: Braunschweig, Münster 2013.

## ERNST 2011

Wolfgang Ernst, Braunschweigs Unterwelt. Kanäle und Gewölbe unter der Stadt 1 – 3, Braunschweig 2011 – 2017.

## GESCHWINDE/MEIBEYER 2010

Michael Geschwinde / Wolfgang Meibeyer, Zur frühstädtischen Zeit von Braunschweig – aus gemeinsamer Sicht von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 91 (2010), 13 – 42.

## MEIBEYER 1986

Wolfgang Meibeyer, Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 67 (1986), 7 – 40.

## MEIBEYER 1994

Wolfgang Meibeyer, Herzog und Holländer gründen eine Stadt. Die Entstehung des Hagen in Braunschweig unter Heinrich dem Löwen. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 75 (1994), 7 – 28.

## MEIBEYER 1997

Wolfgang Meibeyer, Genetische Stadtgeographie in Beiträgen zur Topographie-Entwicklung im mittelalterlichen Braunschweig. In: Harman Thies (Hrsg.), Romanik in Niedersachsen. Forschungsstand und Forschungsaufgaben (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 33), Braunschweig 1997, 9 – 29.

## MEIBEYER 2002

Wolfgang Meibeyer, Gab es wirklich eine „bedeutende“ Fracht-Schiffahrt auf der unteren Oker im hohen Mittelalter? In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 83 (2002), 207 – 210.

## MEIBEYER 2005

Wolfgang Meibeyer, Siedlungsgeographischer Beitrag zur Entstehung und Grundrissausbildung der Neustadt im mittelalterlichen Braunschweig. In: Karsten Kablitz, Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Bd. 2 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 10), 9 – 41.

## MEIBEYER 2012

Frühere Okerläufe bei der Mühle Rüningen. In: Braunschweigisches Heimat 97 (2012), 17 – 19.

## MEIBEYER 2013

Das Gotteshaus St. Nikolai am Damm in Braunschweig. Ein Beitrag zur Sakral- und Stadtopographie im 12. Jahrhundert. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 94 (2013), 13 – 34.

## MEIER 1904

Hermann Meier, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904.

## MERTENS 1981

Joachim Mertens, Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Braunschweig 1981.

## RÖTTING 1985

Hartmut Rötting, Mittelalterliche Baulanderschließung in Braunschweig. In: K. Wilhelmi (Hrsg.): Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979 – 1984, Stuttgart 1985. 243f.

## RÖTTING 1997

Hartmut Rötting, Stadtarchäologie in Braunschweig. Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3. Hameln 1997.

## STEGMANN 1969

N. Stegmann, Entwicklung eines Darstellungsverfahrens für Baugrundkarten anhand der Baugrundverhältnisse der Stadt Braunschweig. (Ungedr. Diss. TU Braunschweig), Braunschweig 1969.

## TIMME 1950

Fritz Timme, Ein alter Handelsplatz in Braunschweig. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 22 (1950), 33 – 86.

## TIMME 1963

Fritz Timme, Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtbildung. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 35 (1963), 1 – 8.

## WOLFF 1935

H. Wolff, Die Geschichte der Bastionärbefestigung Braunschweigs. (Diss. TH Braunschweig), Braunschweig 1935, 6.









# Schriftenverzeichnis Hartmut Rötting

■ zusammengestellt von

*Henning Steinführer und Michael Heinrich Schormann*

## I. Selbständige Publikationen

(1) Archäologische Denkmalpflege Braunschweig, Grabungsergebnisse 1976. Katalog zur Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum; Mai – September 1977 [Ausstellung und Katalog Hartmut RÖTTING], Braunschweig 1977.

(2) Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976 – 1984 (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), Hameln 1985.

(3) Das Modell Quartier St. Jakobi-Turnierstraße, Braunschweig-Altstadt um 1230, hrsg. vom Herzog-Anton Ulrich Museum, Braunschweig 1995.

(4) Stadtarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976 – 1992. Erweiterte Neuauflage mit einem Forschungsbericht 1997 (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), Hameln 1997.

## II. Aufsätze und Beiträge

(5) Die frühmittelalterlichen Siedlungsräume an Oker und Schunter aufgrund archäologischer und archäometrischer Quellen im Überblick, in: Jahrbuch. Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft 2005, Braunschweig 2006, 123 – 131.

(6) Braunschweig, Frühzeit. Vom brunonischen „Herrenhof“ zur welfischen Gruppenstadt, in: Archäologie, Land, Niedersachsen: 400 000 Jahre Geschichte (Begleitbuch zur Sonderausstellung Archäologie, Land, Niedersachsen. 25 Jahre Denkmalschutzgesetz – 400 000 Jahre Geschichte, Oldenburg vom 14.11.2004 – 27.03.2005, Hannover vom 21.04.2005 – 31.07.2005, Braunschweig vom September 2005 – Januar 2006), hrsg. von Mamoun FANSA, Frank BOTH, Henning HASSMANN (Archäologische Beiträge aus Nordwestdeutschland, Beihefte 42), Stuttgart 2004, 647 – 653.

(7) Kaiserpfalz Goslar. Der frühottonische Wohnturm im früheren 10. Jahrhundert und die spätottonische Pfalz auf dem Liebfrauenberg im frühen 11. Jahrhundert, in: Archäologie, Land, Niedersachsen: 400 000 Jahre Geschichte (Begleitbuch zur Sonderausstellung Archäologie, Land, Niedersachsen. 25 Jahre Denkmalschutzgesetz – 400 000 Jahre Geschichte, Oldenburg vom 14.11.2004 – 27.03.2005, Hannover vom 21.04.2005 – 31.07.2005, Braunschweig vom September 2005 – Januar 2006) hrsg. von Mamoun FANSA, Frank BOTH, Henning

HASSMANN (Archäologische Beiträge aus Nordwestdeutschland, Beihefte 42), Stuttgart 2004, 578 – 582.

(8) Zur Infrastruktur der fünf Städte Braunschweigs, in: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum IV: Die Infrastruktur, hrsg. für den Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck von Manfred GLÄSER, Lübeck 2004, 249 – 262.

(9) Stadtarchäologie in Braunschweig 1976 – 1992. Ein Resümee zu Quellenbestand, Topographie und Hausbau, in: Aspekte der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit: Festschrift für Walter SAGE, hrsg. von Ingolf ERICSSON und Hans LOSERT, Bonn 2003, 376 – 385.

(10) Ältere Siedlungsspuren und Baubefunde auf dem Liebfrauenberg in Goslar. Ein Resümee zu den Ergebnissen der Probegrabung 1977 bis 1982 und ein Nachwort 2003, in: Goslar im Mittelalter. Vorträge beim Geschichtsverein, hrsg. von Hansgeorg ENGELKE (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar: Goslarer Fundus 51), Bielefeld 2003, 29 – 50.

(11) Neue archäologische Forschungsergebnisse zur Herrschaftstopographie des früheren Mittelalters im nördlichen Harzvorland, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 52 (2003), 139 – 145.

- (12) Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-historische und archäometrische Forschungsergebnisse, in: *Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe* (72. Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung), hrsg. von Heiko STEUER und Gerd BIEGEL (*Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters*, Beihefte 14), Bonn 2002, 125–167.
- (13) Brunswick, in: *Medieval archaeology. An encyclopedia*, ed. by Pam J. CRABTREE (*Routledge encyclopedias of the Middle Ages* 4, New York et al. 2001, 32–35).
- (14) Die Anfänge der Stadt Braunschweig, in: *Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region*, hrsg. von Horst-Rüdiger JARCK und Gerhard SCHILDT, Braunschweig 2000, 301–316.
- (15) Zu Hausbau und Grundstücksbebauung in der hochmittelalterlichen Altstadt von Braunschweig, in: *Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum III: Der Hausbau*, hrsg. von Manfred GLÄSER, Lübeck 2001, 403–420.
- (16) Zu Bestattungen und Repräsentation im friesischen und fränkischen Stil im Spiegel herausgehobener Grabanlagen von Schortens, Landkreis Friesland, in: *Über allen Fronten. Nordwestdeutschland zwischen Augustus und Karl dem Großen. Sonderausstellung, Staatliches Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Oldenburg*, vom 3. Oktober bis 21. November 1999, hrsg. von Frank BOTH und Heike AOUNI (*Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland*, Beihefte 26), Oldenburg 1999, 231–248.
- (17) Archäologische Erkenntnisse zum Handel in Braunschweig vom 12. bis zum 17. Jahrhundert, in: *Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum II: Der Handel*, hrsg. für den Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck von Manfred GLÄSER, Lübeck 1999, 331–347.
- (18) Stadtarchäologie in Braunschweig. Zu den forschungsgeschichtlichen Aspekten, in: *Das Braunschweiger Land (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34)*, Stuttgart 1997, 159–171.
- (19) Stadt Braunschweig, archäologisch-historische Denkmale der Altstadt: Auf dem Altstadtweg über die brunonische Siedlungsachse des früheren Mittelalters, in: *Das Braunschweiger Land (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34)*, Stuttgart 1997, 197–211.
- (20) Königslutter, Stiftskirche St. Peter und Paul mit Grablege Kaiser Lothar III. – Archäologische Untersuchung der Grablege Kaiser Lothars III., in: *Das Braunschweiger Land (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34)*, Stuttgart 1997, 242–246.
- (21) Salzgitter Lichtenberg, die Burg Lichtenberg, in: *Das Braunschweiger Land (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 34)*, Stuttgart 1997, 332–337.
- (22) Zu Hausbau und Parzellenbebauung im hochmittelalterlichen Braunschweig. Erste Auswertungsergebnisse nach Abschluß der Grabungen, in: *Romanik in Nieder-Sachsen. Forschungsstand und Forschungsaufgaben* (Symposion an der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina, Braunschweig, 17. – 20. März 1993), hrsg. von Harmen THIES (*Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte* 23), Braunschweig 1997, 119–129.
- (23) Braunschweig im hohen Mittelalter. Die Stadt Heinrichs des Löwen? in: *Jahrbuch. Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft* 1995, Göttingen 1996, 25–29.
- (24) Das ostsächsische Doppelhaus des hohen Mittelalters im archäologisch-rechtshistorischen Befund von Braunschweig, in: *Hausbau und Raumstruktur früher Städte in Ostmitteleuropa*, hrsg. von Hansjürgen BRACHMANN (*Památky archeologické*, Supplementum 6), Praha 1996, 40–62.
- (25) Die Braunschweiger Kemenate im hohen Mittelalter. Grundzüge ihrer Baugeschichte nach archäologisch-rechtshistorischer Quellenlage, in: *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995*, hrsg. von Jochen LUCKHARDT und Franz NIEHOFF, Bd. 2: *Essays*, München 1995, 395–400.
- (26) (gemeinsam mit Peter SCHOLZ) Stadtarchäologie Braunschweig. Archäometrische Untersuchungen zur Definition und Abgrenzung keramischer Warengruppen. Ein Vorbericht, in: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 64 (1995), 17–31.
- (27) „Castrum Tanquarderoth“. Der archäologische Befund, in: *Burg Dankwarderode. Ein Denkmal Heinrichs des Löwen*, hrsg. von Peter KÖNIGFELD und Reinhard ROSENECK, Bremen 1995, 22–26.
- (28) Alltagssachen, Alltagsleben – ausgegraben, in: *Wege in die Romanik. Das Reisehandbuch. Aufsätze und Lexikon ausgewählter Bau- und Kunstdenkmäler sowie archäologisch-historischer Stätten der Romanik in Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und in den angrenzenden Gebieten*, Redaktion Hartmut BOOCKMANN und Hugo THIELEN, Hannover 1993, 43–50.
- (29) Braunschweig. Stadtarchäologie und frühe Stadt, in: *Wege in die Romanik. Das Reisehandbuch. Aufsätze und Lexikon ausgewählter Bau- und Kunstdenkmäler sowie archäologisch-historischer Stätten der Romanik in Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und in den angrenzenden Gebieten*, Redaktion Hartmut BOOCKMANN und Hugo THIELEN, Hannover 1993, 160–162.
- (30) Goslar. Archäologie zu früher Stadt und Pfalz, in: *Wege in die Romanik. Das Reisehandbuch. Aufsätze und Lexikon ausgewählter Bau- und Kunstdenkmäler sowie archäologisch-historischer Stätten der Romanik in Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und in den angrenzenden Gebieten*, Redaktion Hartmut BOOCKMANN und Hugo THIELEN, Hannover 1993, 185.



- (31) Königsutter. Grablege Lothars III., in: Wege in die Romanik. Das Reisehandbuch. Aufsätze und Lexikon ausgewählter Bau- und Kunstdenkmäler sowie archäologisch-historischer Stätten der Romanik in Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und in den angrenzenden Gebieten, Redaktion Hartmut BOOCKMANN und Hugo THIELEN, Hannover 1993, 225–226.
- (32) Salzgitter-Lichtenberg. Burgruine Lichtenberg, in: Wege in die Romanik. Das Reisehandbuch. Aufsätze und Lexikon ausgewählter Bau- und Kunstdenkmäler sowie archäologisch-historischer Stätten der Romanik in Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und in den angrenzenden Gebieten, Redaktion Hartmut BOOCKMANN und Hugo THIELEN, Hannover 1993, 264–266.
- (33) (gemeinsam mit Jörg Weber, Marita Sterly) Die Ausgrabungen am Papenstieg 8 im Braunschweiger Burgbereich, in: Informationen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseum Nr. 3/4 (1992), 61–100.
- (34) Pfostenbau, Ständerhaus, Kemenate. Zu Baubefunden der Braunschweiger Altstadtgrabung, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 11 (1991), 22–27.
- (35) Archäologische Siedlungsbefunde zu den Vor- und Frühformen von Braunschweig, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 11 (1991), 100–104.
- (36) Die Grabungen an der Turnierstraße und am Eiermarkt in Braunschweig-Altstadt und der stadtarchäologische Forschungsstand, in: Braunschweigisches Jahrbuch 72 (1991), 7–14.
- (37) Zur hochmittelalterlichen Gebäude- und Parzellenstruktur des Markortes und der frühen Stadt von Braunschweig im Weichbild „Altstadt“, in: Topographie und Hausbau der Frühzeit in Städten des hansischen Wirtschaftsraumes, hrsg. vom Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 20), Bonn 1990, 139–148.
- (38) Archäologische Kultur-Landschaft und Denkmalpflege. Ein Braunschweiger Fallbeispiel der historischen Stadt-Umwelt-Beziehung, in: Naturwissenschaftliche und historische Beiträge zu einer ökologischen Grundbildung. Sommerschule „Natur und Geschichte“ 1989 in Göttingen, Hannover 1989, 225–232.
- (39) (Zusammengestellt von Hartmut RÖTTING) Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt. Zweiter Vorbericht, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 58 (1989), 209–278.
- (40) Zum Arbeitsstand auf der Parzelle Ass. 636 in Braunschweig-Altstadt. Mit Expertisen von Pia DITTMANN und Ruth RÖWER-DÖHL, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 58 (1989), 209–237.
- (41) Artikel Friedhof: B. Mittelalter. I. Archäologie und Anthropologie. 1. Archäologie, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, Stuttgart, Weimar 1989, Sp. 924.
- (42) Höhenburg und Kalksteinbruch. Ein letzter Kampf um den Kanstein? in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 8 (1988), 89–91.
- (43) Stadtarchäologie, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 8 (1988), 141–143.
- (44) Möglichkeiten und Grenzen stadtarchäologischer Denkmalpflege in Braunschweig, in: Stadtarchäologie in Deutschland und den Nachbarländern, hrsg. vom Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 14), Bonn 1988, 89–99.
- (45) Wandel und Kontinuität in der Stadt- und Parzellentopographie Braunschweigs, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 7 (1987), 96–98.
- (46) (Zusammengestellt von Hartmut RÖTTING) Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt. 1. Vorbericht, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 56 (1987), 195–278.
- (47) Wesentliche Grabungsergebnisse 1985/86. Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 56 (1987), 197–213.
- (48) (mit einem anthropologischen Beitrag von Bernd HERRMANN) Zur Archäologie der Hauptkirche Beatae Mariae Virginis, in: Die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 4), Hannover 1987, 79–86.
- (49) (gemeinsam mit Bernd HERRMANN) Hartmut Rötting, Menschliche Skeletteile aus mittelalterlichen Kloaken, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 16 (1986), 485–487.
- (50) (gemeinsam mit Martin OKRUSCH und Regina WILKE-SCHIEGRIES) Archäometrie früh- und hochmittelalterlicher Keramik des Gräberfeldes Schortens, Landkreis Friesland, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 55 (1986), 145–189.
- (51) Braunschweig-Archäologie: Altstadtüstung an der Turnierstraße wird ausgegraben, in: Berichte zur Denkmalpflege 6 (1986), 102. 3/86, 17–19.
- (52) (gemeinsam mit Hans Wilhelm HEINE) Frühmittelalterliche Gräberfelder, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 275–276.

- (53) Der älteste Totenplatz in Niedersachsen, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 103–108.
- (54) Mittelalterliche Baulanderschließung in Braunschweig, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 243–244.
- (55) Zur mittelalterlichen Warenkunde nach Braunschweiger Befunden, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 244–248.
- (56) „Nicht zu den Grabhügeln der Heiden...“. Christlich geprägte Friedhöfe im Braunschweiger Land, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 283–286.
- (57) Die Grablegung Kaiser Lothars III. am 31. Dezember 1137, in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984, hrsg. von der Archäologischen Denkmalpflege im Institut für Denkmalpflege durch Klemens WILHELM (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1,1), Hauptband, Stuttgart 1985, 287–293.
- (58) Die Grablege Lothars III. in der Stiftskirche zu Königs-Lutter, in: Kirchen, Klöster, Manufakturen. Historische Kulturgüter im Lande Braunschweig, hrsg. vom Vereinigten Kloster- und Studienfonds, Braunschweig 1985, 61–82.
- (59) Zum Arbeitsstand stadttarchäologischer Denkmalpflege in Braunschweig, in: Stadttarchäologie in Braunschweig. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1984, hrsg. von Hartmut RÖTTING (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), Hameln 1985, 11–167.
- (60) (gemeinsam mit Martin OKRUSCH und Regina WILKE-SCHIEGRIES) Archäometrie frühmittelalterlicher Keramik aus dem Gräberfeld Schortens, Kreis Friesland, Niedersachsen: Arbeitsbericht zum Forschungsvorhaben 2091BV4e-1/79, Braunschweig 1985.
- (61) Das alt- und mittelnolithische Gräberfeld von Wittmar, Landkreis Wolfenbüttel. Eine Übersicht zu den Grabungsergebnissen, in: Frühe Bauernkulturen in Niedersachsen. Linienbandkeramik, Stichbandkeramik, Rößener Kultur (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 1), Oldenburg 1983, 135–157.
- (62) Neue archäologische Quellen zur Frühmittelalterforschung im Nördlichen Harzvorland. Eine Übersicht zu Grabungsergebnissen aus den Jahren 1976–1982, in: Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land. Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, hrsg. von Mechthild WISWE, Braunschweig 1983, 51–77.
- (63) (gemeinsam mit Bernd HERRMANN) Ein Leichenschatten mit besonderer Aussagemöglichkeit, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 13 (1983), 499–502.
- (64) Aus den Grabungsresten der Jahre 1981/82, in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 29 (1983), 33–38.
- (65) Neufunde aus der Karolingerzeit, in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 28 (1982), 33–37.
- (66) Stadttarchäologie in Braunschweig: Möglichkeiten, Methoden und erste Ergebnisse zur Stadtentstehungsfrage, in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Veröffentlichung des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege 2 (1982), 9–13.
- (67) Archäologische Befunde zu prae-städtischen Siedlungsformen Braunschweigs vor Heinrich dem Löwen. Erster Teil eines Arbeitsberichts, in: Brunswiek 1031 – Braunschweig 1981. Die Stadt Heinrichs des Löwen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Festschrift zur Ausstellung 1981, hrsg. von Gerd SPIES, Braunschweig 1981, 695–723.
- (68) Der mittelalterliche Tongefäßschatz unter dem heutigen Hagenmarktcenter, in: Braunschweigischer Kalender 1981, 20–22.
- (69) (gemeinsam mit Wolfgang Erdmann) Archäologische Untersuchungen auf dem Domhügel zu Lübeck, in: Archäologie in Lübeck: Erkenntnisse von Archäologie und Bauforschung zur Geschichte und Vorgeschichte der Hansestadt, berab. von Klaus FRERICH (Hefte zur Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck 3), Lübeck 1980, 91–93.
- (70) Die Grabungsergebnisse der frühmittelalterlichen Gräberfelder im Raum Cleverns-Schortens, in: Christianisierung und frühes Christentum im friesisch-sächsischen Küstenraum: Kolloquium am 20. Februar 1976 (Beiträge und Ergebnisse der Kolloquien. Forschungsinstitut für den Friesischen Küstenraum), Aurich 1980 32–33.
- (71) Wichtige karolingerzeitliche Grabfunde von Remlingen, in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 25 (1979), 32–41.
- (72) Vorbericht über archäologische Untersuchungen im ehemaligen Klosterbereich St. Aegidien zu Braunschweig mit



interdisziplinären Arbeitsergebnissen, in: 800 Jahre St. Aegidien zu Braunschweig. Liebfrauenmünster der Katholischen Propsteigemeinde St. Nikolai zu Braunschweig, hrsg. von Ute RÖMER-JOHANNSEN und Christoph RÖMER (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 22), Braunschweig 1979, 15–57.

(73) Anlass und Stand der Untersuchungen (Vorbericht über archäologische Untersuchungen im ehemaligen Klosterbereich St. Aegidien zu Braunschweig), in: St. Aegidien zu Braunschweig 1115–1979. Liebfrauenmünster der katholischen Propsteigemeinde St. Nikolai. Festschrift aus Anlaß der Wiederherstellung der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Aegidien und zur Altarweihe am 8. Dez. 1979, hrsg. von Ute RÖMER-JOHANNSEN, Hildesheim 1979, 16–17.

(74) Die Gräber im Bereich der Abtssepultur, in: St. Aegidien zu Braunschweig 1115–1979. Liebfrauenmünster der katholischen Propsteigemeinde St. Nikolai. Festschrift aus Anlaß der Wiederherstellung der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Aegidien und zur Altarweihe am 8. Dez. 1979, hrsg. von Ute RÖMER-JOHANNSEN, Hildesheim 1979, 25–26.

(75) Grab 5: Das Archäologische und die Datierungsfrage, in: St. Aegidien zu Braunschweig 1115–1979. Liebfrauenmünster der katholischen Propsteigemeinde St. Nikolai. Festschrift aus Anlaß der Wiederherstellung der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Aegidien und zur Altarweihe am 8. Dez. 1979, hrsg. von Ute RÖMER-JOHANNSEN, Hildesheim 1979, 30–33.

(76) Der Abtsstab von St. Aegidien, in: St. Aegidien zu Braunschweig 1115–1979. Liebfrauenmünster der katholischen Propsteigemeinde St. Nikolai. Festschrift aus Anlaß der Wiederherstellung der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters St. Aegidien und zur Altarweihe am 8. Dez. 1979, hrsg. von Ute RÖMER-JOHANNSEN, Hildesheim 1979, 40–44.

(77) Anmerkungen zu Miniatur-Feldflaschen, in: Braunschweigische Heimat 64 (1978), 65–73.

(78) Belegungsordnung und Bestattungssitte auf dem Gräberfeld von Wittmar, in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 24 (1978), 44–55.

(79) Die Steinanlagen auf dem Wurmberg, in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 36: Westlicher Harz, Clausthal-Zellerfeld, Osterode, Seesen, Mainz 1978, 150–169.

(80) Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Jever-Clevers, Kreis Friesland, in: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 11 (1977), 1–42.

(81) Lübecker Domgrabung 1976. Zur Rekonstruktion der romanischen Hauptapsis, in: Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, hrsg. von Olof AHLERS und Antjekathrin GRASSMANN, Lübeck 1976, 339–352.

(82) Grabung zwischen Hecken und Häusern, in: Der Historien-Kalender [Jever] 138 (1975), 48–54.

(83) Größere Fundbergungen und Ausgrabungen: Schortens, Kreis Friesland, in: Nachrichten des Marschenrates zur Förderung der Forschung im Küstengebiet der Nordsee 12 (1975), 20–23.

(84) Nachgrabung auf dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Jever-Clevers, Kreis Friesland, in: Oldenburger Jahrbuch 72 (1975), 186–189.

(85) Die frühmittelalterlichen Gräberfelder im Raum Jever-Clevers-Schortens (Standort und Ausblick der Untersuchungen), in: Mitteilungsblatt der Oldenburg-Stiftung 1974, Nr. 4, 4–6.

(86) Zur Bestattungssitte auf dem frühmittelalterlichen Friedhof Clevers, in: Der Historien-Kalender [Jever] 137 (1974), 18–23.

(87) Das gemischtbelegte Gräberfeld von Clevern, Stadt Jever, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42 (1973), 365–367.

(88) Der frühmittelalterliche Friedhof von Clevers, in: Friesische Heimat (Beigabe zu Jeverisches Wochenblatt), 1972, Nr. 15.





# Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

## Dr. Michael Geschwinde

Geb. 1959 in Kassel

1978 -1986 Studium Ur- und Frühgeschichte, Vorderasiatische Archäologie und Anthropologie in Göttingen

1986 Magister Artium zum Thema urgeschichtlicher Opferstätten in den Höhlen im Ith.

1986 – 1993 Tätigkeit an Museen in Detmold, Hannover und Hildesheim.

Seit 1993 Bezirksarchäologe des Stützpunktes Braunschweig des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege.

1999 Promotion „Die Hügelgräber auf der Großen Heide bei Ripdorf im Landkreis Uelzen. Archäologische Beobachtungen zu den Bestattungssitten des Spätneolithikums und der Bronzezeit in der Lüneburger Heide“ (Universität Göttingen).

Seit 1993 Mitglied im Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland

Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender der Archäologischen Kommission für Niedersachsen e.V.

Seit 2007 Lehrauftrag für Archäologie an der TU Braunschweig.

## Dr. Karsten Kablitz

Studium der Germanistik, Geschichte und Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Braunschweig und Bamberg. Staatsexamen Höheres Lehramt 1980, Magister Artium 1988, Promotion 2005.

1977-96 Mitarbeiter der Braunschweiger Bezirksarchäologie unter Leitung von Professor Hartmut Rötting, zuletzt im Projekt Stadtarchäologie Braunschweig 1992-1996.

Nach Schwerpunktgrabungen in Braunschweig (Projekte Alte Waage 1988-91 und Weberstraße/Lange Straße 1997-2002) sowie verschiedenen auswärtigen Stationen (Städtisches Museum Halberstadt 1996 und 1999/2000, Helms-Museum Hamburg 2005-09) seit 2010 Mitarbeiter der Arcontor OHG/Projekt GmbH, Archäologiedienstleistungen (Leitung von Großprojekten, Koordination des Außen- und Innendienstes).

## Christine Kellner-Depner

studierte Ur- und Frühgeschichte an der Freien Universität Berlin und der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt/M., wo sie ihr Studium mit einer Arbeit zur keltischen Siedlungsarchäologie mit dem Magister Artium abschloss. Ab 1985 arbeitete sie in mehreren stadtarchäologischen Projekten in Braunschweig. Seit 1998 ist sie im Fachdienst Kultur der Stadt Salzgitter beschäftigt. Am Städtischen Museum Schloss Salder ist sie zuständig für die Archäologische Sammlung sowie die Museumspädagogik und die Planung und Durchführung von Sonder- und Dauerausstellungen.

## Prof. Dr.-Ing. Cord Meckseper

\* 1934 in Bremen; 1954-1963 Architekturstudium TH Stuttgart; 1969 Promotion; 1970 Habilitation („Stadtbaugeschichte“); 1971 – 1973 Universitätsdozent TH Stuttgart; 1973 – 1974 Professur für Geschichte, Theorie und Kritik der Architektur, Staatliche Hochschule für bildende Künste Berlin; 1974 – 1999 o. Professor für Bau- und Kunstgeschichte, Universität Hannover; 1979 – 1985 Vorsitzender des Arbeitsausschusses zur Niedersächsischen Landesausstellung „Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150 – 1650“ (Braunschweig 1985); o. Mitglied der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft seit 1991.

## Prof. Dr. rer. nat. Wolfgang Meibeyer

Geboren 1938 in Braunschweig. Abitur dort 1958 und Studium der Mathematik, Physik und Geographie mit dem Berufsziel Gymnasiallehrer. 1964 Promotion mit einer Dissertation über „Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen“ bei Georg Nie-meier, danach Wissenschaftlicher Assistent / Oberassistent am dortigen Geographischen Institut. 1971 Habilitation mit einer Regionalstudie „Das Unterems-Jade-Gebiet. 1971 / 72 Lehrstuhlvertretung an der Universität Göttingen und Univ.-Doz. an der TH Braunschweig. 1974 Professor an der Universität Mainz. Nach Rückkehr nach Braunschweig dort wiederholt auch Leiter des Instituts für Geographie und Geoökologie, ab 1994 zusätzlich auch des Lehrstuhls für Didaktik der Erdkunde. Ruhestand 2003.

Zahlreiche Forschungen und Veröffentlichungen zur Historischen Geographie ländlicher Siedlungen, zur Stadtgeographie (bes. Braunschweig) sowie zur Regionalen Geographie Norddeutschlands und Südgriechenlands. Seit 1972 Mitglied der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen und seit 1997 auch der Archäologischen Kommission für Niedersachsen.

## Dr. Heike Pöppelmann

ist seit 2010 Direktorin des Braunschweigischen Landesmuseums. Außerdem ist sie als Dozentin für Ausstellungsmanagement an der Bundesakademie Bundesakademie für kulturelle Bildung in Wolfenbüttel tätig. Unter ihrer Leitung wurden ein Kindermuseum und zahlreiche partizipative Formate im Vermittlungsprogramm des Museums entwickelt. Heike Pöppelmann hat Ur- und Frühgeschichte in Köln und Bonn studiert und über das spätantike-frühmittelalterliche Gräberfeld von Jülich, Kr. Düren promoviert. Sie publiziert zum Früh- und Hochmittelalter, zur Museologie und zur regionalen Erinnerungskultur.

### Dr. Dirk Rieger

Studium Mittelalterarchäologie, Ur- und Frühgeschichte, Bau- forschung und Denkmalpflege an der Universität Bamberg; Magisterarbeit und Dissertation zu archäologische Ausgrabungen in Braunschweig (Alten Wiek und Altstadt); 2009 bis 2016 wissenschaftlicher Leiter der UNESCO Ausgrabungen im Gründungsviertel in Lübeck; seit 2017 wiss. Mitarbeiter im Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abteilung Archäologie der Hansestadt Lübeck; Forschungsschwerpunkte: Entwicklungsabläufe und Genese mittelalterlicher Städte sowie Entwicklung und Analyse urbaner Architekturen.

### Michael Heinrich Schormann M. A.

Eingeborener Hannoveraner des Jahrgangs 1955. Schulzeit in Hannover, Militärdienstzeit 1975-1977 als Reserveoffizier bei der Artillerie. Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Ur- und Frühgeschichte, Bau- und Kunstgeschichte und Geografie in Hannover und Göttingen. Teilnahme an Ausgrabungen u. a. in Braunschweig und Hannover. Aus der Teilnahme an der Grabung Dammstraße in Hannover 1984 Magisterarbeit „Die Dammstraße in Hannover – Zur Entstehung und Entwicklung der mittelalterlichen Stadt.“ Ab 1984 Tätigkeit beim damaligen Institut für Denkmalpflege, von 1987 bis 2018 bei der Niedersächsischen Sparkassenstiftung, ab 1989 stellvertretender Geschäftsführer. Von 2000 bis 2018 stellvertretender Geschäftsführer der VGH-Stiftung. Als Landschaftsdirektor Geschäftsführer des Verbundes der historischen hannoverschen Landschaften. Vorstandsmitglied und Schatzmeister der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Mitglied der Archäologischen Kommission für Niedersachsen, der Denkmalkommission des Landes Niedersachsen, des Niedersächsischen Sachverständigenausschuss für Archivgut und im Beirat des Historischen Vereins für Niedersachsen. Tätig als Kirchenvorstandsvorsitzender der Gemeinde St. Ulrici-Brüdern in Braunschweig.

### Dr. Henning Steinführer

Studium Geschichte, Historische Hilfswissenschaften und Klassische Philologie in Leipzig, München und Glasgow, nach Stationen in Weimar und Marburg seit 2006 Direktor des Stadtarchivs Braunschweig, eigene Forschungen v. a. zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte, seit 2013 o. Mitglied der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft; seit 2016 Vorsitzender der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen.

### Prof. Dr. Heiko Steuer

geb. am 30. Oktober 1939 in Braunschweig. Studium in Göttingen und Tübingen 1960 bis 1969 nach Physik dann Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, Alte Geschichte und Germanistik. Promotion 1969 in Göttingen, Habilitation 1979 in Bochum. Von 1977 bis 1984 Direktor des Kölnischen Stadtmuseums. Seit 1984 Direktor des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg im Breisgau, Emeritierung 2005 als Professor für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters. (Begründer und Mitherausgeber der „Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters“ seit 1973; Mitherausgeber des Reallexikons der Germanischen Altertumskunde“ bis zum Abschluss 2008).





ISBN 978-3-932030-94-9

